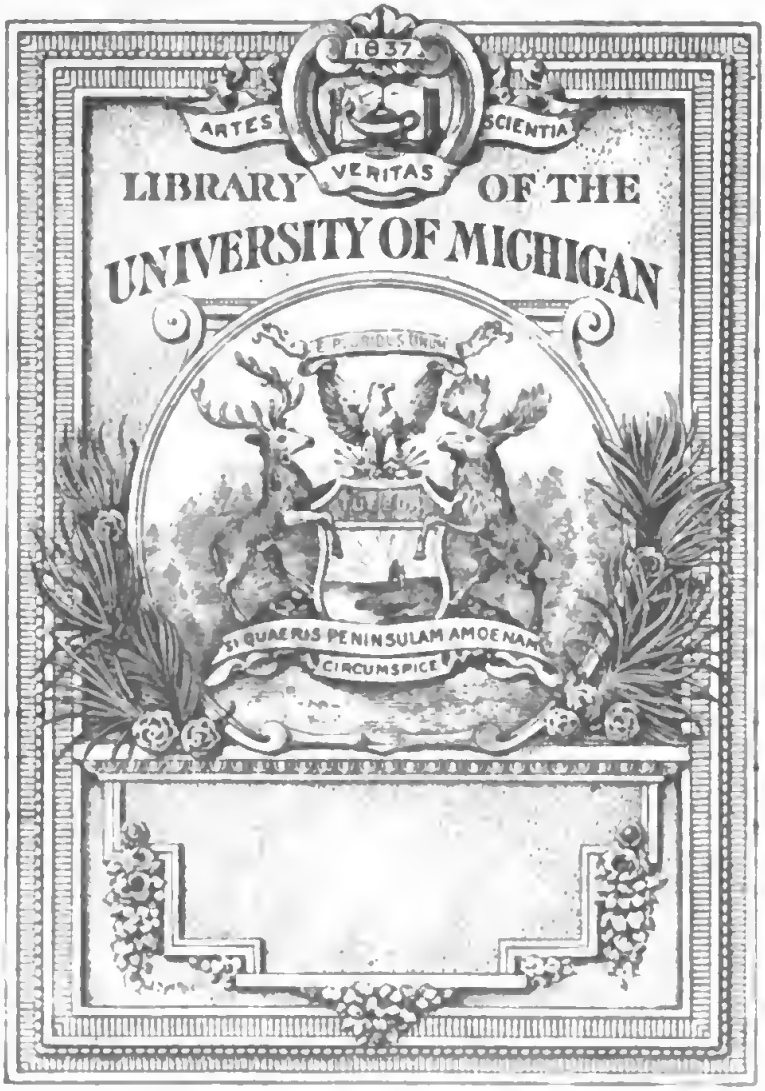
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz

830.
BS

THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des vierten Bandes.

	Seite
Klippen des Glücks. Roman von Adolph Streckfuß. (Fortsetzung)	5
Unter dem schwarzen Kreuz. Historische Novelle von Hanns v. Spielberg	91
Eine gelehrte Schildwache. Aus der Sturm- und Drangperiode eines berühmten Gelehrten. Von R. Trenkhorst	185
Der australische Ueberland-Telegraph. Skizze von H. Berka	197
Die letzten Tage eines Kaiserreichs. Historische Skizze von Hermann Haardt	208
Schlitten und Schlittschuhe. Von Gottfried Pfeuffer	223
Der Kreislauf des Lebens am Himmel. Astronomische Skizze von P. Richter	235
Mannigfaltiges:	
Ein gelöstes Räthsel	247
Warum und wie husten wir?	248
Eine königliche Laune	251
Alte Volksbräuche in England	252
Von oben muß man anfangen	254
Ein insolentes Kunstwerk	255
Schwarz und Gold	256

Klippen des Glücks.

Roman

von

Adolph Streckfuß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Blick Bertha's traf Herrn v. Wangen, ein wunderbarer, bezaubernder Blick. So hatte sie ihn noch niemals angeschaut! Sie sprach noch einige leise schnelle Worte zu dem Lieutenant, dann kehrte sie zu ihrem Platz am Tische zurück; mit einem wunderlieblich freundlichen Lächeln entschuldigte sie sich flüsternd bei ihrem Nachbar, daß sie ihn verlassen habe, um sich von dem Vetter Albrecht Nachricht zu holen, wie es ihrem Vater gehe. Sie entschuldigte sich, das hatte sie bisher nie gethan, und wie freundlich, wie liebenswürdig sprach sie die Entschuldigung aus. Herr v. Wangen war entzückt, die Qualen der Eifersucht, welche ihn in den letzten Minuten erfüllt hatten, waren vergessen, ja, er schämte sich sogar dieser Eifersucht, die ihm jetzt selbst als eine Thorheit erschien. Auch auf Pechmayer war er oftmals eifersüchtig gewesen, weil diesen die schöne Bertha ganz offen auszeichnete, weshalb quälte ihn jetzt die Eifersucht auf den Lieutenant, der sich kaum je eines Zeichens der Gunst seiner schönen Cousine rühmen durfte?

Was auch Bertha soeben im Geheimen mit dem Lieutenant besprochen haben mochte, nachtheilig für Herrn v. Wangen war es nicht gewesen, davon konnte sich dieser im Laufe des Abends hinreichend überzeugen. Niemals war Bertha so liebenswürdig, so zuvorkommend, so aufmunternd freundlich gewesen, wie an jenem Abend nach der Unterhaltung mit dem Lieutenant. Herr v. Wangen wurde hiedurch in einen solchen Wonnerausch versetzt, daß er gar nicht die gedrückte Stimmung bemerkte, in welcher außer Bertha, die heiterer und liebenswürdiger war als je, alle Mitglieder des Familienkreises sich befanden.

Die Posttasche hatte durch ihren Inhalt diese Stimmung hervorgerufen, sie hatte Briefe, einen für Herrn v. Osternau und einen für Pechmayer gebracht; Letzterer hatte seinen Brief zwar ungelesen in die Brusttasche gesteckt, aber er war schon dadurch, daß er überhaupt einen Brief von unbekannter Hand erhielt, besorgt und unruhig geworden. Herr v. Osternau hatte dagegen seinen Brief nicht nur einmal, sondern mehrmals gelesen; jedenfalls enthielt derselbe irgend eine recht unangenehme Nachricht, denn Herr v. Osternau wurde bei der Durchlesung sehr ernst; mit einem eigenthümlich forschenden Blick schaute er von dem Schreiben auf zu dem Informator hinüber, dann las er kopfschüttelnd weiter. Der Inhalt des Schreibens mochte ihn wohl während des ganzen Abends beschäftigen; er nahm fast keinen Antheil an der Unterhaltung, und als am Abend Egon gute Nacht sagte, erwiderte er es nicht in der gewohnten sehr freundlichen und herzlichen Weise.

Als Egon schon an der Thüre des Salons war, wurde

er durch einen Zuruf des Herrn v. Osternau zurückgehalten.

„Verziehen Sie noch einen Augenblick, Herr Pechmayer, ich habe Ihnen noch ein paar Worte zu sagen.“

Egon kehrte um, in mit Besorgniß gepaarter Neugier erwartete er Mittheilungen über die Gründe, welche Herrn v. Osternau zu dieser seiner sonstigen Gewohnheit gar nicht entsprechenden Einladung veranlaßt haben konnten.

Herr v. Osternau ging schweigend in dem Wohnzimmer auf und nieder; erst als alle Familienmitglieder, auch Frau v. Osternau, auf einen Wink von ihm das Zimmer verlassen hatten, wendete er sich zu Egon.

„Ich habe einen Sie betreffenden, mich sehr überraschenden Brief erhalten, Herr Pechmayer,“ sagte er ernst; „ich verhehle Ihnen nicht, daß der Inhalt meine gute Meinung über Sie erschüttert hat. Ich wünsche in diesem Augenblick nicht, über denselben mit Ihnen zu sprechen, eine solche Unterredung würde mich wahrscheinlich aufregen und mir die Nachtruhe rauben, deren ich doch sehr bedürftig bin; auch wäre ich vielleicht heute unter dem frischen Eindruck des Briefes geneigt, ungerecht gegen Sie zu sein. Ich muß Ihnen Zeit lassen, damit Sie sich rechtfertigen können, und ich bitte Sie daher, morgen früh um neun Uhr mich zu besuchen; wir werden uns dann in aller Ruhe aussprechen können. Hier ist der erwähnte Brief, lesen Sie ihn. Sie mögen ihn mir morgen zurückgeben. Heute wünsche ich keine weitere Auseinandersetzung. Gute Nacht, Herr Pechmayer.“

Egon war entlassen; nachdem er von Herrn v. Osternau

den ominöſen Brief erhalten hatte, mußte er ſich zurückziehen. Er eilte nach ſeinem Zimmer, ſeine Neugier war auf's Aeußerſte erregt, und ſobald er ſich ſein Licht angezündet hatte, las er das ihm übergebene Schreiben, es lautete:

„Hochwohlgeborener, hochverehrter Herr!

Verzeihen Sie es einem Unbekannten, wenn er es wagt, Sie mit einer Klage und einer Bitte zu beläſtigen! Ich würde den Muth dazu nicht haben, aber in der peinlichen Verlegenheit, in welcher ich mich befinde, bleibt mir leider keine Wahl. Wenn ich nicht Gefahr laufen ſoll, vielleicht eine für mich ſehr große, nur durch ſchwere Entſagung erſparte Summe ganz zu verlieren, muß ich mich an Euer Hochwohlgeboren wenden und Ihre Hilfe anflehen. Erlauben Sie mir, zur Begründung meiner Bitte Ihnen den Thatbeſtand mitzutheilen.

Vor einer Reihe von Jahren habe ich dem Schulzen Brandes in Wilhelmshagen ein Kapital von vierhundert Thalern geliehen, ich habe es ihm zu einem billigen Zinsſatz viele Jahre lang gelaſſen, weil ich wußte, daß er ein redlicher Mann iſt. Das hat er auch jetzt bewieſen; obgleich verarmt und gezwungen, nach Amerika auszuwandern, hat er doch Sorge getragen, mir das ganze mir ſchuldige Kapital mit den ſeit langer Zeit rückſtändigen Zinſen zurückzuzahlen, aber er hat leider zu dieſem Zweck einen falſchen Weg eingeſchlagen, ſo daß mir jetzt die Gefahr droht, mein ſchwer erſpartes Geld vielleicht zu verlieren; er hat es meinem Neffen, dem Kandidaten Gottlieb Pechmayer mit dem Auftrage, es mir zu bringen, über-

geben, ehe er die Reiſe nach Amerika angetreten hat. Während der Ueberfahrt nach der neuen Welt iſt ihm die Sorge gekommen, daß Gottlieb Pechmayer vielleicht ſeinen Auftrag nicht pünktlich ausführen werde, er hat deshalb mir ſofort von New-York aus geſchrieben und mich gefragt, ob ich die betreffende Summe erhalten habe. Leider iſt ſeine Sorge nur zu begründet geweſen, denn mein Neffe hat mir das Geld nicht gezahlt, wahrſcheinlich hat er es unterſchlagen oder im Kartenſpiel verloren.

Mein Neffe, der Sohn meiner Schweſter und des verſtorbenen Pfarrers Pechmayer in Wilhelmshagen, hat die Wohlthaten, welche ich ihm, der vater- und mutterloſen Waiſe, durch ſeine Erziehung erwieſen habe, durch Undank belohnt. Er hat ſich nie wieder um mich bekümmert, ſeit er mein Haus verlaſſen hat, um ſelbſtſtändig in's Leben zu treten. Die väterlichen Lehren, welche ich ihm beim Abſchied gab, als ich ihn zur Schule entließ, hat er vergeſſen; durch ein leichtfertiges Leben, insbeſondere durch ſeine Leidenſchaft für hohes Kartenſpiel, hat er nicht nur ſein kleines väterliches Erbtheil verſchleudert, ſondern es auch dahin gebracht, daß er die ihm übertragene Stelle in Wilhelmshagen wieder verloren hat. Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört, bis ich den Brief von dem Schulzen Brandes erhielt und nun von herber Sorge um mein Geld erfüllt wurde.

Faſt vier Wochen waren vergangen, ſeit Gottlieb Pechmayer mein Geld in Händen hatte, und mußte ich nicht auf den Verdacht verfallen, daß er es wie ſein Vatererbe verſpielt oder ſonſt vergeudet habe? Ich kannte ſeine

Adreſſe nicht, deshalb ſchrieb ich eiligſt an ſeinen Gönner, den Direktor Herr Kramſer, von ihm erhielt ich die Nachricht, daß mein Neffe in Euer Hochwohlgeboren Dienſt eine hochbezahlte Stelle als Informator erhalten habe. Ich habe jetzt an meinen Neffen geſchrieben und ihn gebeten, mir mein Eigenthum zurückzuerſtatten, aber ich fürchte, meine Bitte wird fruchtlos ſein, wenn ſie nicht durch Euer Hochwohlgeboren unterſtützt wird. Mein Neffe beſitzt das Geld keinenfalls mehr, er hat es ſicherlich verſpielt und kann es daher nicht zurückzahlen, auch wenn er dazu die Abſicht hat. Ich könnte ihn durch eine Anzeige beim Staatsanwalt zu der verdienten Beſtrafung bringen, dagegen aber ſträubt ſich mein verwandtſchaftliches Gefühl, ich würde zu einem ſolchen Schritte mich nur entſchließen, wenn mein Neffe ſich weigert, mir die unterſchlagene Summe mit den Zinſen nach und nach zurückzuzahlen. Er kann dies thun, wenn er nur will!

Wie mir Herr Direktor Kramſer ſchreibt, bezieht mein Neffe von Euer Hochwohlgeboren außer vollſtändig freier Station ein baares Gehalt von dreihundert Thalern. Mit hundert Thalern kann ein junger Mann, ſogar ohne ſich einzuſchränken, ſehr gut auskommen, ich ſelbſt habe als Kandidat viel weniger verbraucht, mein Neffe kann mir daher mindeſtens zweihundert Thaler im Jahre zurückzahlen, wenn er nur den guten Willen dazu hat.

Es geht nun meine ergebene Bitte dahin, Euer Hochwohlgeboren wollen meinen Neffen veranlaſſen, ſeine Pflicht gegen mich zu erfüllen, indem Sie ihm ſeinen Gehalt nur in Höhe von hundert Thalern jährlich auszahlen, mir aber

die zurückbehaltenen zweihundert Thaler jährlich übermitteln, bis die Schuld meines Neffen abgezahlt worden ist. Mein Neffe wird, davon bin ich überzeugt, mit einer derartigen Abzahlung seiner Schuld einverstanden sein, er wird mich nicht zwingen, die Hilfe des Gerichtes gegen ihn in Anspruch zu nehmen; mich aber würden Euer Hochwohlgeboren durch Erfüllung meiner Bitte zu tiefster Dankbarkeit verpflichten.

Mit der Versicherung ausgezeichneter Verehrung
Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster
Widmann,
Prediger in Wermersdorf."

„Ein recht erbauliches Schreiben!" sagte Egon, als er den Brief gelesen hatte, seiner Gewohnheit nach leise zu sich selbst sprechend. „Gewiß wird der Brief, den ich heute Abend erhielt und noch ungelesen in der Tasche habe, ebenfalls von dem Onkel Widmann herrühren."

Er zog das Schreiben hervor und las es. Er hatte richtig gerathen, der Brief enthielt Drohungen Widmann's gegen seinen Neffen, wenn dieser sich weigere, jährlich zweihundert Thaler seines Gehaltes zur Rückzahlung seiner Schuld zu opfern.

Aergerlich zerknitterte Egon den Brief. „Gottlieb Pechmayer hat also zum dritten Mal sein Geld verspielt," murmelte er. „Ihm ist nicht zu helfen, man muß ihn seinem Schicksal überlassen. Er sieht dies wohl auch selbst ein, sonst hätte er noch einen Versuch gemacht, durch Bitten und Drohungen mich zu einer nochmaligen Hilfe zu bewegen."

Noch einmal las Egon den an Herrn v. Osternau gerichteten Brief, der ihm eine bange Sorge einflößte. Was sollte er morgen Herrn v. Osternau sagen? Für diesen war er selbst Gottlieb Pechmayer, der undankbare Neffe des Predigers, der leidenschaftliche Spieler, der thatsächlich des Oheims ihm anvertrautes Geld unterschlagen hatte. „Ich verhehle Ihnen nicht, daß der Brief meine gute Meinung über Sie erschüttert hat," so hatte Herr v. Osternau gesagt und sicherlich war er zu solchem Ausspruch voll berechtigt.

„Es ist die höchste Zeit, die tolle Farce dieses Zwitterlebens zu beenden!" flüsterte Egon. „Ich muß fort aus diesem Hause, muß mich dem Zauberbann entreißen, der mich umfangen hält!"

Schon oft hatte er in den letzten Wochen denselben Vorsatz gefaßt, fast täglich, wenn er Abends in seinem einsamen Zimmer nachdachte über die Erlebnisse des Tages, war er zu dem Entschluß gekommen, sich loszureißen von den Banden, die ihn umschlangen, aber wenn er dann am nächsten Morgen den Entschluß zur Ausführung bringen sollte, vermochte er es nicht. Ja, ein Zauberbann lag auf ihm und fesselte seinen Willen, nur wußte er nicht, von wem dieser Bann ihm auferlegt war.

Wenn er an Bertha dachte, wenn ihr wunderbar schönes Bild seine Phantasie erfüllte, durchdrang ihn ein wildes, ungestümes Wonnegefühl, sein Puls schlug schneller, seine Gedanken verwirrten sich, seine Seele war erfüllt von brennendem Verlangen. Nur einmal wünschte er sie in seine Arme schließen zu können, sie, die er so thörichter Weise beleidigt und verschmäht hatte!

Aber diesem wilden Rausche des Entzückens folgte eine qualvolle Ernüchterung, wenn er zurückdachte an manche Aeußerungen Bertha's, die ihm einen tiefen Blick in ihre Seele gewährten, dann fühlte er sich plötzlich eisig erkältet und zurückgestoßen, dann erschien ihm ein anderes wunderliebliches Bild, dann schaute ihn Lieschen mit einem Blick voll tiefer Trauer und doch voll Liebe an! An Lieschen dachte er niemals mit stürmischem Verlangen, er fühlte sich gehoben, veredelt, wenn seine Erinnerung bei ihr weilte. Sie erschien ihm wie der gute Engel, der ihn emporgehoben hatte aus dem Schlamm seines vergangenen Lebens, in welchen der böse Engel mit den feurigen dunklen Augen ihn wieder hinabzuziehen bestrebt war!

Liebte er Bertha? Liebte er Lieschen? Er wußte es nicht. Bertha übte auf ihn eine dämonische Gewalt, Lieschen einen feenhaften, aber mächtigen Zauber aus. Seine Seele schwankte zwischen Beiden in einem Kampfe, der ihm die Ruhe raubte, der seinen Willen unterjochte, ihn unfähig machte, zu einem festen Entschlusse zu kommen.

Vielleicht brachte ihm der Zufall die Erlösung!

15.

Herr v. Osternau hatte eine schlechte Nacht gehabt. Der Brief des Predigers Widmann hatte ihn mehr erregt, als er es sich merken lassen wollte. Hätte er sich mit seiner treuen Lebensgefährtin über das fatale Schreiben aussprechen können, dann würde er wohl schnell zur Ruhe gekommen sein, aber dies wollte er nicht thun, denn er fürchtete, Frau v. Osternau werde aus dem Briefe des Predi-

gers neue Gründe für ihren ſchon oft geäußerten Wunſch der Entlaſſung des Informators gewinnen und geltend machen; gegen eine Verurtheilung aber, ohne Anhörung des Angeklagten, ſträubte ſich das Gerechtigkeitsgefühl des Herrn v. Oſternau.

Wohl war, wie er offen geäußert hatte, ſein Vertrauen zu dem Kandidaten erſchüttert, und je mehr er in der ſchlafloſen Nacht über den Brief des Predigers nachdachte, je zweifelhafter wurde er darüber, ob er nicht wirklich ſein großes Vertrauen einem Unwürdigen geſchenkt habe. Die Anklagen des Predigers gegen ſeinen Neffen waren doch zu beſtimmt, als daß ſie aus der Luft gegriffen ſein konnten. Wenn ſie voll begründet waren, dann durfte Pechmayer nicht länger der Informator Fritzchens bleiben, ein Menſch, der ihm anvertrautes Geld gewiſſenlos im Spiel vergeudete, hatte das Recht verwirkt, ein ſolches Amt zu bekleiden. Aber vielleicht war er doch minder ſchuldig, als er erſchien! Herr v. Oſternau machte ſich ſelbſt Vorwürfe darüber, daß er ſo leicht geneigt war, an eine Schuld zu glauben, ehe er den Angeſchuldigten auch nur gehört hatte.

Mit Ungeduld erwartete er am Morgen den Beſuch des Informators, denn es war ihm ein Herzensbedürfniß, klar über einen Menſchen zu werden, für den er eine ganz eigene Sympathie fühlte, er war jetzt, nachdem er den unmittelbaren Eindruck des anklagenden Briefes überwunden hatte, ſchon ſehr geneigt, an irgend ein Mißverſtändniß, vielleicht ſogar an eine falſche Anklage zu glauben.

Oft ſchaute er, im Zimmer auf und nieder wandelnd, nach der Uhr. Es war erſt halb neun Uhr, eine halbe

Stunde also mußte er noch warten, denn erst um neun Uhr hatte er Pechmayer's Besuch gefordert.

Er war freudig überrascht, als trotzdem schon jetzt an die Thüre gepocht wurde, und etwas enttäuscht, als auf sein: „Herein" nicht Pechmayer, sondern der Lieutenant zu ihm in's Zimmer trat.

„Du, Vetter? Ich glaubte Dich auf dem Felde!" sagte er etwas unmuthig, im nächsten Augenblick aber, als er bemerkte, daß der Lieutenant ein sehr betrübtes Gesicht zeigte, fuhr er gutmüthig fort: „Was führt Dich zu mir, Albrecht? Du siehst so betrübt aus, ich hoffe, Du hast keine Unannehmlichkeiten gehabt?"

Der Lieutenant antwortete nicht gleich. Er wollte nicht betrübt, er wollte verzweifelt aussehen, und es kostete ihn einige Anstrengung, seinem Gesichte diesen Ausdruck zu geben, erst als er in dem an der Wand ihm gegenüberhängenden Spiegel sein Gesicht mit dem gewünschten Ausdruck erblickte, sagte er mit bebender Stimme:

„Ich komme zu Dir, Vetter Fritz, mit einem Herzen voll Reue und Verzweiflung. Vorgestern Abend hatte ich schon den Revolver ergriffen, um meinem elenden Leben ein Ende zu machen, da aber dachte ich an Dich, an den Abscheu und die Verachtung, welche Du fühlst gegen die Unglücklichen, welche freiwillig aus dem Leben scheiden. Die schon mit dem Revolver erhobene Hand sank nieder, ein Hoffnungsstrahl erglänzte mir wieder. Ich gedachte Deiner unerschöpflichen Güte. Du hast mir so oft geholfen, ich hoffe, Du wirst mich auch diesmal in meiner höchsten Noth nicht verlassen."

Das Geſicht des Herrn v. Oſternau war, während der Lieutenant ſprach, ſehr finſter geworden; er hatte ähnliche Worte ſchon vielfach gehört, ſie waren ſtets die Vorrede zu einer Geldforderung, zur Zahlung einer veralteten Schuld geweſen; auch diesmal hatten ſie keinen anderen Zweck, dies wußte Herr v. Oſternau, und ungehalten erwiederte er:

„Spare die Worte, Vetter, ſie ſind nutzlos. Ich muß Dir das in die Erinnerung zurückrufen, was ich Dir ſagte, als ich vor einem Jahre zum letzten Male Deine Schulden mit zweitauſend Thalern bezahlte. Ich gab Dir die Verſicherung, daß es in der That das letzte Mal ſein werde, und nur unter dieſer Bedingung, auf welche Du freudig eingingſt, indem Du mir Dein Ehrenwort gabſt, es ſei die letzte Schuld, welche Du zu bezahlen habeſt, iſt Dir meine Hilfe geworden. Laß uns deshalb dieſe Unterredung abbrechen, die nutzlos ſein muß, denn ich bleibe meinem Vorſatz unverbrüchlich treu.“

„Vetter Fritz, ich flehe Dich an —“

„Ich will nichts weiter hören. Ich kann und will Dir nicht neue Summen opfern, ich würde hiedurch ein Verbrechen gegen meine Tochter begehen, vielleicht habe ich es bereits begangen durch zu große Dir gebrachte Geldopfer. Es iſt endlich Zeit, daß ich auch für Lieschen ſorge, nachdem ich Jahre lang faſt alle meine Einkünfte auf die Verbeſſerung der Majoratsgüter verwendet habe.“

„Es handelt ſich um eine für Dich unbedeutende Summe, um dreitauſend Mark. Willſt Du mich um ſolcher Summe willen in den Tod treiben, Vetter Fritz?“

„Sprich nicht ſo freventlich!“

„Zwingst Du mich nicht dazu? Kann ich leben, wenn ich entehrt bin? Ich habe einen Ehrenschein unterzeichnet. In vierzehn Tagen muß ich das Geld zahlen, oder ich bin entehrt!“

„Du hast mir vor einem Jahre Dein Ehrenwort gegeben, daß Du keine Schulden mehr habest.“

„Ich hatte sie auch nicht, aber — ich schäme mich, es zu gestehen, das Bewußtsein meines fürchterlichen Leichtsinns drückt mich zu Boden — aber ich bin wahnsinnig genug gewesen, mich verführen zu lassen — ich habe gespielt. Vorgestern war ich in Berlin in einer Gesellschaft alter Kameraden, es wurde ein Tempel aufgelegt, als ich mich weigerte, mitzuspielen, wurde ich ausgelacht; ich blieb trotzdem lange fest gegen jedes Zureden, und als ich endlich nachgab, wollte ich es nur mit ganz niedrigen Sätzen thun; ich gewann anfangs, da wurde meine Leidenschaft rege, und als ich dann verlor, schwand mir ganz die Besinnung. Als das Spiel aufhörte, hatte ich dreitausend Mark auf Ehrenwort verloren, in vierzehn Tagen müssen sie bezahlt sein oder ich bin entehrt.“

„Du bist es, auch wenn sie bezahlt werden, denn Du hast mir Dein Ehrenwort gegeben, nie wieder zu spielen.“

„Ich war meiner selbst nicht mächtig, ich handelte im halben Wahnsinn.“

„Dein Ehrenwort hätte Dich davon abhalten sollen. Ich halte das Wort, welches ich Dir vor einem Jahre gegeben. Von mir hast Du keine Hilfe zu erwarten.“

„So borge mir wenigstens die dreitausend Mark; es ist Dir ein Leichtes, Du hast ja mehr als zehntausend Mark

in der Kasse und durch Abzüge von meinem Gehalt ist die geringe Summe in spätestens zwei Jahren bequem zu decken."

„Auch dies geschieht nicht. Du mußt endlich Dir selbst zu helfen lernen."

„Du treibst mich in den Tod!"

„Solche frevelhafte Drohung ist ein Mißbrauch der Nachsicht, welche ich bisher Dir stets gezeigt habe, sie wird mich nicht bewegen, mein Wort zu brechen!"

Ein böser Blick war des Lieutenants einzige Antwort; er erkannte, daß jedes fernere Bitten fruchtlos sein werde, weshalb sollte er noch ferner sich demüthigen. Der Ausdruck der Verzweiflung wich in seinem Gesichte dem eines finsteren Trotzes. Ohne noch ein Wort zu verlieren, entfernte er sich.

Herr v. Osternau war ruhig und fest geblieben, so lange er dem Vetter gegenübergestanden hatte; jetzt, als er allein war, fühlte er sich unruhig, gedrückt von schwerer Sorge. War er nicht doch zu hart gewesen? Nein, er durfte nicht anders handeln, nicht anders sprechen. Weit über das Maß des Vernünftigen, ja des Erlaubten hinaus hatte er seit Jahren der Rücksicht Rechnung getragen, daß Albrecht durch die Geburt eines Majoratserben in seinen berechtigten Erbhoffnungen getäuscht worden war. Wenn er die Summen zusammenrechnete, welche er im Laufe der Jahre nutzlos für Albrecht geopfert hatte, um dessen Schulden zu bezahlen, ergab sich ein so großes Kapital, daß dessen Zinsen schon eine erhebliche Summe betrugen. Und alle diese Opfer waren vergeblich gebracht, Albrecht wußte ihm da-

für keinen Dank, jede Gelegenheit, jeden Besuch in Berlin oder Breslau benutzte er, um immer wieder auf's Neue sein früheres wüstes Leben zu beginnen, um neue Schulden zu machen. Ihm war nicht zu helfen, am wenigsten durch die Erfüllung seiner Forderung. Nur wenn er wußte, daß er auf keine Nachsicht mehr zu rechnen hatte, gewann er vielleicht, gezwungen durch die äußerste Noth, die ihm fehlende Kraft, seine Neigung für ein wüstes Leben und besonders für das Spiel zu unterdrücken.

Herr v. Osternau war überzeugt, recht gehandelt zu haben, aber besorgt war er doch! Wenn Albrecht nun wirklich seine Drohung ausführte? Ein Schauer überrieselte den gutmüthigen Mann, der Gedanke, daß er vielleicht die Schuld am Tode des Vetters tragen könne, war ihm entsetzlich. Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mit fliegender Feder einen Brief an den Onkel Sastrow, er theilte diesem mit, in welcher Verlegenheit er sich befand und bat ihn, sofort an den Vetter Albrecht zu schreiben, diesem seine Hilfe zur Regulirung seiner Ehrenschuld anzubieten unter der Bedingung, daß Albrecht dieselbe nach und nach von seinem Gehalte tilge, er übernehme hiefür die Bürgschaft, nur dürfte Albrecht dies nicht erfahren, er solle glauben, daß der Onkel Sastrow aus eigener Initiative ihm die Hilfe anbiete.

Als er den Brief dem Reitknecht Wenzel mit dem Befehle eingehändigt hatte, ihn sofort nach der Station Mirbach zu bringen, wurde er etwas ruhiger, aber immer noch beschäftigte ihn die Sorge um den Vetter Albrecht so lebhaft, daß er darüber die Unterredung ganz vergaß, zu

welcher er Pechmayer beſchieden hatte. Erſt als dieſer pünktlich zur feſtgeſetzten Zeit erſchien, wurde er an den fatalen Brief des Predigers Widmann wieder erinnert. Auch der Kandidat ſollte nach dieſem Briefe, wie der Lieutenant, ſein väterliches Erbtheil in Ausſchweifungen verſchleudert haben, auch er war, wie der Vetter Albrecht, ein leidenſchaftlicher Spieler, der ſogar ihm anvertrautes Geld angegriffen haben ſollte. Unwillkürlich ergab ſich für Herrn v. Oſternau ein Vergleich zwiſchen Beiden. Keine Spur der gemachten Verzweiflung, die der Lieutenant zu heucheln verſucht hatte, lag in des Kandidaten Zügen, dieſer erſchien ſo ruhig und ſelbſtbewußt, daß Herr v. Oſternau ſchon, ehe Pechmayer noch ein Wort geſprochen hatte, halb überzeugt von ſeiner Schuldloſigkeit war, dann aber, als er dem jungen Manne forſchend in's Auge ſah und dieſer, dem Blick ausweichend, zur Seite ſchaute, erwachte doch wieder in ihm ein Zweifel.

Ob Egon ahnte, was in der Seele des Herrn v. Oſternau vorging? Er erhob den Blick wieder, er ſchaute nicht mehr ſcheu ſeitwärts, und mit klarer ruhiger Stimme, ohne alle Verlegenheit begann er ſelbſt, eine Frage nicht abwartend, die Unterredung, die über ſein künftiges Verhältniß zu dem Schloßherrn entſcheiden mußte.

„Sie haben geſtern harte Worte zu mir geſprochen, Herr v. Oſternau," ſagte er ernſt, „Sie haben mir offen geſagt, daß Sie das Vertrauen zu mir verloren haben —"

„Nicht doch, ich habe nur geſagt, daß es erſchüttert worden iſt. Ich war Ihnen Offenheit ſchuldig, und Sie müſſen meine Worte durch den Brief des Herrn Predigers

Widmann gerechtfertigt finden. Von den Erklärungen, welche ich von Ihnen erwarte, wird es abhängen, welchen Werth ich dieſem Briefe beilegen muß."

„Ich bin bereit, Ihnen dieſe Erklärungen zu geben. Ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß jedes Wort, welches ich Ihnen ſagen werde, meiner innigen Ueberzeugung nach die volle Wahrheit enthalten wird, aber ich verhehle Ihnen nicht, daß eigenartige Verhältniſſe, über die ich mich in dieſem Augenblick nicht auslaſſen kann und will, mir verbieten, Ihnen die ganze Wahrheit zu ſagen. Ich bin gezwungen, über manche Verhältniſſe zu ſchweigen, während es mir doch möglich wäre, durch ein einziges offenes Wort die ganze lächerliche Anklage, die in dieſem Briefe erhoben wird — lächerlich, ſoweit ſie meine Perſon betrifft — als falſch zu beweiſen; aber ich werde dies Wort nicht ſprechen! Genügen Ihnen die Erklärungen, die ich Ihnen geben kann, nicht, dann, Herr v. Oſternau, muß ich Sie erinnern an das Uebereinkommen, welches wir getroffen haben, als ich in Ihr Haus eintrat. Wir haben uns beiderſeits die volle Freiheit gewahrt, in jedem gegebenen Moment ein Verhältniß zu löſen, welches nicht länger beſtehen darf, wenn Sie dem Informator Ihres Sohnes Ihr Vertrauen verſagen, wenn Sie ihn ſchuldig halten der nichtswürdigen Unterſchlagung ihm anvertrauten Geldes."

„Das iſt eine ſeltſame Einleitung Ihrer Erklärung, eine Antwort auf dieſelbe kann ich Ihnen erſt geben, wenn ich mehr von Ihnen gehört habe."

„Ich verlange ſie nicht früher; ich begreife es, daß dieſer Brief, den ich Ihnen hiemit zurückſtelle, Ihr Vertrauen

zu mir erschüttert hat. Sie kennen mich zu kurze Zeit, um überzeugt sein zu können, daß ich trotz trauriger Charakterfehler doch niemals einer ehrlosen Handlung fähig bin; der Brief des Herrn Predigers Widmann, der Wahres und Falsches in bunter Mischung enthält, mußte Sie bedenklich machen. Lassen Sie mich die Behauptungen des Briefes der Reihe nach durchgehen. Es ist unwahr, daß der Prediger Widmann den verwaisten Sohn seiner Schwester mit Wohlthaten überhäuft und ihm eine gute Erziehung gegeben habe, er hat ihn hart behandelt und ihn erst zur Schule entlassen, als er dazu gezwungen wurde, und die Kosten der Erziehung und des Unterrichts sind nicht von ihm getragen, sondern aus dem väterlichen Erbtheil des verwaisten Knaben entnommen worden. Dagegen ist es wahr, daß der junge leichtfertige Mensch den Rest seines Vatererbes in nichtigen Vergnügungen vergeudet und seiner Leidenschaft zum Spiel geopfert hat, es ist wahr, daß er deshalb seine erste Stelle verloren hat. In einer späteren Stellung hat er sich indessen das Vertrauen seiner Vorgesetzten derart wieder erworben, daß Herr Direktor Kramser Ihnen den seiner Ueberzeugung nach Gebesserten zum Informator für Ihren Sohn empfehlen konnte. Ich gestehe Ihnen offen, Herr v. Osternau, ich habe kein vorwurfsfreies Leben geführt, ich habe Zeit und Geld in thörichten Vergnügungen verschwendet, aber eine ehrlose Handlung, das schwöre ich Ihnen zu, habe ich niemals begangen! Es ist wahr, daß der Schulze Brandes dem Neffen des Predigers Widmann die fragliche Summe zur Ueberlieferung an denselben übergeben hat, und daß dies Geld noch nicht abgeliefert

worden iſt; aber unterſchlagen habe ich weder dies Geld, noch habe ich es verſpielt. Den Grund, weshalb ich bis jetzt das Geld noch nicht abgeliefert habe, muß ich für jetzt verſchweigen, nur ſoviel kann ich Ihnen ſagen, daß ich das volle Recht hätte, eine Auszahlung der Summe an den Herrn Prediger zu verweigern. Trotzdem aber ſoll er ſein Geld ohne irgend einen Verluſt erhalten, ich übergebe Ihnen hiemit die fragliche Summe, Herr v. Oſternau, mit der Bitte, ſie dem Herrn Prediger zu überſenden."

Egon zog bei dieſen Worten ſeine Brieftaſche hervor und zählte das Geld auf den Tiſch auf.

Herr v. Oſternau war auf's Höchſte überraſcht. „Sie beſitzen das Geld," rief er, „weshalb haben Sie es nicht längſt ſchon an Ihren Onkel geſendet?"

„Dieſe Frage kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht beantworten," erwiederte Egon ernſt. „Ich müßte, um die Wahrheit zu ſagen, Verhältniſſe berühren, welche ich wenigſtens für jetzt unberührt zu laſſen wünſche. Nur die Verſicherung kann ich Ihnen geben, daß ich niemals auch nur im Traum daran gedacht habe, Herrn Prediger Widmann ſeines Eigenthumes zu berauben. Genügt Ihnen dieſe Verſicherung nicht, dann, Herr v. Oſternau, darf meines Bleibens im Schloß nicht länger ſein; ich muß die mir liebgewonnene Stellung aufgeben, ſo ſchwer mir dies auch wird; ich kann nicht länger der Informator Ihres Sohnes ſein, wenn Sie das Vertrauen zu mir verloren haben."

„Nein, ich habe es nicht verloren; ich glaube Ihnen, daß Sie einer ehrloſen Handlung unfähig ſind; aber ich

gestehe Ihnen offen, es gefällt mir nicht, daß Sie sich in Geheimnisse einhüllen."

„Ich bedaure dies, aber ich bin dazu gezwungen. Für jetzt wenigstens vermag ich Ihnen nicht die volle Wahrheit zu sagen, und lügen kann und will ich nicht."

„Ich habe kein Recht, mich in Ihr Vertrauen zu drängen, kein Recht, Ihnen Vorschriften zu machen, aber als älterer Mann bin ich berechtigt, Ihnen offen meine Ansicht zu sagen. Der Ton, in welchem Sie von Ihrem Oheim gesprochen haben, gefällt mir ebensowenig, wie Ihre Geheimnißkrämerei. Sie nennen ihn nie anders, als Herr Prediger Widmann, das Wort mein Oheim ist nicht über Ihre Lippen gekommen. Es ist möglich, daß Ihr Onkel gegen Sie in früherer Zeit strenge gewesen ist, aber ich kann es nicht billigen, daß Sie ihm dies noch heute nachtragen. Sie sollten nicht unversöhnlich sein! Wenn zwischen Verwandten, zwischen dem Oheim und dem Neffen, die Harmonie, das herzliche Einvernehmen gestört ist, dann ist es Pflicht des Neffen, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Wenn Ihnen etwas an meiner guten Meinung gelegen ist, dann werden Sie einen Vorschlag annehmen, welchen ich Ihnen machen will. Nehmen Sie das Geld wieder an sich, welches Sie dort auf den Tisch niedergelegt haben. Ich werde nicht die Vermittlung zwischen Ihnen und Ihrem Oheim übernehmen. Sie haben die Pflicht, ihm sein Eigenthum zurückzuerstatten; wenn Sie meinem Wunsche folgen wollen, geschieht dies, indem Sie es persönlich überbringen. Ich hoffe, daß hiedurch eine Versöhnung hervorgerufen werden wird. Wermersdorf

iſt von Breslau aus in wenigen Stunden zu erreichen, die Reiſe iſt weder theuer noch beſchwerlich. Beſuchen Sie Ihren Onkel, bringen Sie ihm ſein Geld, bleiben Sie einige Tage bei ihm und ſprechen Sie ſich gründlich mit ihm aus. Ich gebe Ihnen gern auf vier bis acht Tage Urlaub. Wollen Sie morgen früh abreiſen?"

Egon zögerte mit der Antwort. Einen ſolchen Vorſchlag hatte er nicht erwartet. Durfte er ihn annehmen, da er doch unmöglich dem Prediger Widmann perſönlich das Geld überbringen konnte? Er durfte ihn nicht direkt zurückweiſen, ohne Herrn v. Oſternau zu kränken, und außerdem erſchien ihm der Vorſchlag für ihn ſelbſt ſehr lockend. Wenn er nur einige Tage befreit wurde von dem Zauberbann, der auf ihm lag, wenn er allein, ſich ſelbſt überlaſſen, durch das Rieſengebirge wandern konnte, dann hoffte er in ſich klar zu werden, zu einem feſten Entſchluß zu kommen. Nach kurzem Bedenken ſagte er:

„Ich kann Ihnen kein beſtimmtes Verſprechen geben, Herr v. Oſternau. Wollen Sie mir einen Urlaub auf einige Tage ertheilen, ſo nehme ich dies dankend an; ich werde dann morgen nach Breslau reiſen; ob ich aber von dort die Richtung nach Wermersdorf einſchlagen oder ob ich den mir gewährten Urlaub benutzen werde, um eine Fußwanderung in das Gebirge zu machen, darüber bitte ich Sie, keine Erklärung von mir zu fordern, ich könnte ſie Ihnen heute noch nicht geben."

„Ich verlange ſie nicht, ich hoffe, ein ruhiges Nachdenken wird Sie auf den rechten Weg führen. Jedenfalls freut es mich, daß unſere Unterredung den erwünſchten

Erfolg gehabt, daß Sie mein Vertrauen zu Ihnen wieder vollständig hergestellt haben. Ich will Ihnen dafür einen Beweis geben, indem ich Sie bitte, für mich morgen in Breslau ein Geschäft zu besorgen, welches ich nur einem Manne übertragen kann, zu welchem ich volles Vertrauen besitze. Ein Fabrikant in Breslau, den ich seit vielen Jahren als einen redlichen, tüchtigen, strebsamen Mann kenne, ist durch unglückliche Geschäftsverhältnisse in die Lage gekommen, mich um ein Darlehen bitten zu müssen. Ich habe es ihm gern gewährt. Er hat mir dafür einen Wechsel, über zehntausend Mark lautend, acceptirt, der morgen zahlbar ist. Ich will diesen Wechsel nicht durch einen Bankier präsentiren lassen, denn der Kredit des in großem und verdientem Ansehen stehenden Mannes könnte leiden, wenn es bekannt würde, daß er bei einem Privatmann Geld auf Wechsel geborgt hat, er würde schwer geschädigt werden, wenn, was ja möglich ist, der Wechsel nicht ganz pünktlich eingelöst würde; ich wünsche, daß auch in diesem Falle kein Protest erfolge, ich will den Mann nicht drängen, er soll, wenn er morgen nicht zahlen kann, nicht gleich durch Zwangsmaßregeln belästigt werden. Ich hatte deshalb die Absicht, morgen meinen Vetter Albrecht nach Breslau zu schicken, da Sie aber ohnehin dorthin reisen, würden Sie mich verbinden, wenn Sie die Präsentation des Wechsels übernehmen wollten. Wollen Sie dies thun?"

„Gern."

„Ich rechne auf Ihre unbedingte Diskretion. Wie ich schon bemerkte, soll mein Schuldner nicht gedrängt werden.

Zahlt er, dann bitte ich Sie, das Geld sofort mit der Post an mich abzusenden, ich erhalte es dann schon morgen Nachmittag, zahlt er nicht, dann schicken Sie mir statt des Geldes den Wechsel zurück."

Herr v. Osternau ging an sein Schreibbureau und öffnete dasselbe. In der Mitte des Bureau's befand sich ein eiserner, mit Kunstschloß versehener Geldkasten, als auch diesen Herr v. Osternau öffnete, um den darin verwahrten Wechsel herauszunehmen, legte er zuerst mehrere Packete mit Banknoten neben sich auf die herausgezogene Schreibeplatte des Bureau's, sie repräsentirten eine recht beträchtliche Geldsumme, dann erst fand er den Wechsel, der unter den Banknotenpacketen lag. Er verwahrte, nachdem er Egon den Wechsel übergeben hatte, die Geldpackete wieder in dem eisernen Kasten, verschloß ihn und das Schreibbureau und wendete sich dann zu Egon.

„Ich hoffe," sagte er freundlich, „unsere heutige, anfangs etwas peinliche Unterredung wird weder bei Ihnen noch bei mir ein Gefühl der Unbefriedigung zurücklassen; bewirkt sie die Versöhnung zwischen Oheim und Neffen, dann will ich mich ihrer sogar freuen. Und nun, Herr Pechmayer, will ich Sie nicht länger aufhalten. Fritzchen wartet wohl schon auf Sie."

Mit einem herzlichen Händedruck entließ er Egon, dann ging er, als er wieder allein war, mit langsamem Schritt sinnend im Zimmer auf und nieder.

„Habe ich nicht doch vielleicht vorschnell gehandelt dadurch, daß ich ihm ein so großes Vertrauen geschenkt habe!" dachte er. „Nein, er wird es rechtfertigen, dessen

bin ich ſicher. Wäre ihm das ihm anvertraute Geld ſeines Oheims nicht heilig geweſen, dann hätte er damals, als er mit Storting in Breslau war, von demſelben ſeine dringenden Bedürfniſſe befriedigt, dann würde er nicht geknauſert, Schulden gemacht und ſeine alten Kleidungsſtücke verkauft haben, um ſich nur das Nothwendigſte an Garderobe zu beſchaffen. Ich kann ihm vertrauen, jedenfalls mehr als dem Vetter Albrecht, dem ich gerade in dieſem Augenblick nicht zehntauſend Mark übergeben darf. Aber ein ſeltſamer, eigenthümlicher Menſch iſt er doch, und das Geheimniß, in welches er ſich hüllt, gefällt mir nicht. Er ſagte ſelbſt, daß er mir nicht die ganze Wahrheit mittheilen könne. Was mag er wohl verſchwiegen haben?"

Herr v. Oſternau ſann lange darüber nach, aber zu einem Reſultat vermochte er nicht zu gelangen.

16.

Es war ein unbehaglicher, langweiliger Abend. Eine Unterredung, wie ſie Herr v. Oſternau mit Pechmayer gehabt hatte, geht nicht ſpurlos vorüber, ſelbſt wenn ſie ſcheinbar zufriedenſtellend für beide Theile endet; ihr Eindruck bleibt doch, ſie hinterläßt wenigſtens für die nächſte Zeit eine Mißſtimmung, und dieſe machte ſich am Abende in der Unterhaltung recht fühlbar geltend. Herr v. Oſternau konnte ſich dem Einfluß nicht entziehen, welchen die Erinnerung an die beiden Verhandlungen mit dem Lieutenant und mit dem Informator auf ſeine Stimmung ausübte. Er bemühte ſich zwar, ſo freundlich und herzlich zu ſein, wie gewöhnlich, aber es gelang ihm ſchlecht, und er wurde

in seinen Bemühungen auch wenig durch den Lieutenant und Pechmayer unterstützt.

Der Lieutenant zeigte sich so zerstreut, daß er fast gar nicht an der allgemeinen Unterhaltung Theil nahm, er bekämpfte nur mit Mühe eine tiefe innere Unruhe, seine Gedanken schienen ganz wo anders, nur nicht in dem kleinen Gesellschaftskreise zu sein, dessen langweiligstes Mitglied er an diesem Abende war, und Pechmayer schien bestrebt, ihm möglichst nachzueifern. Er war zwar nicht zerstreut, aber sehr still und wortkarg. An anderen Abenden trug er stets durch sein meisterhaftes Spiel oder durch den Gesang einiger Volkslieder zur Unterhaltung bei, heute weigerte er sich dessen entschieden; er sei nicht aufgelegt, sagte er, als Frau v. Osternau ihn aufforderte, und dabei blieb er auch, als Lieschen ein Wort der Bitte hinzufügte.

„Er ist eifersüchtig," flüsterte Frau v. Osternau ihrem Manne zu, indem sie einen bezeichnenden Blick nach Bertha hinwarf, und fast schien es, als habe sie das Rechte getroffen. Auch Herr v. Osternau bemerkte, daß der Kandidat Bertha mit unausgesetzter Aufmerksamkeit beobachtete, und daß, wenn er wirklich für sie ein tieferes Gefühl hegte, Bertha ihm volle Veranlassung zur Eifersucht gab.

Bertha allein schien an jenem Abend in der rosigsten Stimmung, in der besten Laune zu sein, sie war so heiter und liebenswürdig, daß es wahrlich Herrn v. Wangen nicht zu verdenken war, wenn er, ganz bezaubert von ihrem reizenden Geplauder, nur Augen und Ohren für sie hatte. Der sonst so schüchterne junge Mann nahm heute, er-

muthigt durch Bertha's Liebenswürdigkeit, eifrig Theil am Gespräch; ja er führte dasselbe fast allein mit Bertha, die freundlicher und zuvorkommender gegen ihn war, als jemals. Für ihn war der Abend nicht langweilig und unbehaglich, er hätte gewünscht, daß derselbe noch viele, viele Stunden dauere, als Herr v. Osternau erklärte, es sei Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, da Herr Pechmayer morgen früh aufstehen müsse, und wohl noch einige Vorbereitungen zu seiner Reise zu treffen habe.

„Sie wollen verreisen?" fragte der Lieutenant, dessen Aufmerksamkeit plötzlich erregt war. „Wohin? Auf wie lange?"

Auch Lieschen schaute überrascht Egon an und erwartete dessen Antwort.

„Ich weiß es noch nicht, wie lange ich fortbleiben werde," erwiederte Egon, die erste Frage absichtlich überhörend. „Mein Urlaub dauert drei bis vier Tage."

„Nicht doch, Herr Pechmayer!" fiel Herr v. Osternau ein, „ich stelle es ganz in Ihr Ermessen, ob Sie länger bleiben wollen, und es soll mich sogar sehr freuen, wenn es Ihnen so gut bei Ihrem Onkel gefällt, daß Sie Ihren Aufenthalt auf acht bis vierzehn Tagen ausdehnen. Herr Pechmayer wird nämlich einen nahen Verwandten, seinen Oheim, den Herrn Prediger Widmann in Wermersdorf besuchen," so fügte er, sich erklärend zu seiner Frau wendend, hinzu, um eine Frage abzuschneiden, die offenbar auf den Lippen der ihn sehr erstaunt Anschauenden lag.

Ein eigenthümliches Lächeln flog blitzartig über des Lieutenants Gesicht, die Mißstimmung, welche ihn den

ganzen Abend beherrscht hatte, war plötzlich verschwunden, er wünschte sehr heiter Herrn Pechmayer beim Abschiede eine recht glückliche Reise und baldige vergnügte Wiederkehr. Auch Bertha und Herr v. Wangen schlossen sich diesen Wünschen an, Lieschen aber sagte kein Wort, sie schaute beim Scheiden Egon nur mit einem eigenen träumerischen Blick an, als sie ihm die Hand gab und diese länger, als es sonst wohl geschah, in der seinigen ruhen ließ.

Herr v. Osternau hatte an diesem Abende noch ein Verhör zu bestehen, ehe er sich zur Ruhe legen konnte, er mußte seiner Frau beichten. Sie hatte wohl ein Recht, zu erfahren, was dieser plötzliche Urlaub des Kandidaten, dessen Besuch bei einem Oheim, von welchem man nie zuvor etwas gehört hatte, zu bedeuten habe. Herr v. Osternau konnte nicht anders, er mußte ihr den Brief des Herrn Prediger Widmann und seine Unterredung mit Pechmayer am Morgen mittheilen. Er that es, indem er zugleich seine volle Ueberzeugung aussprach, daß Pechmayer ein durchaus rechtschaffener Mann sei und indem er erzählte, welchen Vertrauensbeweis er ihm durch den Auftrag, den Wechsel in Breslau einzukassiren, gegeben habe.

Frau v. Osternau theilte das Vertrauen ihres Gatten nicht. „Ich fürchte," sagte sie kopfschüttelnd, „Du hast Dich wieder einmal von Deiner grenzenlosen Gutmüthigkeit verführen lassen, Fritz. Willst Du nicht lieber den Auftrag wieder zurücknehmen? Zehntausend Mark sind doch eine hohe Summe, die einen armen Kandidaten, einen Menschen, der, wie wir jetzt erfahren, dem Spiel ergeben

iſt, leicht in Verſuchung führen kann. Vetter Albrecht kann ja morgen nach Breslau fahren oder Herr Storting oder Herr v. Wangen.“

„Das wäre jetzt, da der Auftrag einmal ertheilt iſt, eine Beleidigung für Herrn Pechmayer, ein Zeichen des Mißtrauens, welches ich ihm nicht geben darf. Vielleicht war ich unvorſichtig, aber es iſt einmal geſchehen und muß dabei bleiben.“

Ganz beruhigt war indeſſen Herr v. Oſternau nicht, die Beſorgniß ſeiner Frau erweckte ſeine eigene wieder. Er ſchlief ſchlecht während der ganzen Nacht, und als er am anderen Morgen erwachte, fühlte er ſich ſo matt, daß er trotz des herrlichen Sommerwetters nicht im Stande war, nach dem Hof oder gar dem Feld hinaus zu gehen. Er mußte in ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter ſitzen bleiben. Lieschen und Frau v. Oſternau leiſteten ihm Geſellſchaft, aber ſie konnten die trübe Stimmung nicht bannen, in welche ihn theils der Zwang, das Zimmer zu hüten, theils eine unbeſtimmte Beſorgniß verſetzte. Er mußte immer wieder an den Kandidaten Pechmayer und daran denken, ob dieſer wohl den Wechſel in Breslau einkaſſiren und ob er das Geld pünktlich ſenden werde.

Gegen elf Uhr Vormittags kam der Lieutenant, der eben von einem Ritt auf's Feld zurückgekehrt war; er ſchien nicht angenehm überraſcht, als er Lieschen und Frau v. Oſternau bei dem Vetter fand, im erſten Moment war er ſogar etwas verlegen, aber er faßte ſich bald.

„Ich komme zu dieſer ungewohnten Zeit zu Dir, Vetter Fritz, um Dich wieder um einen Urlaub für einige Tage

zu bitten. Wenn ich eine Dir bekannte Geschäftsangelegenheit reguliren soll, muß es persönlich geschehen; es ist dann nothwendig, daß ich für einige Tage nach Berlin reise."

„Du weißt, daß ich Deine Freiheit niemals beschränke," erwiederte Herr v. Osternau freundlich; „in diesem Falle werde ich es um so weniger thun, als ich selbst nur wünschen kann, daß Du so schnell wie möglich zum Ziele kommst. Wann willst Du reisen?"

„Wenn es Dir recht ist, gleich nach Tisch. Ich möchte mit dem Nachtzug von Breslau abfahren, um morgen in Berlin den ganzen Tag für mich zu haben."

„Ich bin vollständig einverstanden, nur möchte ich Dich bitten, schon morgen, und zwar so früh wie möglich, einen Besuch bei dem Onkel Sastrow zu machen. Ich weiß zwar, daß Du mit dem Onkel etwas gespannt bist und ihn deshalb nicht gern besuchst, in diesem Falle aber wirst Du mir einen Gefallen thun, wenn Du eine Ausnahme machst. Mir liegt daran, daß Du beim Onkel persönliche Erkundigungen einziehst, wie die leidige Angelegenheit Bertha's steht, ob man von dem verschwundenen Herrn v. Ernau irgend etwas gehört hat und ob die Klatschereien in der Gesellschaft einigermaßen sich beruhigt haben. Du schreibst mir dann wohl morgen sogleich, was Du gehört hast."

„Dies wird kaum nöthig sein, ich kann Dir, auch ohne den Onkel Sastrow besucht zu haben, das Neueste mittheilen und muß Dich sogar um Entschuldigung bitten, daß es nicht schon geschehen ist. Ich wollte Dir gestern erzählen, was ich vorgestern Morgens vor der Abfahrt von

Berlin auf dem Bahnhof, wohin mich ein alter Freund begleitete, von dieſem gehört habe; aber ich war geſtern ſo erregt, mein ganzes Denken war, wie Du wohl glauben kannſt, ſo ſehr durch meine eigenen Angelegenheiten in Anſpruch genommen, daß ich die Bertha's ganz vergeſſen habe. Bertha ſelbſt habe ich es indeſſen gleich nach meiner Ankunft vorgeſtern erzählt, daß über den Tod des Herrn v. Ernau kein Zweifel mehr walten kann, ſeine Leiche iſt in der Spree gefunden worden."

Herr und Frau v. Oſternau ſtießen einen Ausruf des Staunens und Schreckens aus, Lieschen aber war gar nicht ſehr erſtaunt.

„Jetzt begreife ich," ſagte ſie. „Deshalb war Bertha vorgeſtern Abend ſo erregt, als ſie mit dem Vetter Albrecht in der Fenſterniſche geſprochen hatte; deshalb war ſie dann ſo unendlich liebenswürdig gegen Herrn v. Wangen, vorgeſtern und geſtern. Da Herr v. Ernau nun gewiß todt iſt, ſoll ihn der arme Herr v. Wangen erſetzen."

„Wie kannſt Du nur ſo lieblos ſprechen!" ſagte Herr v. Oſternau vorwurfsvoll.

„Ich ſage die Wahrheit. Ich weiß, was ich weiß. Den Millionär hätte ſie noch lieber gehabt, aber da ſie jetzt die Hoffnung auf ihn aufgeben muß, iſt Herr v. Wangen auch recht!"

„Kein ſolches Wort mehr!" rief Herr v. Oſternau ernſtlich erzürnt. „Schweig! Wenn Du Deine kindiſche, unbegründete Abneigung gegen Bertha nicht beſiegen kannſt, dann behalte ſie wenigſtens für Dich. Du aber, Vetter Albrecht, erzähle mir weiter, was Du gehört haſt."

„Nichts weiter, als daß in der Spree die Leiche des unglücklichen Menschen gefunden worden ist," erwiederte der Lieutenant. „Darüber, ob Herr v. Ernau verunglückt ist, ob er sich das Leben genommen hat, ob er vielleicht sogar das Opfer eines Verbrechens geworden ist, wußte mein Freund nichts. Der Polizeirath, von welchem er seine unzweifelhaft sichere Information erhalten hat, wußte ebensowenig etwas, er hat nur erzählt, daß von der großen Geldsumme, welche Herr v. Ernau kurz vor seinem Verschwinden an der Kasse seines Vaters erhoben hat, nichts bei der Leiche gefunden worden ist, und hieraus schließt er auf die Möglichkeit, daß der Unglückliche vielleicht ermordet worden ist. Daß unter solchen Umständen die gehässigen Klatschgerüchte über Bertha neue Nahrung gewonnen haben müssen, versteht sich von selbst; es ist daher wohl kaum nöthig, daß ich den Onkel Sastrow besuche, um von ihm noch Erkundigungen einzuziehen, die ich an kompetenterer Stelle besser einziehen kann."

„Du wirst mich trotzdem verbinden, wenn Du es thust. Ich wünsche, daß Du morgen früh den Onkel besuchst und mir dann sofort Bericht über den Besuch abstattest, und ich glaube wohl ein Recht zu haben, auf die Erfüllung meines Wunsches rechnen zu können."

„Ein so geäußerter Wunsch ist für mich Befehl, er soll erfüllt werden. Mein erster Besuch morgen wird dem Onkel Sastrow gelten. Ich werde also gleich nach Tisch meine Reise antreten, möchte Dich aber bitten, mir zu derselben einen kleinen Vorschuß vielleicht von fünfhundert oder tausend Mark zu gewähren. Es ist mir peinlich, diese

Bitte an Dich zu richten, aber Du kannſt wohl denken, daß ich das Arrangement in der bewußten Angelegenheit unmöglich bewirken kann, wenn ich nicht etwas Geld in der Hand habe."

Herr v. Oſternau runzelte finſter die Stirn; er würde vielleicht dem Vetter die Bitte um einen Vorſchuß abgeſchlagen haben, wenn er mit demſelben allein geweſen wäre, denn er glaubte, daß der Lieutenant denſelben benützen werde, um den Verſuch zu machen, im Spiel die ihm nöthige Summe zu gewinnen; aber in Gegenwart der Damen wollte er Albrecht nicht bloßſtellen, ihnen konnte er ja nicht ſagen, weshalb er eine ſcheinbar ſo berechtigte Bitte verweigere.

Widerwillig erhob er ſich und ging nach ſeinem Schreibbureau, er wollte es öffnen, aber der Schlüſſel, der ſonſt immer mit Leichtigkeit im Schloß ſich gedreht hatte, fand in dieſem einen Widerſtand, erſt nach mehrfachem Drehen deſſelben gelang es, aufzuſchließen und dieſelbe Schwierigkeit bot auch das Schloß zu dem eiſernen Geldkaſten.

„Wie ſeltſam!" ſagte Herr v. Oſternau ärgerlich, indem er ſich bemühte, den Schlüſſel, der ſich nicht drehen laſſen wollte, zu bewegen. „Bin ich denn heute beſonders ungeſchickt? Oder ſind die Schlöſſer plötzlich verroſtet?" Er machte noch einen kräftigen Verſuch, es gelang, das Schloß ſprang auf; in demſelben Augenblick aber trat Herr v. Oſternau, nachdem er nur einen Blick in den eiſernen Geldkaſten geworfen hatte, erſchreckt einen Schritt zurück.

Ein einziger Blick hatte ihm die Erklärung dafür gegeben, weshalb die Schlüſſel nicht hatten ſchließen wollen.

Ein Dieb hatte in der Nacht mit einem falschen, nicht vollständig passenden Schlüssel die Schlösser geöffnet, war eingedrungen in den eisernen Geldkasten und hatte ihn beraubt. Die Packete mit Banknoten, welche Herr v. Osternau gestern eigenhändig aus dem Geldkasten herausgenommen und, nachdem er dem Kandidaten den Wechsel übergeben, wieder hineingelegt hatte, fehlten.

Ein Augenblick genügte, um Herrn v. Osternau klar zu machen, daß er bestohlen, infam bestohlen und zwar von einem Hausdieb bestohlen worden sei; nur ein solcher konnte wissen, daß eine bedeutende Summe in dem Geldkasten geborgen sei, nur ein Hausdieb konnte sich die Nachschlüssel zu dem Schreibsekretär und dem Geldkasten verschafft und sie während der Nacht gebraucht haben, denn ein Fremder hätte gewaltsam in das Schloß einbrechen müssen, und ein solcher Einbruch hätte eine Spur hinterlassen müssen.

Nicht der Verlust einer allerdings recht bedeutenden Summe, aber der Gedanke, daß in seinem Schloß, in seiner unmittelbaren Umgebung ein Dieb sich befinde, erschreckte Herrn v. Osternau so sehr, daß er kaum sich aufrecht erhalten konnte. Er wankte und er wäre vielleicht zusammengebrochen, wenn nicht Frau v. Osternau und der Lieutenant ihm zu Hilfe gekommen wären, ihn unterstützt und nach seinem Lehnsessel geführt hätten.

Nur eine augenblickliche Schwäche hatte Herrn v. Osternau übermannt, er erholte sich schnell, im nächsten Moment schon sprang er wieder auf und eilte nach dem Schreibsekretär; er entleerte den eisernen Kasten seines ge-

ſammten Inhaltes, alle Papiere, die er in demſelben zu verwahren pflegte, waren vorhanden, ſelbſt ein zuſammengebundenes Packet Aktien einer Runkelrübenzuckerfabrik, wohl zehntauſend Thaler im Werthe, nur die Banknoten fehlten; der Dieb hatte mit ſchlauer Berechnung die Aktien, deren Verkauf zu ſeiner Entdeckung hätte führen können, verſchmäht und ſich nur der Banknoten bemächtigt.

Wer aber war der Dieb?

Dieſe Frage legte Herr v. Oſternau ſich ſelbſt und ſeiner Frau vor, nachdem er mit vor tiefer innerer Erregung bebender Stimme ſie von der entſetzlichen Entdeckung unterrichtet und ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen hatte, daß nur ein Hausdieb die ſchmachvolle That verübt haben könne.

Frau v. Oſternau war nicht weniger erſchreckt, als ihr Gatte, ſie vermochte keine Antwort zu geben, ſtatt ihrer aber gab ſie der Lieutenant.

„Kein Anderer kann es ſein," ſo rief er, „als der Schuft, der Kandidat, der heute Morgen das Schloß verlaſſen hat, um ſeinen in der vergangenen Nacht verübten Raub in Sicherheit zu bringen!"

Er hatte das Wort noch kaum ausgeſprochen, da ſtand ſchon zornglühend Lieschen vor ihm. Ihre Wangen waren hochgeröthet, ihre kleine Hand ballte ſich zur Fauſt zuſammen und ihre Augen blitzten, als ſie mit bebender Stimme ſagte:

„Das iſt eine feige, nichtswürdige, infame Verleumdung. Du würdeſt nicht wagen, ſie ihm in's Geſicht zu ſchleudern, wenn er hier wäre. Eher glaube ich, daß Du

ſelbſt der Dieb biſt, als an die Möglichkeit, daß jener eine ehrloſe Handlung begangen habe!“

Der Lieutenant prallte jäh zurück, als ſo plötzlich die Beſchuldigung des Diebſtahls gegen ihn ſelbſt gerichtet wurde, er wurde todtenbleich, ſcheu blickte er zur Seite, er vermochte Lieschens Flammenblick nicht zu ertragen, die Sprache verſagte ihm, er hatte kein Wort der Erwiederung.

„Um Gottes willen, Kind, was redeſt Du!“ rief Frau v. Oſternau entſetzt; aber Lieschen ließ ſich nicht irre machen, den Vetter noch immer mit blitzenden Augen betrachtend, ſagte ſie:

„Ich werde es nicht dulden, daß ein Unſchuldiger, der ſich nicht ſelbſt vertheidigen kann, weil er nicht hier iſt, in ſchmählicher Weiſe verleumdet wird von Einem, der es vielleicht nur thut, um die eigene Schuld auf einen Anderen abzuwälzen. Sieh' ihn nur an, Mutter, wie er zittert, wie das böſe Gewiſſen aus ſeinen Zügen ſpricht!“

„Willſt Du es dulden, Vetter Fritz, daß Dein Verwandter von Deiner Tochter ſo ſchändlich beſchimpft und beſchuldigt wird?“

Herr v. Oſternau hatte ſich vollſtändig wieder von ſeinem erſten Schrecken erholt, mit ruhigem Ernſt erwiederte er auf die mit kläglich bittendem Ton ausgeſprochene Frage ſeines Vetters:

„Nein, ebenſowenig, wie ich es dulde, daß gegen den Abweſenden eine auf nichts gegründete Beſchuldigung erhoben wird. Daß Lieschen Pechmayer in Schutz nahm, kann ich nur billigen, daß ſie es in ſo unſchicklicher Weiſe

gethan hat, ist nicht zu entschuldigen. Du wirst Dich sofort nach Deinem Zimmer begeben, Lieschen, und dort bleiben, bis der Vetter Albrecht erklärt hat, daß er Dir verzeiht."

Schweigend beugte sich Lieschen dem Befehle des Vaters, vor ihm demüthigte sie sich, aber der Blick, mit welchem sie den Vetter Albrecht anschaute, als sie an ihm vorüberging, war durchaus nicht demüthig, eine Bitte um Verzeihung sprach er ganz und gar nicht aus.

„Es ist entsetzlich," rief der Lieutenant, als Lieschen das Zimmer verlassen hatte, mit theatralischer Verzweiflung in Ton und Miene, „eines hergelaufenen Fremden, eines niedrig geborenen Abenteurers wegen, um ihn weiß zu brennen von einer Schuld, wird auf mich ein unwürdiger Verdacht geworfen! Dieser Pechmayer —"

„Hat gar keine Veranlassung gegeben, um den Verdacht des nächtlichen Einbruchs, des Diebstahls auf ihn zu werfen," entgegnete Herr v. Osternau, den Lieutenant unterbrechend.

„Aber Vetter, Du sagtest selbst, nur ein Hausdieb könne die unselige That verübt haben. Wen von allen Hausgenossen könnte wohl ein Verdacht treffen? Die ganze Dienerschaft ist treu und seit Jahren erprobt; nur der Informator ist erst seit kurzer Zeit hier im Schloß. Wir kennen seine Vergangenheit nicht, er spricht nie über dieselbe. Solche Verschlossenheit verräth ein böses Gewissen; ich habe ihm nie getraut. Ich will ihn trotzdem nicht beschuldigen, aber sein gestriges zerstreutes Wesen, sein sonderbares Benehmen, und der Umstand, daß der Einbruch

in der Nacht vor seiner Abreise erfolgt ist, berechtigen wohl zu einem Verdacht. Ich werde heute den kurzen Aufenthalt in Breslau benützen, um dem Polizeipräsidenten meine Visite zu machen, ihm mitzutheilen, was hier im Schloß geschehen ist, und ihn zu bitten, Nachforschungen nach dem Diebe zu veranstalten. In diesem Augenblick ist er wahrscheinlich noch im Besitz des gestohlenen Geldes, morgen aber hat er vielleicht schon seinen Raub in Sicherheit gebracht oder er segelt übermorgen von Bremen oder Hamburg mit demselben nach Amerika ab. Was geschehen soll, muß schnell geschehen."

„Ich verbiete Dir jede Anzeige bei der Polizei. Ich werde es nicht dulden, daß ein Unschuldiger in seiner Ehre tief gekränkt werde durch polizeiliche Nachforschungen."

„Aber Fritz, willst Du denn den Dieb mit seinem Raube entkommen lassen? Wie willst Du ihn entdecken, wenn Du die Hilfe der Polizei, die doch dazu da ist, die Diebe aufzuspüren, nicht anrufst?"

„Ich will ihn gar nicht entdecken!" entgegnete Herr v. Osternau ruhig seiner Gattin.

„Und das gestohlene Geld verlieren?"

„Das ist der geringste Verlust, obgleich die Summe bedeutend war! Viel schwerer wiegt das traurige Bewußtsein, daß unter Denen, welchen ich vertraut habe, sich ein Ehrloser, ein Dieb befindet. Ich will ihn nicht kennen, will ihn nicht zur Strafe ziehen. Das Geld werde ich verschmerzen, ich will es lieber verlieren, als Schloß Osternau zum Gegenstand gehässiger Klatschereien in der ganzen Umgegend machen. Ich verlange deshalb, daß über

den Diebſtahl kein Wort weiter verloren werde. Hörſt Du wohl, Vetter Albrecht? Ich verlange es!“

„Wenn Du es durchaus willſt, gebe ich Dir mein Wort, daß ich ſchweigen werde.“

„Es genügt mir. Ich will Dich jetzt nicht länger abhalten, Deine Reiſevorbereitungen zu treffen. Ehe Du abreiſeſt, werde ich hoffentlich wieder im Beſitz genügender Geldmittel ſein, um Dir den ſchon halb verſprochenen Vorſchuß gewähren zu können; ich werde zu dieſem Zweck ſelbſt nach Mirbach fahren und bitte Dich, ſchleunigſt den leichten offenen Wagen anſpannen zu laſſen.“

„Du willſt ſelbſt fahren, Vetter? Nein, das leide ich nicht. Du ſiehſt ſo bleich und leidend aus. Die ſchreckliche Entdeckung hat Dich angegriffen, die Fahrt könnte Dir ſchaden. Erlaube mir —“

„Du haſt mit den Vorbereitungen zu Deiner Reiſe zu thun.“

„Aber Fritz, ich bitte Dich, laß doch den Vetter reiſen,“ wendete auch Frau v. Oſternau beſorgt ein, aber ihr Gatte ſchüttelte unwillig den Kopf.

„Kein Wort der Einrede weiter,“ ſagte er. „Ich habe meine Gründe, weshalb ich ſelbſt reiſen will. In fünf Minuten muß die Kaleſche angeſpannt vor dem kleinen Portal ſtehen; ich bitte Dich, Vetter, dies ſofort zu veranlaſſen.“

Wenn Herr v. Oſternau ſo feſt und beſtimmt ſprach, war ſein Wille unbeugſam, der Lieutenant beeilte ſich daher, ſeinem Befehl Folge zu leiſten; er hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als Herr v. Oſternau ſich zu ſeiner Gattin wendete.

„Ich muß selbst nach Mirbach fahren," sagte er. „Wenn Pechmayer in Breslau die Zahlung für den Wechsel erhalten und das Geld sogleich zur Post gegeben hat, kommt der Geldbrief mit dem Mittagszug an. Ich will mich davon überzeugen, ob er eingetroffen ist."

„Ich fürchte, Du wirst vergeblich fahren," erwiederte Frau v. Osternau. „Dir schadet jede Aufregung, weshalb willst Du nicht lieber den Vetter Albrecht schicken?"

„Ihn? Hast Du Lieschens Worte vergessen, Emma?"

„Um Gottes willen, Du willst doch nicht etwa andeuten, daß Du den abscheulichen Verdacht theilst, den Lieschen so freventlich ausgesprochen hat?"

„Lieschens Flammenblick ist dem Vetter tief in die Seele gedrungen, er vermochte ihn nicht zu ertragen, das böse Gewissen sprach aus seinen scheuen Augen. Ahnst Du nun, weshalb ich lieber das Geld verliere, ehe ich eine polizeiliche Untersuchung gestatte? Sie könnte ein von dem Vetter nicht gewünschtes und nicht geahntes Resultat haben. Ich habe manches Opfer gebracht, damit der Name Osternau nicht entehrt werde; ich bringe auch dieses. Selbst ein Verdacht, daß ein Osternau sich eines Diebstahls schuldig gemacht habe, darf nicht laut werden."

„Aber Du trägst ihn selbst im Herzen, während Dein Vertrauen zu Pechmayer, gegen den doch mindestens ebensoviel Verdachtsgründe vorliegen, unerschüttert ist."

„Dafür, daß dieser mein Vertrauen verdient, hoffe ich Dir in kürzester Zeit den Beweis zu bringen, deshalb fahre ich selbst nach Mirbach."

Frau v. Osternau bemühte sich nicht weiter, vergebliche

Vorstellungen zu machen, sie holte ihrem Gatten sorglich den bei dem schönen warmen Wetter ganz unnöthigen Sommerüberzieher und begleitete ihn zu der offenen Kalesche, welche eben vor dem kleinen Portal vorfuhr.

Mit einem Blick voller Sorge schaute Frau v. Osternau ihrem Gatten nach, als er fortfuhr, mit angsterfülltem Herzen wartete sie seiner Rückkunft; glücklicherweise hatte sie nicht lange zu warten, kaum dreiviertel Stunden waren vergangen, da hielt schon wieder die Kalesche vor dem kleinen Portal und Herr v. Osternau sprang aus derselben mit einer Leichtigkeit, die dafür sprach, daß er sich viel kräftiger und rüstiger als bei seiner Abfahrt fühle.

„Ich habe mich nicht getäuscht," flüsterte er der ihm entgegeneilenden Gattin zu, indem er ihren Arm ergriff und sie in das Wohnzimmer führte. „Ich leugne es Dir nicht, Emma," fuhr er fort, als er allein mit ihr war, „auch ich vermochte einem leisen Zweifel nicht zu gebieten, als ich nach Mirbach fuhr. Ich mußte immer an Lieschen denken, an das gläubige Vertrauen, welches sie für Pechmayer hat, an die fürchterliche Enttäuschung, welche es ihr bereitet hätte, wenn er als ein Ehrloser befunden worden wäre, wenn der Verdacht des Diebstahls an ihm gehaftet hätte. Mein Herz bebte, als ich in dem Postbureau nach meinem Geldbrief fragte, und eine größere Freude habe ich nie gehabt, als die, welche mir der Brief mit fünf Siegeln bereitete. Hier ist er. Pechmayer hat das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt; schnell und treu hat er den ihm ertheilten Auftrag ausgeführt. Hätte er den Diebstahl begangen, dann würde er den fünftausend

oder sechstausend Mark, die er mir gestohlen, die zehntausend sicher hinzugefügt haben, die er erhoben hat, um mit der ganzen Summe zu fliehen. Dieser Brief ist der beste Beweis für seine Unschuld. Hegst Du noch einen Verdacht gegen ihn?"

„Nein, aber ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll und ich begreife nicht, daß Du es thust. Wie kannst Du nur ein so glückliches Gesicht zeigen, da mit dem schwindenden Verdacht gegen den Fremden der gegen Deinen nächsten Verwandten sich steigert?"

„Ihn habe ich längst aufgegeben," erwiederte Herr v. Osternau ernst. „Ihn dulde ich in meinem Hause, weil mich die Pflicht, die Ehre unseres Namens aufrecht zu halten, an ihn bindet, weil ich ihm eine Entschädigung für seine getäuschten Hoffnungen schuldete, und in der Erfüllung dieser Pflicht darf mich selbst der traurige Verdacht nicht wankend machen, der ein Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben muß."

17.

Es war ein ereignißreicher Tag für Herrn v. Osternau. Kaum hatte er sich etwas erholt von der Aufregung, in welche ihn der Diebstahl und die kleine Reise nach der Station Mirbach gesetzt hatte, da wurde er überrascht durch einen unerwarteten Besuch.

Herr v. Wangen ließ sich sehr förmlich durch den Kammerdiener Hildebrandt melden; schon diese Meldung deutete darauf hin, daß er seinen Herrn Prinzipal in einer ungewöhnlichen Angelegenheit zu sprechen wünsche, und als

er nun erſchien im ſchwarzen Frack, weißer Weſte und Halsbinde, den Cylinderhut in der linken Hand haltend, als er mit einer höchſt ceremoniöſen Feierlichkeit ſich vor der gnädigen Frau, dann vor Herrn v. Oſternau verneigte, als er dann der Einladung folgend neben dem Sopha Platz nahm und mit einem ſehr freundlichen, aber ſehr verlegenen Geſicht eine Zeit lang ſchweigend in's Leere ſchaute, indem er offenbar ſich mühte, einen recht paſſenden Eingang für den Beginn eines Geſpräches zu finden, da ſtieg in Frau v. Oſternau eine Ahnung von dem auf, was ſie wohl hören werde.

Endlich räuſperte ſich Herr v. Wangen, er erhob das Auge zu Frau v. Oſternau, als er aber ihrem erwartungsvollen Blick begegnete, ſchlug er es ſchnell wieder nieder und wurde noch verlegener als zuvor, ja eine leichte Röthe flog über ſein gebräuntes Geſicht. Noch einmal räuſperte er ſich, dann platzte er plötzlich los:

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, verzeihen Sie mir, Herr v. Oſternau, wenn ich nicht die rechten Worte finden kann; aber ich komme — nun ja ich komme — zu Ihnen, zu den Beſchützern und Verwandten meiner theuren Braut, nein, verzeihen Sie, ich habe verkehrt angefangen, ich muß Ihnen doch erſt mittheilen, daß ich der glücklichſte Menſch auf Erden bin. Vor einer Stunde hatte ich das Glück, meiner geliebten Bertha zu begegnen, verzeihen Sie, daß ich nicht ſage, Fräulein v. Maſſenburg, aber ſie iſt ja meine geliebte Braut. Sie hatte einen Spazierritt nach dem Oſterdamm hinaus gemacht, wo ich gerade beſchäftigt war, die Arbeiter anzuweiſen. Sie erlaubte mir, ſie auf dem

Spazierritt ein Stück zu begleiten, sie war so himmlisch gütig, daß ich den Muth faßte, ihr meine glühende Liebe zu gestehen und sie, o, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glückselig ich bin, sie wies mich nicht zurück, sie erhörte mich, ich bin ihr überglücklicher Bräutigam, wir haben uns verlobt."

Herr v. Osternau war nicht angenehm überrascht; Lieschens treffendes, von ihm so scharf zurückgewiesenes Urtheil über Bertha tönte ihm in's Ohr; als schon Frau v. Osternau dem glücklichen Bräutigam ihre herzlichen Glückwünsche aussprach, schwieg er noch. Er hatte doch mancherlei Bedenken gegen diese schnelle Verlobung und er sprach sie aus, indem er nach kurzem Sinnen sagte:

„Ich kann Ihnen noch nicht Glück wünschen, Herr v. Wangen, ja ich darf Sie noch gar nicht als den Verlobten des Fräulein v. Massenburg betrachten. Ihr Herr Vater ist mein alter Freund, ich würde meine Pflicht gegen ihn verletzen, wenn ich Sie nicht bäte, vor einem unwiderruflichen Schritt noch einmal recht ernst sich selbst zu prüfen; ich habe die Pflicht, Sie zu fragen, ob Sie wissen, daß Bertha v. Massenburg nach Schloß Osternau gekommen ist, weil sie in Berlin der Gegenstand gehässiger Klätscherei war, die — —"

Herr v. Wangen unterbrach ihn, indem er bittend sagte:

„Wiederholen Sie nicht, was bösartige Lästerzungen sagten, ich bitte Sie sehr darum. Ich weiß Alles! Meine Braut hat mir erzählt, wie großherzig sie sich für ihren unglücklichen Vater geopfert, wie sie eingewilligt hat, die Braut des ihr nur durch seinen Ruf bekannten Doktor

v. Ernau zu werden und welche böswilligen Gerüchte sich an das unerklärliche Verschwinden des Herrn v. Ernau geknüpft haben. Sie hat mir nichts verschwiegen, ja sie hat mir mit edelherziger Offenheit bekannt, daß sie ihre Liebe zu mir bekämpft habe, so lange noch nicht entschieden gewesen sei, ob Herr v. Ernau noch lebe, sie war entschlossen, ihre Liebe der Pflicht zu opfern. Aber sie ist frei, gestern hat sie von dem Herrn Lieutenant erfahren, daß Herr v. Ernau nicht mehr lebt, da konnte sie dem Zuge ihres Herzens folgen, sie hatte ein Recht, selbst glücklich zu werden und mich zu beglücken. Sie ist meine theure, innigeliebte Braut."

„Nein, Herr v. Wangen, ich kann eine Verlobung in meinem Hause nicht zugeben, so lange nicht Ihr Herr Vater und der Vater Bertha's ihre Einwilligung ertheilt haben."

„Mein Vater hat sie bereits ertheilt," erwiederte Herr v. Wangen eifrig. „Ohne seine Erlaubniß würde ich es nicht gewagt haben, einer jungen Dame meine Liebe zu erklären und sie um ihre Hand zu bitten. Schon seit acht Tagen besitze ich die Antwort auf den Brief, in welchem ich ihm geschrieben habe, daß ich versuchen würde, mir die Liebe meiner Bertha zu erringen. Er freue sich, antwortete er mir, daß meine Wahl auf eine schöne junge Dame aus alter Familie, nicht etwa, was er immer gefürchtet habe, auf ein schönes Bürgermädchen gefallen sei. Auf Vermögen sehe er nicht, wohl aber darauf, daß sein einziger Sohn eine standesgemäße Verbindung schließe. Ich würde meine theure Bertha lieben, auch wenn sie die

Tochter eines Tagelöhners wäre, aber ich freue mich doch, daß sie ein Fräulein v. Massenburg ist, meines guten Vaters wegen freue ich mich."

„Aber Bertha's Vater, Herr v. Massenburg, hat seine Einwilligung noch nicht gegeben!"

„Deshalb komme ich zu Ihnen mit einer dringenden Bitte. Ich weiß es wohl, daß sie unbescheiden ist, daß in der Erntezeit alle Kräfte angespannt werden müssen; aber ich hoffe trotzdem auf Ihre große Güte. Gewähren Sie mir Urlaub auf zwei Tage, damit ich persönlich mir die Einwilligung des Herrn v. Massenburg einholen kann. Heute gleich nach Tisch möchte ich nach Breslau und dann mit dem Abendzug nach Berlin reisen. In einem Tage hoffe ich Alles erledigt zu haben. Ich verspreche, wenn es irgend angeht, schon morgen Abend wieder von Berlin abzureisen, so daß ich übermorgen Mittag in Schloß Osternau zurück sein kann."

Eine solche Bitte war nicht zurückzuweisen, Herr v. Osternau mußte sie gewähren; aber er knüpfte die Gewährung doch an die Bedingung, daß er vor der Abreise des Herrn v. Wangen erst ein ernstes Wort mit Bertha allein sprechen werde. Damit war der vertrauensvolle Bräutigam ganz einverstanden, er war seines Glückes so sicher, daß er nichts von solcher Unterredung fürchtete. Und er hatte Recht, denn als Bertha eine Viertelstunde später neben Herrn v. Osternau auf dem Sopha saß und dieser sie recht ernst und eindringlich fragte, ob sie auch ihr Herz geprüft habe, ob sie hoffe, glücklich zu werden und einen Gatten glücklich zu machen, der in seinem ganzen

Sein und Weſen der vollſtändige Gegenſatz zu dem Herrn v. Ernau ſei, der keine von den glänzenden Eigenſchaften beſitze, die ihn befähigten, in der großen Geſellſchaft eine Rolle zu ſpielen, der als ein einfacher Landedelmann, entfernt von der großen Welt und ihren Vergnügungen, auf ſeinen Gütern leben werde, als er ihr recht dringend an's Herz legte, es ſich doch reiflich zu überlegen, ob ſie wohl hineinpaſſe in ſolch' einfaches, an geſellſchaftlichen Freuden armes Leben auf einem entlegenen Rittergut, wie eine Frau v. Wangen es werde führen müſſen, da antwortete Bertha mit dem liebreizenden, nur ihr eigenen Lächeln:

„Von Dir, Onkel Fritz, hätte ich ſolche Mahnung wahrlich nicht erwartet. Haſt Du nicht ſelbſt oft genug geſagt, das ſchönſte Lebensglück beſtehe in einem innigen Familienleben? Willſt Du Dir ſelbſt untreu werden, indem Du mich mahnſt, dem Worte untreu zu werden, welches ich ſchon gegeben habe? Ich würde glücklich werden mit einem geliebten Gatten auch in der Einſamkeit, und außerdem iſt es mit dieſer gar nicht ſo ſchlimm. Auch auf dem Lande kann man im Sommer einen frohen Geſellſchaftskreis um ſich vereinen, und die langweiligen Wintermonate kann man in der Stadt verleben. Die trübſeligen Seiten des einſamen Landlebens lernt nur der Arme kennen, den Geldſorgen quälen und der es nicht wagen darf, ſich die Freuden des Lebens zu ſchaffen. Laß mich nur ſelbſt für mein Glück ſorgen, Onkelchen, ich werde es mir ſicherlich ſchaffen."

Was war gegen ſolche Argumente zu ſagen? Herr

v. Osternau gab den vergeblichen Versuch auf, Einwendungen zu machen, welche an dem festen Entschluß Bertha's scheitern mußten.

Am Nachmittag reisten Herr v. Wangen und der Lieutenant ab, und schon am folgenden Mittag traf aus Berlin eine wortreiche telegraphische Depesche in Schloß Osternau ein; sie meldete, daß Herr Werner v. Massenburg freudig seine Einwilligung gegeben habe, daß die Verlobung sofort durch die Zeitungen und durch gedruckte Anzeigen veröffentlicht werden würde, und daß Herr v. Wangen sicherlich am nächsten Tage Mittags zurückkehren werde zu seiner holden Braut.

Und pünktlich kam er zurück, ein überglücklicher Bräutigam, strahlend vor Wonne über den liebenswürdigen, ihm von dem künftigen Schwiegervater gewordenen Empfang. Werner v. Massenburg hatte wirklich mit größter Freude seinen väterlichen Segen zur Verbindung seiner Tochter mit dem reichen Erben gegeben, nachdem dieser ihm erklärt hatte, er verzichte gern auf jede Mitgift. Dies Letztere verschwieg Herr v. Wangen aus angeborenem Zartgefühl, ebenso auch, daß der würdige Schwiegerpapa ihm sehr ehrlich erklärt hatte, er befände sich augenblicklich in peinlicher Geldverlegenheit, und daß infolge dieser Erklärung er, Herr v. Wangen, bereitwillig einen auf zweitausend Mark lautenden Wechsel mitunterzeichnet hatte, um die augenblickliche Geldverlegenheit des hochverehrten Herrn zu beenden. Dagegen erzählte er freudig bewegt, daß Werner v. Massenburg ihn in aller Eile zu mehreren seiner Freunde geführt habe, um ihn als seinen lieben Schwiegersohn vorzustellen, auch den Onkel Sastrow habe er zu diesem Zwecke

beſucht; er ſei von dieſem ſehr freundlich empfangen worden und habe von dem Onkel und der Tante herzliche Glückwünſche zu melden. Der Onkel habe ganz offen erklärt, er ſei überzeugt, daß durch dieſe ſehr erwünſchte Verlobung allen noch immer ſchwebenden Klatſchereien der Boden abgeſchnitten ſei.

Herr v. Wangen war ſo verſunken in ſein Glück, daß er auf ſeiner ganzen Reiſe nur Licht, gar keinen Schatten geſehen hatte. Der Lieutenant war ihm der angenehmſte Reiſegefährte geweſen, leider aber hatte er ihn nach der Trennung Morgens auf dem Bahnhof nicht wieder geſehen, Werner v. Maſſenburg war ein herrlicher, offenherziger, liebenswürdiger Mann, ganz ein Schwiegerpapa, wie er ihn ſich immer gewünſcht hatte, der Onkel Saſtrow und alle die Bekannten des Schwiegerpapa's waren prächtige Leute. Am glücklichſten war der wonneerfüllte junge Mann darüber, daß der Schwiegerpapa den ausdrücklichen Wunſch ausgeſprochen hatte, die Hochzeit möge ſo ſchnell wie möglich gefeiert werden, denn er ſei ein Feind ſich lang hinziehender Verlobungen.

Da Bertha erröthend verſicherte, ſie werde ſich ganz den Wünſchen ihres Bräutigams fügen, und da Herr v. Oſternau erklärte, er ſehe bereitwillig davon ab, ſeinen dritten Inſpektor bis zu der früher verabredeten Zeit in ſeinem dienſtlichen Verhältniß zu behalten, derſelbe könne ſofort nach Beendigung der Ernte Schloß Oſternau verlaſſen, um nach Weſtpreußen zu reiſen und eines der väterlichen Güter zu übernehmen, wurde Herr v. Wangen in den höchſten Himmel der Glückſeligkeit erhoben.

Er vergötterte ſeine reizende Braut, welche für ihn der Inbegriff der Schönheit und Liebenswürdigkeit war, zu welcher er mit gläubiger Bewunderung aufſchaute; er bemerkte es nicht einmal, daß Lieschen kälter und fremder gegen Bertha war, als jemals früher, er hatte keine Ahnung davon, daß ihm der traurige theilnehmende Blick gelte, mit welchem ihn oft das junge Mädchen anſchaute.

Er befand ſich während der folgenden Tage in einem Rauſch des Glückes. Vergingen doch nur wenige Stunden, in denen er die Geliebte nicht geſehen hätte. Bertha beſuchte ihn oft auf dem Felde, ſie richtete ihre Spazierritte ſtets ſo ein, daß ſie mit ihm zuſammentraf. Und dann die Abende, die herrlichen, köſtlichen Abende! Herr v. Wangen merkte nichts davon, daß die Unterhaltung Abends im Familienkreis viel ſtiller und einſilbiger war, als früher, daß Lieschen ſchweigſam bei ihrer Handarbeit ſaß, und daß auch Herr v. Oſternau oft ſeinen Gedanken nachhing, ohne ſich an dem Geſpräch zu betheiligen. Für ihn vergingen die Abendſtunden ſo glücklich und ſchnell, er bedurfte keines aufheiternden Geſpräches, ihm genügte es, daß er neben der Geliebten ſitzen, verſtohlen ihr hin und wieder die Hand drücken, ihr in das reizend ſchöne Angeſicht ſchauen durfte. Jedes Wort, welches ſie ſprach, war ihm Muſik, jedes Lächeln entzückte ihn. Und wenn Bertha endlich ihm bei der Trennung einen Kuß geſtattete, fühlte er ſich auf dem Gipfel des Glücks.

Nicht ſo freudenvoll war die nächſte Zeit für Herrn v. Oſternau. Auf ihm laſtete noch immer die Erinnerung an den jüngſt verlebten traurigen Tag und außerdem konnte

er ſich einer Sorge nicht entziehen, welche ſeine Gattin mit ihm theilte, die Beiden ſchwer auf dem Herzen lag.

Seit Lieschen ſo kühn und entſchieden für Pechmayer gegen den Lieutenant in die Schranken getreten war, war auch Herr v. Oſternau zu dem Glauben gekommen, daß ſie wirklich für den von ihr Vertheidigten ein wärmeres Gefühl empfinde, als ihm wünſchenswerth ſein konnte. Er nahm zwar ein reges Intereſſe an dem jungen Mann, wie groß daſſelbe war, wurde ihm erſt klar durch das Gefühl der Unbefriedigung, welches er empfand, ſeit er Abends nicht mehr dem meiſterhaften Spiel, dem ihn tief bewegenden Geſang des Künſtlers lauſchen konnte. Darin aber mußte er doch ſeiner verſtändigen Frau Recht geben, daß ein Informator ihm nicht ein erwünſchter Schwiegerſohn ſein könne. Lieschens kaum mehr verhehlte Neigung zu Pechmayer erfüllte ihn daher mit um ſo größerer Beſorgniß, als ihm mehr wie jemals ſein Rechtsgefühl verbot, dem Rathe ſeiner Frau zu folgen und Jenen aus dem Schloß zu entfernen.

Mit Sorge ſchaute Herr v. Oſternau der Rückkunft des Kandidaten entgegen, täglich erwartete er ſie, und es gab ihm immer ein Gefühl der Beruhigung, wenn der Abend kam, ohne daß Pechmayer ſich als zurückgekehrt gemeldet hatte.

Fünf Tage waren ſo vergangen, ohne daß weder der Lieutenant noch der Kandidat etwas von ſich hätten hören laſſen, da brachte am Abend die Poſttaſche außer den Zeitungen und einem Geldſchein für Herrn Storting zwei Briefe an Herrn v. Oſternau; der eine in Berlin auf die

Poſt gegebene zeigte auf der Adreſſe die Schriftzüge des Lieutenants, der andere trug den Poſtſtempel Hirſchberg, die Adreſſe war von Pechmayer geſchrieben. Dieſen zweiten Brief erbrach Herr v. Oſternau zuerſt, er las ihn, dann wendete er ſich zu Frau v. Oſternau.

„Ein ſeltſamer Brief," ſagte er, „ſo ſeltſam und räthſelhaft wie der, der ihn geſchrieben hat. Höre ſelbſt, was der ſonderbare Menſch ſchreibt."

Und ſeiner Gewohnheit folgend, alle wichtigen Briefe im Familienkreis laut vorzuleſen, wenn ihr Inhalt nicht eine Geheimhaltung unbedingt erforderte, las er:

„Leben Sie wohl! Wie ſchwer es mir wird, zu ſcheiden von Ihnen, dem edlen, großherzigen Mann, für den ich die innigſte Verehrung fühle, von Fritzchen, meinem theuern Schüler, der mir ſo tief in's Herz gewachſen iſt, von dem trauten Familienkreiſe, in welchem ich ſo ſchöne, glückliche Stunden verlebt habe, das vermag ich Ihnen mit Worten nicht auszuſprechen! Leben Sie wohl! Ich muß von Ihnen ſcheiden ſchmerzerfüllten Herzens, ſcheiden für immer! Mein Schmerz wird erhöht durch das Bewußtſein der Schuld. Sie vertrauten mir, und ich habe Sie getäuſcht. Mein ganzes Leben in Ihrem Familienkreiſe war eine Lüge. Auch jetzt, da ich von Ihnen ſcheide, darf ich Ihnen die Wahrheit nicht ſagen, ich darf Sie nur bitten, verzeihen Sie einem Unglücklichen, der nie die Dankbarkeit vergeſſen wird, welche er Ihnen ſchuldet. Leben Sie wohl!"

„Eine Unterſchrift trägt der räthſelhafte Brief nicht," agte Herr v. Oſternau, den Brief ſeiner Frau übergebend.

„Er bleibt eben nach allen Richtungen hin ein Räthsel, nur Eines geht aus ihm mit voller Klarheit hervor, daß Herr Pechmayer nicht wieder zu uns zurückkehren wird."

„Ich wußte es, daß er nicht wiederkommen würde, er durfte es nicht," sagte Lieschen mit eigenthümlich zitternder Stimme.

„Er durfte es nicht?" fragte Herr v. Osternau erstaunt.

„Nein! Er war es sich selbst schuldig, zu fliehen. Er taumelte einem Abgrunde zu. Wohl ihm, daß er noch im letzten Augenblicke die Kraft gefunden hat, sich zu retten!"

„Lieschen, was sprichst Du wieder für sonderbares, verwirrtes Zeug!" rief Frau v. Osternau erschreckt. „Du weißt nicht, was Du sagst!"

„Ich wollte, ich wüßte es nicht!" erwiederte Lieschen; während eines Momentes ruhte ihr Blick mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung auf Bertha, die, dem ganzen Gespräch scheinbar gar keine Beachtung schenkend, ganz vertieft war in eine flüsternd geführte Unterhaltung mit ihrem glücklichen Verlobten, dann schaute sie nieder auf ihre Handarbeit; sie sprach kein Wort weiter, während Herr und Frau v. Osternau sich noch lange über den merkwürdigen Brief unterhielten.

„Es nützt nichts," sagte endlich Herr v. Osternau, „daß wir uns den Kopf zersinnen, wir werden uns nicht hineindenken können in die Seele eines Menschen, den wir nicht verstehen. Sein Scheiden von uns, wie sein Leben unter uns wird uns ein ungelöstes Räthsel bleiben."

Er nahm nach diesen Worten den noch uneröffnet vor

ihm liegenden Brief des Lieutenants auf, erbrach und las ihn; während des Leſens zeigte ſein Geſicht immer mehr den Ausdruck des wachſenden Staunens.

„Das iſt unerhört, kaum glaublich!“ rief er endlich. „Nun weiß ich gar nicht mehr, was ich denken ſoll! Hört, was Vetter Albrecht ſchreibt!“

Er las:

„Mein theurer Vetter!

Zuerſt meine Bitte um Verzeihung dafür, daß ich noch nicht zurückgekehrt bin und daß ich erſt heute ſchreibe. Ich hoffe, Du wirſt mir verzeihen, wenn ich Dir ſage, daß mein Wunſch, die Dir bekannte unangenehme Angelegenheit zu ordnen, ſo groß war, daß ich vor Allem in Berlin dieſer meiner Privatangelegenheit mich widmen mußte. Nach manchen ſchwierigen Unterhandlungen, über welche ich Dir, wenn Du es wünſcheſt, mündlich berichten werde, iſt es mir gelungen, die bewußte Angelegenheit glücklich und nach allen Seiten hin befriedigend zu ordnen, ſo daß ich ſchon morgen nach Oſternau zurückkehren könnte, wenn ich nicht glaubte, in unſerem Familienintereſſe noch einige Tage hier verweilen zu müſſen. Du wirſt dies gewiß gerechtfertigt finden, wenn ich Dir mittheile, daß ich heute Unglaubliches erfahren habe. Der für todt gehaltene Doktor Egon v. Ernau, von dem man erzählte, daß ſeine Leiche in der Spree gefunden worden ſei, lebt, er iſt von einer langen Reiſe zurückgekehrt wieder hier in Berlin!“

Ein Ausruf des Staunens, den Bertha unwillkürlich ausſtieß, unterbrach Herrn v. Oſternau.

Bertha hatte plötzlich ihre Hand aus der ihres Ver-

lobten gezogen, sie war sehr bleich geworden, mit weit geöffneten Augen, mit starrem Blick schaute sie den Vorlesenden an. „Er lebt!“ flüsterte sie mit leiser, tonloser Stimme.

„Er lebt, und Du bist die Braut des Herrn v. Wangen,“ erwiederte ihr Lieschen.

Ein einziger Blick, in welchem ein glühender, wilder Haß sich aussprach, war die Antwort Bertha's; im nächsten Moment rötheten sich ihre Wangen wieder, ihr Auge erglänzte, ein wunderbar liebreizendes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie schnell zu ihrem Verlobten sich wendend mit innigem Tone sagte:

„Ja, ich bin die glückliche Braut meines Hugo, und ich danke Gott, daß ich es bin, daß er mir den schweren Kampf zwischen meiner Liebe und einer Pflicht gegen meinen Vater erspart hat, daß Herr v. Ernau erst zurückgekehrt ist, nachdem ich durch meine Verlobung das Recht erlangt habe, meinem Herzen zu folgen.“

Sie bestätigte ihre Worte, indem sie den Arm um den Hals ihres entzückten Bräutigams legte, und indem sie diesen — zum ersten Male in Gegenwart aller ihrer Verwandten — zärtlich küßte, dann aber zog sie sich hocherröthend schnell zurück.

„Verzeih mir, Tantchen,“ sagte sie verlegen, „es war unschicklich, aber ich konnte wirklich nicht anders. Und nun bitte, lieber Onkel, fahre fort mit dem Vorlesen des Briefes. Es ist mir zwar jetzt vollständig gleichgiltig, ob Herr v. Ernau lebt oder nicht, aber neugierig bin ich natürlich doch, was ihn eigentlich zu seiner abenteuerlichen Reise bewogen haben kann, und wie er zurückgekehrt ist.“

Herr v. Oſternau ſchaute Bertha zweifelnd an, aber er äußerte ſich nicht, ſondern fuhr in der Vorleſung des Briefes fort:

„Als ich heute Nachmittag von einem Bekannten die wunderbare Nachricht erhielt, erſchien ſie mir durchaus unglaubwürdig. Geſtern noch hatte ich überall, wohin ich auch kommen mochte, von nichts als von dem Tode des unglücklichen Herrn v. Ernau gehört, ſein Name war in Aller Munde, nur von ihm ſprach man. Die ſonderbarſten Gerüchte jagten ſich. Die Einen erzählten, er ſei das Opfer eines amerikaniſchen Duells geworden, die Anderen wollten wiſſen, er habe ſich aus Verzweiflung über eine unglückliche Liebe das Leben genommen, wieder Andere behaupteten, er ſei beraubt und ermordet worden; darüber, daß er todt ſei, waltete kein Zweifel. Seine Leiche war ja, wie allgemein bekannt war, in der Spree gefunden worden, allerdings verſtümmelt und entſtellt, ſo daß ſie kaum mehr zu erkennen war, nachdem ſie viele Wochen im Waſſer gelegen hatte, aber Ernau's Kammerdiener hatte den Sommeranzug, mit welchem die Leiche bekleidet war, als den ſeines verſtorbenen Herrn mit voller Sicherheit erkannt. Zum Ueberfluß hatte ſich in der Bruſttaſche des Sommerüberziehers noch ein metallenes Viſitenkartenetui vorgefunden, welches der Kammerdiener und der Geheimrath v. Ernau ebenfalls als das Eigenthum des unglücklichen jungen Mannes rekognoszirt hatten. Der Geheimrath hatte ſo wenig Zweifel an der Identität der Leiche, daß er für dieſe ein pomphaftes Begräbniß veranſtaltete, an welchem vor einigen Tagen ſich die geſammte

Geldariſtokratie und ein großer Theil der wirklichen Ariſtokratie der Reſidenz betheiligt hat. Jetzt ſollte der Todtgeſagte und Begrabene wieder auferſtanden ſein, ich konnte es nicht glauben. Da fiel mir ein, daß jedenfalls der Onkel Saſtrow mir Auskunft geben könnte. Ich hatte ihn noch nicht beſucht, in dem Drange der Geſchäfte hatte ich mein Dir gegebenes Verſprechen vergeſſen, jetzt erinnerte ich mich deſſelben und löste es ein.

Von dem Onkel, der Dich beſtens grüßen läßt, erhielt ich die Beſtätigung des von mir für ſo unglaublich gehaltenen Gerüchtes. Herr v. Ernau iſt wirklich geſtern von einer Vergnügungsreiſe zurückgekehrt! Den heutigen Vormittag hat er benutzt, um zahlreichen nahen und entfernten Bekannten Beſuche abzuſtatten, offenbar nur zu dem Zwecke, um zu beweiſen, daß er noch lebe. Ueber ſeine Reiſe, über die Gründe, welche ihn zu derſelben veranlaßt haben, verweigert er jede Auskunft und weist ſchroff jede darüber an ihn gerichtete Frage ab. Er amüſirt ſich ſpottend über ſein pomphaftes Leichenbegängniß und dankt den lieben Leidtragenden für die ihm bei dem Leichengefolge bewieſene herzliche Theilnahme. Er ſoll ſo rückſichtslos, ſo extravagant wie jemals früher ſein. Der Vetter Werner, der den Onkel eben verlaſſen hatte, als ich ihn beſuchte, hatte ihm alle dieſe verbürgten Nachrichten überbracht; ich werde den Vetter ſelbſt morgen beſuchen und hoffe, Dir dann noch Weiteres über Herrn v. Ernau berichten zu können, ſende aber heute ſchon dieſen Brief ab, weil ich Dir noch andere recht intereſſante Mittheilungen zu machen habe, welche keinen Aufſchub vertragen. Sie betreffen den

würdigen Herrn Pechmayer, den ich vollständig als das erkannt habe, was er ist, als einen Abenteurer und Betrüger."

„Schändliche Verleumdung!" rief Lieschen empört, den Vater unterbrechend.

„Mäßige Dich, Lieschen!" erwiederte Herr v. Osternau ernst. „Auch ich kann und will nicht glauben, daß die harten Worte des Vetters gerechtfertigt sind, aber ich weiß wirklich kaum mehr, was ich glauben soll. Höre nur, was Albrecht weiter schreibt:

„Du hattest mir verboten, gegen Pechmayer eine Anzeige bei der Polizei zu erheben, ich habe Deinem Willen Gehorsam geleistet, aber da Du mir nicht untersagt hast, Erkundigungen einzuziehen über das frühere Leben des Herrn Pechmayer, habe ich es gethan und dazu eine sich mir darbietende vortreffliche Gelegenheit benutzt, nämlich die Bekanntschaft eines meiner Freunde mit einem hohen Polizeibeamten. Was ich erfahren habe, will ich Dir in wenigen Worten mittheilen.

Der Mensch, der unter dem Namen Pechmayer, versehen mit einem Empfehlungsbrief des Herrn Direktors Kramser, Wochen lang in Schloß Osternau gelebt hat, besitzt kein Recht auf diesen Namen, er muß ein Abenteurer sein, der sich denselben angeeignet hat!

Ich entsinne mich sehr genau, daß am 6. Juli, am Tage der beginnenden Heuernte auf der Osterwiese, der sogenannte Kandidat Pechmayer in Schloß Osternau eingezogen ist, am 6. Juli aber ist der wirkliche Pechmayer, wie polizeilich festgestellt ist, in Berlin gewesen. Er hatte

seiner Wirthin, einer Frau Wiebe in der Inselstraße, davon erzählt, daß er am 6. Juli eine Stelle als Informator bei einem Herrn v. Osternau in Schlesien antreten werde, hatte deshalb sein Quartier gekündigt und war abgereist, aber schon am 5. Juli Abends war er zurückgekehrt und hatte seine alte Wohnung wieder bezogen. Diese Daten sind polizeilich festgestellt. Er ist dann einige Tage in seiner Wohnung geblieben, hat diese fast gar nicht verlassen, weil er, wie er seiner Wirthin erklärte, einen Geldbrief erwarte; sobald er diesen bekomme, wolle er nach Amerika abreisen. Am 9. Juli Vormittags ist wirklich ein Geldbrief mit einer hohen Summe, Frau Wiebe meint, es seien dreitausend oder gar viertausend Mark gewesen, an den Herrn Gottlieb Pechmayer adressirt, angekommen. Pechmayer hat darüber eine große Freude geäußert, er hat seiner Wirthin gesagt, noch ein paar Tage wolle er in Berlin bleiben und sich gut amüsiren; das hat er denn auch wohl gethan, er ist früh des Morgens fortgegangen und Abends erst spät zurückgekehrt. Am 12. Juli ist er ebenfalls Vormittags gegen elf Uhr von Hause fortgegangen, seitdem hat man ihn nicht wieder gesehen. Frau Wiebe hat der Polizei nach einigen Tagen von seinem Verschwinden Meldung gemacht, aber auch diese hat nicht ermitteln können, was aus ihm geworden ist. Da kein Verdachtsgrund gegen Pechmayer vorlag und es wahrscheinlich ist, daß er aus unbekannten Gründen die beabsichtigte Reise nach Amerika angetreten — einen Paß zu derselben hatte er sich gelöst — so sind weitere Nachforschungen nicht angestellt worden. So viel aber steht fest, daß der wirkliche Pechmayer vom 6. bis

12. Juli in Berlin gewesen ist, und daß daher der Mensch, welcher unter seinem Namen während dieser Zeit in Osternau gelebt hat, ein Abenteurer und frecher Betrüger sein muß.

Welche Schlußfolgerungen aus dieser Thatsache zu ziehen sind, muß ich Dir überlassen. Gib dem falschen Pechmayer, wenn er von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt ist, diesen Brief, er mag ihn lesen; ich bin neugierig, ob er es wagen wird, die gegen ihn erhobene Anschuldigung zu leugnen, und ob Du, theurer Vetter, auch jetzt noch Anstand nehmen wirst, den entlarvten Betrüger der Polizei zu überliefern. Ich zweifle nicht, daß diese bei ihm Nachschlüssel und bedeutende Geldsummen, falls er solche nicht während seiner Reise in Sicherheit gebracht hat, finden wird.

Uebermorgen kehre ich nach Schloß Osternau zurück, bis dahin hoffe ich noch mehr, sowohl über Herrn v. Ernau, als über den wahren, vielleicht auch über den falschen Pechmayer zu erfahren.

In aufrichtiger Verehrung

Dein treuer Vetter

Albrecht v. Osternau."

„Das sind ja ganz schreckliche Neuigkeiten!" sagte Frau v. Osternau, als ihr Gatte die Vorlesung des Briefes beendet hatte. „Wer hätte das wohl gedacht! Aber nein, eigentlich habe ich es gedacht. Recht getraut habe ich dem Herrn Pechmayer niemals. Nur wenn er am Flügel saß, wenn er spielte und sang, dann vergaß ich wohl mitunter meinen Verdacht, sein wunderbares Spiel riß mich zur Bewunderung hin; aber wenn ich ihm dann wieder in die ruhelosen dunklen Augen schaute, dann wurde mir immer

ganz unheimlich. Du weißt wohl, Fritz, ich habe Dich oft genug vor ihm gewarnt und Dich gebeten, ihn fortzuschicken. Nun ist er entlarvt als Abenteurer und Betrüger. In seinem eigenen Briefe gesteht er es zu, daß er uns getäuscht hat, daß sein Leben bei uns eine Lüge war. Er wußte wohl, daß die Entdeckung nahe sei, deshalb kehrt er nicht zurück. Jetzt wirst Du wohl anders über ihn denken, als bisher, und endlich dem Polizeipräsidenten nach Breslau eine Anzeige schicken über den Einbruch in Deinen Geldkasten."

„Nein, Emma, ich bin heute von seiner Unschuld noch ebenso überzeugt, wie jemals," erwiederte Herr v. Osternau ernst. „Wer auch der Einbrecher gewesen sein mag, er ist es nicht gewesen! Ich wünsche von Herzen, daß das Geheimniß, welches auf diesem traurigen Vorfall ruht, nie gelichtet werde."

Lieschen stand auf, sie trat zu dem Vater und legte den Arm um seinen Hals; sich zärtlich an ihn schmiegend, sagte sie, ihn küssend:

„Ich danke Dir, Du einziger, lieber, guter Papa!" Dann riß sie sich los, und ohne den Zuruf der Mutter zu hören, eilte sie fort. Sie mußte allein sein, die Thränen, welche ihr über die Wangen rollten, durfte Bertha nicht sehen.

18.

Am frühen Morgen hatte Egon die für einige Tage nothwendige Wäsche zusammengepackt in ein kleines Bündel, welches er selbst nach der Station Mirbach trug, und war dann mit dem ersten Zuge nach Breslau gefahren.

Was er beabsichtigte, wußte er selbst nicht, er überließ sich, wie oft in früherer Zeit, der Eingebung des Augenblicks. Nur Eins war ihm klar: er bedurfte der Ruhe, des Alleinseins, des gewaltsamen Losreißens von den Banden, die in Schloß Osternau seinen freien Willen fesselten, um zu einer Entscheidung über seine Zukunft zu kommen.

In Breslau besorgte er zuerst das ihm durch Herrn v. Osternau aufgetragene Geschäft. Der Wechsel wurde ihm pünktlich ausgezahlt. Im Gasthof siegelte er das empfangene Geld ein und adressirte den Geldbrief an Herrn v. Osternau, dann couvertirte er einen zweiten Geldbrief, den er an den Prediger Herrn Widmann in Wermersdorf adressirte. Er lachte bitter auf, als er die betreffende Summe aus seiner Brieftasche nahm und sie in das Couvert legte.

„Es bedarf keines Begleitbriefes," sagte er, indem er dem Couvert die fünf Siegel aufdrückte. „Es ist eine Thorheit, daß ich dies Geld abschicke, aber ich habe es Herrn v. Osternau versprochen, und so mag denn der Herr Prediger sich seines Glückes erfreuen!"

Er trug die beiden Geldbriefe selbst zur Post, dann wanderte er bis zur Abfahrt des Mittagszuges, der ihn dem Gebirge zuführen sollte, ziellos durch die Straßen der Stadt.

Er versuchte während dieser Wanderung seine Gedanken zu sammeln, aber es gelang ihm nicht, sie wogten chaotisch durcheinander. Der Straßenlärm, die verschiedenen Eindrücke des bewegten städtischen Lebens verwirrten sie nur noch mehr, und erst als Egon am Spätnachmittage auf

der Endstation die Eisenbahn verließ und, den kleinen Tornister, welchen er sich in Breslau für sein geringes Reisegepäck gekauft hatte, auf den Rücken nehmend, die Fußwanderung in's Gebirge begann, wurde er etwas ruhiger. Die Anstrengung des Bergsteigens, die Nothwendigkeit, seine körperlichen Kräfte anzustrengen, wirkten wohlthätig auf ihn ein.

Wohl flogen noch immer seine widerspenstigen Gedanken nach Schloß Osternau zurück, er vermochte sie nicht festzuhalten bei den wechselnden Landschaftsbildern, an denen die Fußwanderung ihn vorüber führte, aber sie waren doch nicht mehr so wirr und unstät, wie während der vergangenen Tage, und als er ziemlich spät am Abend nach einer ermüdenden langen Wanderung in einem kleinen Gebirgsgasthof sich zur Ruhe legte, lösten sie sich auf in einen traumlosen Schlaf.

Am frühen Morgen erwachte Egon, durch den festen Schlaf geistig und körperlich gekräftigt. Das Wetter war herrlich, es begünstigte die Gebirgswanderung; die Lust, ein paar Tage ganz frei dem Genuß der schönen Natur zu leben, erwachte in Egon. Er fühlte sich frischer als seit langer Zeit, und mit größerer Ruhe dachte er, als er durch den duftigen Tannenwald bergauf stieg, an die aufregenden Scenen zurück, welche er in letzter Zeit in Schloß Osternau durchlebt hatte.

Durfte er nach dem Schloß zurückkehren? Er war jetzt im Stande, ruhig darüber nachzusinnen. Seine Stellung dort war erschüttert, der Brief des Predigers Widmann hatte Herrn v. Osternau mit Mißtrauen erfüllt, irgend

ein Zufall konnte ihm Veranlassung zu neuen Zweifeln, zu Nachforschungen über die Vergangenheit seines Hausgenossen geben, und dann? Ein Zusammenbruch des künstlich aufgerichteten, auf Täuschung, ja auf Betrug — Egon schämte sich dieser Erkenntniß — begründeten Truggebäudes war die unvermeidliche Folge. Mit Schimpf und Schande wurde der entlarvte Betrüger aus dem Schloß gejagt, verachtet von allen Denen, die seinem Herzen jetzt so nahe standen.

Nein, einer solchen Gefahr durfte er sich nicht aussetzen; wenn er zurückkehrte, mußte er selbst Herrn v. Osternau die volle Wahrheit beichten, er durfte eine Entdeckung nicht abwarten. Aber konnte er dies thun? Ihm tönten die Verdammungsworte wieder im Ohr, welche in Schloß Osternau von fast allen Mitgliedern des Familienkreises ausgesprochen worden waren über den Herrn v. Ernau, Lieschen hatte ihn einen elenden, abscheulichen Menschen genannt, Herr und Frau v. Osternau hatten offen ihre Verachtung gegen ihn ausgesprochen. Und er sollte ihnen sagen: „Ich bin der Egon v. Ernau, den Ihr geschmäht habt.“ Vermochte er die gegen ihn erhobene Anklage zu widerlegen? Er hatte es einmal gegen Lieschen versucht, aber wie ungläubig hatte sie das reizende Köpfchen geschüttelt, wie erstaunt, ja bestürzt hatte sie ihn angeschaut. Waren nicht alle diese Anklagen berechtigt durch sein früheres Leben? Gewannen sie nicht neues Gewicht dadurch, daß er viele Wochen lang die ihm Vertrauenden getäuscht und unter einem falschen Namen in ihrer Mitte als ein Abenteurer gelebt hatte?

Er ſah im Geiſte Lieschen, wie ſie empört ſich von ihm abwandte, wie ſie ausrief: „Nichts iſt mir verhaßter und verächtlicher als die Lüge!“ Er hörte das Hohnlachen des Lieutenants über ſeine Demüthigung. Und Bertha! Sollte ſie eine Zeugin des beſchämenden Geſtändniſſes ſein?

Nein, er durfte nicht zurückkehren, er konnte ſich weder der Gefahr ausſetzen, entlarvt zu werden, noch vermochte er ſein Unrecht offen einzugeſtehen. Beides war gleich unmöglich.

Aber wenn er nicht nach dem Schloß zurückkehrte, was ſollte er dann beginnen? Blieb ihm dann wohl etwas Anderes übrig, als die Heimkehr in das Vaterhaus?

Und weshalb nicht? Früher hatte ihn der Gedanke mit Grauſen erfüllt, daß er gezwungen werden würde, das Wort ſeines Vaters einzulöſen, heute klopfte ihm das Herz ſtürmiſch, heute glühte ihm das Blut in den Adern, wenn er an Bertha v. Maſſenburg, wenn er daran dachte, daß er ſie als ſeine Braut in die Arme ſchließen werde.

Und doch zögerte er, doch konnte er nicht zum Entſchluß kommen. Selbſt in dem Sinnenrauſche, der ihn umfing, wenn die Erinnerung an Bertha ihn erfüllte, erſchien ihm plötzlich ein holdes Bild, dann verflog der Rauſch, dann zog ihn die Sehnſucht mächtig nach Schloß Oſternau. Sein Leben meinte er freudig hingeben zu wollen für ein mildes Wort der Verzeihung von Lieschens Lippen, für einen Blick der Liebe aus ihren Augen.

Er konnte nicht zur Entſcheidung kommen. Wie tief und eifrig er auch in den nächſten Tagen bei ſeinen einſamen Bergwanderungen nachſann, immer waren es die-

ſelben ſich kreuzenden Erwägungen, dieſelben ſich geltend machenden Bedenken, dieſelben den ſchon feſt gewordenen Entſchluß wieder vernichtenden Gefühle, welche immer wiederkehrten.

Drei Tage wanderte er im Gebirge umher, immer allein, immer die wenigſt betretenen, am wenigſten von hauptſtädtiſchen Vergnügungsreiſenden beſuchten Pfade wählend, die Nächte verbrachte er in entlegenen kleinen Gaſthäuſern, die ſelten von Touriſten aufgeſucht werden; er wollte es vermeiden, vielleicht irgend einem Berliner Bekannten zu begegnen. Bisher war ihm dies auch gelungen, am vierten Tage ſeiner Reiſe aber wurde er Mittags beim Abſtieg über die Korallenſteine nach Hermsdorf ſehr unangenehm überraſcht. Er ſtieg eben langſam, in tiefes Sinnen verloren vor ſich niederſchauend, von Stein zu Stein bergab, da wurde er aus ſeinem Träumen erweckt durch eine helle luſtige Stimme.

„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! Wahrhaftig, das iſt ein köſtlicher Witz! Vorgeſtern haben wir Sie begraben, Herr v. Ernau, und heute treffe ich Sie hier kreuzfidel auf dieſem ſchwer praktikablen Wege.“

Erſchreckt fuhr Egon aus ſeinem Sinnen auf. Vor ihm ſtand ein alter Bekannter aus Berlin, ein Baron v. Freiſtetten, ein junger reicher Edelmann, den er oft in Geſellſchaft getroffen und der ihm etwas näher geſtanden hatte, als mancher andere Alltagsbekannte. Er hatte ſich mit dem friſchen, heiteren jungen Mann, der luſtig und ſorglos in die Welt hinein lebte, immer gern unterhalten und ſogar eine gewiſſe Zuneigung zu demſelben ge-

fühlt, weil Freiſtetten zu den ſehr wenigen Bekannten gehörte, die er nicht im Verdacht ſelbſtſüchtiger Berechnung haben konnte.

Freiſtetten war eben im Begriff, in Begleitung eines Führers die Korallenſteine empor zum Kamm des Gebirges aufzuſteigen, ein bei der Mittagshitze ſehr mühevolles Unternehmen. Einen Moment war er, um Athem zu ſchöpfen und ſich die Tropfen von der feuchten Stirne abzutrocknen, ſtehen geblieben, da erblickte er über ſich in geringer Entfernung den bergab ſteigenden Egon, den er mit dem luſtigen Rufe begrüßte. Seine Ermüdung hatte er in demſelben Augenblick vergeſſen, mit kräftigen, weiten Sprüngen eilte er den ſteinigen Weg empor und Egon's Hand ergreifend ſchüttelte er ſie herzlich.

„Wahrhaftig, Herr v. Ernau," rief er jubelnd, „das iſt die größte Freude, die ich ſeit Jahren gehabt habe. Ich habe nicht an Ihren Tod geglaubt, habe ich Sie doch kürzlich erſt in Breslau geſehen; aber als alle Welt behauptete, Ihre Leiche ſei gefunden, als ich vorgeſtern Ihrem Begräbniß folgte, da meinte ich doch, mich geirrt zu haben, und betrauerte Sie. Nun, Gott ſei Dank, ich hatte doch Recht, Sie ſind nicht todt, friſch und lebendig ſtehen Sie vor mir! Ich könnte Sie küſſen vor lauter Luſt und Jubel!"

Die Freude des jungen Mannes war ſo aufrichtig, daß Egon gar nicht umhin konnte, den herzlichen Gruß ebenſo herzlich zu erwiedern. War er im erſten Augenblick durch die Begegnung unangenehm überraſcht worden, ſo erregte doch manches ſeltſame Wort in Freiſtetten's Begrüßung ſeine Neugier, und er ging daher gern auf den Vorſchlag

seines Bekannten ein, einen schattigen Platz zu suchen, um ein halbes Stündchen zu verplaudern.

Unter einem überhängenden Felsen lagerten sich Beide in das weiche grüne Moos.

„Ich kann noch immer vor Freude gar nicht zu mir selbst kommen," sagte Freistetten, abermals Egon's Hand herzlich drückend. „Das nenne ich eine Ueberraschung! Nun aber müssen Sie mir erzählen! Sagen Sie mir, wo in aller Welt haben Sie gesteckt? Welchen Grund konnten Sie haben, so plötzlich unsichtbar zu werden und viele Wochen lang kein Lebenszeichen von sich zu geben?"

„Ich war des langweiligen Gesellschafts- und Residenzlebens müde, da habe ich denn fern von dem aufregenden Lärm der Stadt einige Wochen einsam auf dem Lande verlebt. Es kann Sie nicht interessiren, wo dies geschehen ist, ich habe Ihnen auch keine Abenteuer zu erzählen und bitte Sie daher, befriedigen Sie meine Neugier. Sie sprachen vorhin einige sonderbare Worte, Sie redeten von der Auffindung meiner Leiche, wo nicht sogar von meinem Leichenbegängniß. Was wollten Sie damit sagen?"

„Daß Sie begraben, aber wieder auferstanden sind vom Tode. Aber nein, die Sache ist zu ernst, um zu scherzen. Sie sollen hören, welche Folgen Ihre Flucht aus Berlin gehabt hat."

Er erzählte, daß er, von einer Reise aus Breslau nach Berlin zurückgekehrt, alle Gesellschaftskreise, in denen Egon sich zu bewegen pflegte, in höchster Aufregung über dessen plötzliches Verschwinden gefunden habe, daß seine Versicherung, er habe den Herrn v. Ernau lebend in Breslau ge-

ſehen, nicht geglaubt worden ſei, daß man allgemein geglaubt habe, Egon habe ſich einer unglücklichen Liebe wegen das Leben genommen. „Sie haben alle ihre Freunde tief betrübt, Herr v. Ernau," fügte er der Mittheilung hinzu.

„Habe ich denn Freunde?" erwiederte Egon bitter. „Die Wenigen, die vielleicht ein leichtes Bedauern über meinen vermeintlichen Tod gehabt haben, ſind reichlich dafür entſchädigt worden dadurch, daß ich ihnen Gelegenheit zu intereſſanten Klatſchereien gegeben habe."

„Das iſt ein trauriger Glaube, um den ich Sie nicht beneide," ſagte Freiſtetten ernſt. „Nur wer ſelbſt Niemandes Freund iſt und nur an ſich denkt, kann ſolchen Glauben haben. Ich verſtehe es nicht, wie Sie Ihren Vater — ich will von den Freunden nicht reden — viele Wochen lang ohne Nachricht laſſen konnten, ſo daß er endlich wohl von Ihrem Tode überzeugt ſein mußte. Ich bin wahrlich kein geeigneter Moralprediger, man wirft mir wohl mit Recht vor, daß ich unverantwortlich leichtlebig, ja leichtfertig ſei, aber das Recht glaube ich doch zu haben, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, daß Sie — verzeihen Sie mir den harten Ausdruck — ein unverantwortliches Spiel getrieben haben mit Allen, die Sie lieb hatten, und ich rechne mich zu dieſen, und vor Allem mit Ihrem Vater!"

Egon hatte keine Antwort auf dieſen Vorwurf, er bat nur, Freiſtetten möge in ſeinen Mittheilungen fortfahren. Dies geſchah, und ſo erfuhr er denn, daß ſein Tod wirklich jetzt offiziell in allen Berliner Zeitungen angezeigt

worden sei, und Freistetten erzählte ihm mit allen Nebenumständen die Auffindung der mit Egon's Sommeranzug bekleideten Leiche in der Spree, die Rekognoszirung derselben durch den Kammerdiener und durch den Geheimrath v. Ernau, und endlich das pomphafte Leichenbegängniß, welches dieser veranstaltet hatte.

Mit hochgespannter Aufmerksamkeit folgte Egon Freistetten's Erzählung; als er hörte, daß der aufgefundene Leichnam vorzüglich durch seinen Sommeranzug und durch das ihm gehörige Visitenkartenetui als der seinige erkannt worden sei, wurde ihm plötzlich klar, wer der Unglückliche gewesen, der an seiner Stelle so pomphaft begraben worden war. Er erinnerte sich, daß in dem Sommerrock, den er einst am Seeufer gegen den Leibrock Pechmayer's vertauscht hatte, in der Brusttasche sein Visitenkartenetui geborgen gewesen war, und daß er es nicht herausgenommen hatte — Pechmayer hatte seit vielen Wochen nichts wieder von sich hören lassen. Vielleicht hatte er noch einmal gespielt, wieder Alles verloren und in der Verzweiflung einen zweiten diesmal geglückten Selbstmordversuch gemacht, vielleicht auch war er durch einen Unfall in's Wasser gestürzt, jedenfalls ruhte wahrscheinlich seine Leiche unter dem frisch aufgeschütteten Grabhügel des Kirchhofes.

„Sie sind jetzt wirklich todt für alle Welt," so schloß Baron Freistetten seine Mittheilungen, „es ist ein Glück, daß ich Ihnen so zufällig begegnet und daß ich im Stande gewesen bin, Ihnen zu sagen, welche schwere Folgen Ihre Flucht aus Berlin gehabt hat. Sie würden vielleicht noch nicht daran gedacht haben, nach Berlin zurückzukehren, um

alle die tollen Märchen, die über Sie erzählt werden, durch Ihr persönliches Erscheinen zu widerlegen. Oder waren Sie vielleicht im Begriff, nach Hirschberg hinunter zu wandern, um von dort nach Berlin zu reisen?"

„Nein," erwiederte Egon, „diese Absicht hatte ich nicht. Ich bin noch nicht entschlossen über das, was ich thun soll, und bitte Sie daher, mir die volle Freiheit der Entschließung dadurch zu lassen, daß Sie mein Geheimniß bewahren, indem Sie Niemand mittheilen, daß Sie mir begegnet sind."

„Nimmermehr werde ich ein solches Versprechen geben!" rief Freistetten entrüstet aus. „Ich würde mich dadurch zum Mitschuldigen einer Handlungsweise machen, die meinem Rechtsgefühl durchaus widerspricht. Ich verhehle Ihnen nicht, Herr v. Ernau, es empört mich, daß Sie nur einen Augenblick über das schwankend sein können, was Ihnen die Pflicht gebietet. Sie müssen unverzüglich nach Berlin zurückkehren, es wäre unverantwortlich von Ihnen, wenn Sie Ihren Vater länger in dem Glauben lassen wollten, daß er den einzigen Sohn verloren habe. Ich weiß, daß Ihr Verhältniß zu Ihrem Vater nie ein sehr herzliches gewesen ist, aber er ist Ihr Vater, und Sie haben die Pflicht des Sohnes zu erfüllen, die Sie bisher freventlich vernachlässigt haben. Ich werde Sie in der Vernachlässigung dieser Pflichterfüllung nicht unterstützen, und wenn Sie sich weigern, nach Berlin zurückzukehren, dann werde ich meine Fußwanderung abbrechen, werde zu Ihrem Vater reisen und ihm sagen, daß sein Sohn lebt."

Freistetten war aufgesprungen, er hatte seinen Reise-

ſtock ergriffen und dem Führer zugewinkt, daß auch dieſer ſich zur Fortſetzung der Reiſe erheben möge.

„Entſcheiden Sie ſich jetzt, Herr v. Ernau," ſagte er ernſt. „Von Ihrem Entſchluß wird der meinige abhängen."

Auf einen glücklichen Zufall hatte Egon gehofft, auf einen Zufall, der ihn zur Entſcheidung drängen ſollte; jetzt war ſein Wunſch erfüllt. Er war gezwungen, einen Entſchluß zu faſſen, ſein Schwanken, ob er nach Schloß Oſternau oder nach Berlin zurückkehren ſolle, war beendet. Er zürnte Freiſtetten nicht für deſſen harte, faſt beleidigende Worte — waren dieſe doch berechtigt.

„Ich danke Ihnen, Baron Freiſtetten," ſagte er, ebenfalls aufſtehend. „Sie ſind ein rauher Mahner zur Pflicht, aber ich werde Ihre Mahnung beherzigen. Setzen Sie ruhig Ihre Gebirgswanderung fort, ich verſpreche Ihnen, daß ich direkt nach Hirſchberg hinunterſteigen und morgen früh den erſten Zug benützen werde, um nach Berlin zu fahren. Und nun laſſen Sie uns ſcheiden. Da ich einmal, wenn auch halb gezwungen, den Entſchluß gefaßt habe, das alte Joch wieder auf den Rücken zu nehmen, will ich mit der Ausführung nicht ſäumen. Leben Sie wohl!"

Mit einem herzlichen Händedruck ſchieden die beiden Bekannten, Egon wanderte bergabwärts dem Hirſchberger Thale zu. Nicht frohen Muthes trat er den Rückweg zu dem alten Leben an, ſondern mit ſchwerem Herzen. Jetzt, da er entſchloſſen, nicht wieder nach Schloß Oſternau zurückzukehren, erſchien ihm das Leben dort in dem roſigſten, ſchönſten Lichte, eine brennende Sehnſucht nach allen den lieben Menſchen, die er nicht wiederſehen ſollte, ergriff ihn,

er meinte, daß er gar nicht von ihnen ſcheiden könne, ohne ihnen wenigſtens ein liebevolles Wort des Abſchiedes geſagt, ohne ſie um Verzeihung gebeten zu haben dafür, daß er ſie getäuſcht hatte.

Lieschens liebliches Bild umſchwebte ihn auf ſeinem Wege; es ſchien ihm zu winken, er fühlte eine brennende Luſt, wenigſtens auf einen Tag, vielleicht nur auf eine Stunde nach Schloß Oſternau zu eilen, ihr Wort ſollte entſcheiden, ob er dort bleiben, oder ob er zurückkehren ſolle nach Berlin.

Er ging vorwärts mit immer langſamerem Schritt, der ſchwere Kampf, den er überwunden zu haben glaubte, erneuerte ſich; da aber rief er ſich das Verſprechen, welches er Freiſtetten gegeben hatte, in's Gedächtniß zurück, er hatte ſein Wort gegeben und durfte es nicht brechen, ohne die Selbſtachtung zu verlieren. Er mußte die Kraft haben, ſeine brennende Luſt zur Rückkehr nach Oſternau zu überwinden. Schneller ſchritt er aus und nun eilte er vorwärts, immer vorwärts. Er hielt ſich weder in Agnetendorf, noch in Hermsdorf auf, ein jeder Aufenthalt erſchien ihm als ein verächtliches Nachgeben. Nicht eher ruhte er, als bis er auf's Aeußerſte körperlich und geiſtig ermüdet in Hirſchberg eintraf.

In einem kleinen, von durchreiſenden Fremden wohl nur ſelten beſuchten Gaſthof nahm er Quartier. Er wollte von dem anſtrengenden Marſche ausruhen, aber er vermochte es nicht, kaum hatte er ſich auf das Bett in dem kleinen, ihm angewieſenen Zimmer niedergelegt, da trieb ihn die innere Unruhe, wieder aufzuſpringen. Wieder be-

gann in ihm der Seelenkampf, es wurde ihm schwer, unendlich schwer, fest zu bleiben bei dem einmal gefaßten Entschluß; aber es gelang ihm, seine glühende Lust zu überwinden, das Pflichtgefühl siegte über diese.

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb zwei Abschiedsbriefe, den einen an den Herrn v. Osternau, den anderen an Herrn Storting; in den letzten Brief legte er den Betrag der kleinen Schuld ein, für welchen Storting in Breslau so bereitwillig die Bürgschaft übernommen hatte. Beide Briefe trug er selbst am nächsten Morgen unmittelbar vor seiner Abreise nach Berlin zur Post; mit der Absendung derselben hatte er sich die Rückkehr nach Schloß Osternau abgeschnitten. Er fühlte sich jetzt ruhiger, der Kampf war beendet, er schwankte nicht mehr.

19.

Der Geheimrath v. Ernau hatte sich im Speisesalon an den kleinen runden Tisch gesetzt, auf welchem jetzt Mittags nur ein einziges Couvert aufgedeckt wurde. Er liebte es nicht, allein zu speisen, einige Gäste waren sonst immer zu dem Punkt vier Uhr Nachmittags beginnenden Diner eingeladen — ist doch eine heitere Unterhaltung die beste Würze eines delikaten Mahles. Weder die ausgesuchten feinen Speisen, noch der vortreffliche Wein wollten dem Geheimrath recht schmecken, wenn er nicht vergnügte Gesichter um sich sah, wenn er essen und trinken mußte, ohne dazwischen ein heiteres Wort zu plaudern. Er überlegte deshalb, während er trübselig seine Suppe aß, wie viele Tage er sich wohl noch den Zwang auferlegen müsse,

allein zu ſpeiſen. Vierzehn Tage mindeſtens! Er ſeufzte tief auf. Vierzehn Tage der Langeweile erſchienen ihm als eine unendliche Zeit. Aber es ging nicht anders. Seit acht Tagen etwa war durch das Auffinden der Leiche Egon's jeder Zweifel darüber geſchwunden, daß der unglückliche Geheimrath v. Ernau den einzigen Sohn in ſchrecklicher Weiſe verloren habe, ſeit acht Tagen hatte er tiefe Trauer angelegt, bis dahin hatte ihn ja doch immer noch die Hoffnung aufrecht erhalten, der geliebte Sohn werde zurückkehren; er hatte deshalb auch bis dahin nicht nothwendig gehabt, ſich die Freuden der Geſelligkeit zu verſagen; jetzt aber mußte er es als tieftrauernder Vater thun, mindeſtens drei Wochen lang, von denen erſt eine verfloſſen war. Kummervoll blickte er die breite ſchwarze Kreppbinde an, von welcher ſein linker Oberarm umſchlungen war.

In den erſten Tagen nach Auffindung der Leiche hatte er wohl noch eine Befriedigung in dem ungeheuren Aufſehen gefunden, welches in ganz Berlin die wunderbare Entdeckung erregt hatte, daß Egon v. Ernau nun wirklich todt ſei. Es war ſehr intereſſant geweſen, alle Zeitungen zu durchforſchen, in jeder lange Berichte über die wunderbare Geſchichte zu leſen, die zahlloſen Kondolenzviſiten zu empfangen, jedem Beſucher von Neuem zu zeigen, wie tief der Schmerz eines unglücklichen Vaters um den verlorenen einzigen Sohn ſei; dazu kamen alle die Anordnungen für ein Leichenbegängniß, welches ſo prachtvoll ausfiel, wie man noch ſelten eines in Berlin geſehen hatte. Bei ſolcher Beſchäftigung verging die Zeit ſchnell, und dafür konnte auch wohl das Opfer eines einſamen Mittagsmahles ge-

bracht werden, aber jetzt? Die Kondolenzvisiten hatten aufgehört, das Leichenbegängniß war vorüber, die Zeitungen enthielten keine Notizen mehr über den räthselhaften Tod des Herrn Doktor v. Ernau, der Geheimrath fühlte sich daher jetzt recht einsam, und der Gedanke, daß er noch mindestens vierzehn Tage zurückgezogen von allen Vergnügungen der Residenz werde leben müssen, machte ihn sehr traurig. Es war doch wirklich für ihn ein hartes Schicksal, den einzigen Sohn in der Blüthe der Jahre zu verlieren und nun um ihn trauern zu müssen!

Die Suppe war delikat und doch wollte sie ihm nicht recht schmecken; seufzend schaute er auf, da — der Löffel entsank seiner gehobenen Hand und fiel klirrend nieder in den Suppenteller, mit weit geöffneten Augen starrte er das Gespenst an, welches plötzlich beim hellen lichten Tage ihm erschien, das Gespenst, welches ganz die Gestalt und das Gesicht des Verstorbenen zeigte. Da stand es in der geöffneten Flügelthür; nein, es stand nicht, es bewegte sich wie ein Mensch mit Fleisch und Blut, es ging mit demselben elastischen Schritt, den Egon einst gehabt hatte, durch den Speisesaal und gerade auf den noch immer lautlos mit starren Augen Dasitzenden zu.

„Guten Tag, Papa!“ sagte Egon so ruhig gleichmüthig, als komme er eben von einem kleinen Spaziergang zurück, dann wendete er sich zu dem aufwartenden Diener, der, nicht minder erschreckt als sein Herr, ebenfalls starr vor Staunen den vom Tode Wiedererstandenen anschaute. „Besorgen Sie noch ein Couvert, Johann, aber schnell; ich habe noch nicht gegessen und barbarischen Hunger!“

So ſpricht kein Geſpenſt, ſo zwanglos nimmt es keinen Stuhl und ſetzt ſich mit an den Speiſetiſch!

„Herr des Himmels!“ rief der Geheimrath, der noch immer nicht recht zur Beſinnung kommen konnte. „Biſt Du es denn wirklich, Egon? Du lebſt?“

„Wie Du ſiehſt, Papa! Ich lebe und habe einen tüchtigen Hunger. Willſt Du wohl die Güte haben, Deinem Johann zu befehlen, daß er mich nicht länger ſo albern anſtarrt, ſondern mir einen Teller bringt. Ich denke durch mein Eſſen Dich und ihn vollſtändig davon zu überzeugen, daß ich noch lebe.“

Johann war ſchon überzeugt, er eilte fort, um den Befehl zu erfüllen, und auch der Geheimrath konnte jetzt füglich nicht mehr daran zweifeln, daß ſein Sohn an ſeinem Tiſche ſitze. Er nahm den ſilbernen Löffel aus dem Suppenteller wieder auf, reinigte den naß gewordenen Stiel mit der Serviette, und während dieſer Beſchäftigung betrachtete er den vom Tode erſtandenen Sohn mit einem keineswegs freundlichen Blicke.

„Du lebſt,“ ſagte er dann in einem recht verdrießlichen Tone, „die einzige Entſchuldigung, welche es dafür geben konnte, daß Du rückſichtslos mich in die größten Verlegenheiten gebracht haſt, daß Du verſchwunden biſt faſt in demſelben Augenblick, in welchem Deine Verlobung proklamirt werden ſollte, fällt durch Dein Leben fort.“

„Habe ich Dich in Verlegenheit gebracht, Papa?“ fragte Egon, auf den der Vorwurf des Vaters nur geringen Eindruck zu machen ſchien. „Das thut mir leid; aber ich konnte es nicht vorausſetzen, Du pflegſt ja ſonſt nicht leicht

in Verlegenheit zu kommen. So viel ich gehört, haſt Du übrigens eine recht angenehme Zeit verlebt. Die Abwechslung, welche der intereſſante, alle unſere Bekannten in Aufruhr bringende Skandal, die Nachforſchungen nach meinem Verbleiben, die Auffindung meiner Leiche und endlich mein Leichenbegängniß in Dein einförmiges Leben gebracht haben, muß Dir jedenfalls ganz amüſant geweſen ſein. Der Trauerflor, den Du am Arm trägſt, ſteht Dir vortrefflich; ſchade, daß Du ihn nun wohl wirſt ablegen müſſen; aber ich denke, Du wirſt dafür entſchädigt werden durch den neuen Skandal, den die Rückkehr des verlorenen Sohnes unfehlbar erzeugen muß. Wir Beide werden mindeſtens acht Tage lang den Geſprächsgegenſtand von ganz Berlin bilden, es ſtehen ja nicht alle Tage die Todten aus den Gräbern wieder auf. Das Leichenbegängniß ſoll übrigens, wie mir Baron Freiſtetten geſagt hat, ganz brillant, ganz Deines vortrefflichen Geſchmackes würdig geweſen ſein. Schade, daß ich nicht mit dabei ſein konnte. Jedenfalls werde ich morgen nach dem Kirchhof gehen, um mir mein Grab anzuſehen und die Blumenpracht zu bewundern, mit welcher Du es geſchmückt haben ſollſt. Ich kann nicht umhin, Dir meinen beſten Dank dafür zu ſagen."

„Immer derſelbe!" murmelte der Geheimrath unwillig. „Jedes Wort ein bitterer, giftiger Spott. Du kehrſt zurück, wie Du gegangen."

„Biſt Du darüber erzürnt, Papa? Wir ſind doch immer ganz gut miteinander ausgekommen. Du haſt Dich nie um mich bekümmert, und ich habe Dir niemals Unbequemlichkeiten gemacht. Ich denke, wir wollen es auch

in Zukunft ſo halten. Du ſollſt durch mich niemals in Deiner Bequemlichkeit, in Deinem Vergnügen geſtört werden, auch in dieſem Augenblick nicht. Bitte, laß Deine Suppe nicht kalt werden, da kommt die meinige. Wir wollen zuſammen diniren und dabei in aller Gemüthlichkeit berathen, wie wir mich, den vom Tode Erſtandenen, am angenehmſten für Dich wieder in die lebende Welt einführen. Aber ehe ich noch ein Wort weiter ſage, muß ich erſt einen Teller Suppe gegeſſen haben, denn mich hungert wie einen Wolf."

Er machte das Wort zur That, mit dem größten Appetit verzehrte er ſeine Suppe, und der Geheimrath folgte ſeinem Beiſpiel, auch ihm hatte die Freude über die Rückkehr des Sohnes offenbar den Appetit nicht verdorben.

Erſt als Johann die Teller wechſelte und daher eine kleine Pauſe im Eſſen eintreten mußte, nahm der Geheimrath wieder das Wort.

„Es wäre nun wohl an der Zeit," ſagte er, „daß Du mir endlich mittheilſt, welche Veranlaſſung Du gehabt haſt, ſo form- und rückſichtslos mich zu verlaſſen, wo Du geweſen biſt, was Du getrieben und weshalb Du in den ganzen langen Wochen kein Lebenszeichen von Dir gegeben haſt. Ich denke, daß ich als Vater wohl das Recht habe, Rechenſchaft von Dir zu fordern."

„Darüber ſind wir verſchiedener Meinung, Papa," entgegnete Egon in demſelben ruhig ſpöttiſchen Tone, den er während der ganzen Unterredung mit dem Vater gebraucht hatte. „Das Verhältniß, in welchem wir ſeit meiner früheſten Kindheit zu einander geſtanden haben,

ist stets ein von dem gewöhnlichen Verhältniß zwischen Vater und Sohn abweichendes gewesen. Du hast nie von mir verlangt, daß ich Dir vertrauen soll; Du bist Deinen Vergnügungen nachgegangen, ohne Dich je darum zu kümmern, ob vielleicht Dein Sohn das Herzensbedürfniß habe, sich dem Vater in Liebe anzuschließen, Du hast aber auch niemals von mir gefordert, daß ich Dir über mein Denken und Fühlen, über mein Thun und Lassen Rechenschaft ablegen solle. Du hast schon dem Knaben die volle Freiheit gelassen, jede ihm beliebige Thorheit zu begehen. Wie käme ich nun wohl jetzt als Mann dazu, Dir Rechenschaft abzulegen? Ich denke, wir ändern nichts in dem von Dir selbst begründeten Verhältniß. Es kann Dir übrigens ziemlich gleichgiltig sein, weshalb ich fortgegangen und wo ich gewesen bin, genug, ich bin wieder hier und Du bist der Verpflichtung entbunden, über den todtgeglaubten Sohn zu trauern; allerdings verlierst Du auch die Erbschaft meines Vermögens; aber ich weiß, daß dies Dir völlig gleichgiltig ist. Du hast nie einen Werth auf das Geld gelegt und wirst vielleicht noch nicht einmal daran gedacht haben, daß mein Muttererbe durch meinen Tod Dein Eigenthum geworden wäre."

„Du läßt mir nur Gerechtigkeit widerfahren, daran habe ich in der That nicht gedacht, als ich Dich lebend wieder vor mir sah, wohl aber daran, was ich nun den zahllosen Neugierigen sagen soll, welche mich umdrängen und mich fragen werden, wo Du eigentlich gewesen und was Du während der vielen Wochen Deiner Abwesenheit getrieben habest."

„Sage ihnen die Wahrheit, Papa! Sage ihnen, Du

wiſſeſt es nicht, Dein Sohn ſei ein eingefleiſchter Egoiſt, der ohne Rückſicht auf die gute Meinung der Welt, ohne Rückſicht auch auf ſeinen Vater, ganz nach eigenem Ermeſſen und eigener Luſt handle, der ſich ſelbſt um Niemand bekümmere, aber auch Niemand geſtatte, ſich um ihn zu kümmern! Das ſage den Neugierigen, und wenn ſie ſich dabei nicht beruhigen, verweiſe ſie nur an mich, ich werde ihnen dann ſo antworten, daß ſie zum zweiten Male nicht fragen."

„Du wirſt Dich dadurch in der Geſellſchaft unmöglich machen."

„Iſt mir gleichgiltig. Ich bleibe nur einige Tage in Berlin und werde vielleicht in Jahren nicht wieder hieher zurückkehren."

Der Geheimrath ließ hoch erſtaunt die Gabel ſinken und ſchaute ſeinen Sohn mit einem höchſt komiſchen Ausdruck der Verwunderung an. Es war ihm völlig unbegreiflich, daß ein junger reicher Mann die Abſicht haben könne, Berlin auf Jahre freiwillig zu verlaſſen. Er konnte ſich vorſtellen, daß man London, Paris oder Wien auf einige Monate beſuche, um die Vergnügungen der übrigen Weltſtädte einmal zu koſten — er ſelbſt hatte dazu nie ein Bedürfniß gehabt, aber er konnte ſich denken, daß Andere es hätten, unbegreiflich hingegen war es ihm, wie ein Menſch, der in Berlin leben könne, für längere Zeit, ohne dazu gezwungen zu ſein, in die Fremde hinausfliegen möge.

„Du willſt wieder fort?" fragte er, er glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Ja, ich bleibe nur einige Tage hier," erwiederte Egon mit Bestimmtheit. „Ich bin nur zurückgekommen, um mich zuvor Dir und allen Bekannten als lebend vorzustellen. Ich bin des nichtigen Residenzlebens müde und habe mich entschlossen, mein ferneres Leben einer ernsten Thätigkeit zu widmen. Ich werde zunächst etwa ein Jahr, vielleicht auch längere Zeit, verwenden, um mir landwirthschaftliche Kenntnisse zu erwerben. Sobald ich mich sicher genug fühle, um ein größeres Gut selbstständig bewirthschaften zu können, werde ich mich nach Plagnitz zurückziehen, um dort als ein, wie ich hoffe, tüchtiger Landwirth zu wirken und zu schaffen."

„Ich glaube, Du redest irre!" rief der Geheimrath, der sich vor Staunen gar nicht mehr zu fassen wußte. Der Gedanke, Egon v. Ernau, der gefeierte, in allen Gesellschaften der Residenz gesuchte Egon v. Ernau wolle sich auf einem westpreußischen Landgute als einfacher Landwirth niederlassen, erschien ungeheuerlich, unglaublich, unfaßlich!

Egon mußte über das ihm sehr begreifliche Staunen seines Vaters unwillkürlich lächeln.

„Du siehst, Papa," fuhr er fort, „ich habe sehr vernünftige, vielleicht etwas philiströse Zukunftspläne, und ich hoffe, sie werden Deinen Beifall finden, wenn sie Dich auch augenblicklich in Verwunderung setzen. Ich beabsichtige einzugehen in's Philisterium, ein solider Gutsbesitzer zu werden, und dazu brauche ich natürlich auch eine Frau. Ich komme damit Deinen Wünschen entgegen. Während der wenigen Tage, welche ich in

Berlin verweilen werde, kann meine Verlobung mit der Braut, die Du mir ausgesucht hast, mit Fräulein Bertha v. Massenburg, öffentlich proklamirt und ganz nach Deinem Geschmack durch ein großartiges Fest gefeiert werden, gleich nach dem Fest aber reise ich ab. Die Hochzeit wird dann erst stattfinden, wenn ich mein Schloß in Plagnitz zur Aufnahme meiner jungen Frau würdig eingerichtet habe und wenn ich mit ihr dorthin ziehen kann, um die Bewirthschaftung des Gutes zu übernehmen."

Nahmen die Ueberraschungen, welche Egon seinem Vater bereitete, gar kein Ende? Durch jede neue Mittheilung wurde der Geheimrath zu einem wachsenden Staunen erregt; als er jetzt hörte, daß Egon heirathen, und zwar Bertha v. Massenburg heirathen wolle, war seine Selbstbeherrschung zu Ende. Er warf die Serviette fort, sprang auf und eilte aus dem Zimmer; nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück mit einem Brief in der Hand.

„Lies!" sagte er, Egon den Brief übergebend.

„Die Verlobung meiner einzigen Tochter Bertha mit Herrn Hugo v. Wangen beehre ich mich hiedurch anzuzeigen

Werner v. Massenburg.

Bertha v. Massenburg
Hugo v. Wangen
Verlobte."

Das Blut stieg Egon jäh in die Wangen, es flimmerte ihm vor den Augen, als er die wenigen Worte las. Bertha verlobt? Verlobt mit jenem unbedeutenden, geistesarmen, gutmüthigen jungen Manne! Er konnte es nicht

glauben, und doch mußte er es glauben, die gedruckte Verlobungsanzeige war ja ein unwiderleglicher Beweis. Wie hatte er mit sich gekämpft noch in der letzten schlaflosen Nacht, im Gasthof zu Hirschberg, bis er endlich einig mit sich geworden, bis er zu einem festen Entschluß über die Begründung seiner Zukunft gekommen war.

Als nun dieser Entschluß gefaßt war, da hatte er ihn auf der Reise nach Berlin weiter ausgebildet und schöne Zukunftsträume auf denselben gebaut.

Und diese Pläne, sie waren vernichtet durch ein elendes kleines Stück Papier, auf dem die wenigen Worte gedruckt standen: „Bertha v. Massenburg, Hugo v. Wangen, Verlobte.“

Hätte das Staunen des Geheimraths über Alles, was er heute gesehen und gehört hatte, noch vergrößert werden können, es wäre geschehen, als er gewahrte, welchen Eindruck der Verlobungsbrief auf seinen Sohn machte. Mit starren Augen blickte Egon auf das Papier, welches er in der bebenden Hand hielt, sein Mund zuckte krampfhaft, er war durch die so plötzlich ihn überraschende Zertrümmerung aller seiner Zukunftspläne völlig außer Fassung gebracht.

„Was ist denn das wieder?“ rief der Geheimrath, der gar nicht mehr wußte, was er von seinem Sohne denken sollte. „Aus Dir kann wahrlich kein Mensch klug werden. Als Du nur ‚ja‘ zu sagen brauchtest, um Bertha v. Massenburg zur Frau zu bekommen, bist Du ausgerissen vor der Heirath, und nun plötzlich geberdest Du Dich, als sei Dir das größte Unglück geschehen, weil das

Fräulein sich verlobt hat. Du hast sie nie gesehen, Dir kann es doch gleichgiltig sein, ob Du sie oder eine andere heirathest, wenn Du durchaus heirathen und Landjunker werden willst!“

„Richtig, Papa, das kann mir eigentlich ganz gleichgiltig sein!“ erwiederte Egon mit tonloser Stimme, immer noch starren Blickes auf den Brief und die verhängnißvollen Worte: „Bertha v. Massenburg, Hugo v. Wangen, Verlobte,“ blickend.

„Uebrigens,“ fuhr der Geheimrath fort, „ist verlobt noch nicht verheirathet. Wenn Dir wirklich so viel an dieser Verbindung liegt, was ich wahrhaftig nicht geahnt hätte, dann will ich mit Werner v. Massenburg ein ernstes Wort sprechen. Er hat wohl seine Einwilligung zur Verlobung seiner Tochter mit deren jetzigem Bräutigam nur gegeben, weil ihm daran lag, überhaupt einen Schwiegersohn zu bekommen und den Skandal zu beenden, der über ihn und seine Verhältnisse in schönster Blüthe war. Es kostet nur ein Wort, um ihn zur Lösung einer Verlobung zu bewegen, die eigentlich schon dadurch gelöst ist, daß sie in der Voraussetzung Deines Todes geschlossen wurde. Werner wird sehr gern unseren alten Plan wieder aufnehmen, und sollte er es nicht gern thun, nun, dann habe ich Mittel, ihn zu zwingen, aber es wird gar nicht nöthig sein, sie anzuwenden oder auch nur mit ihrer Anwendung zu drohen. Ihm wird es recht sein, und mir ist es auch recht, wenn nun Alles wieder in die alten Geleise zurückkommt. Wenn es Dir lieb ist, Egon, will ich mit ihm sprechen.“

Egon hatte, in tiefe Gedanken verſunken, kein Wort von dem verſtanden, was ſein Vater ſprach. Die Laute hatten wohl ſein Ohr berührt, aber von dem Inhalt der Worte wußte er nichts, erſt als ſein Name genannt wurde, fuhr er aus ſeinem Traume empor. Er erhob ſich.

„Ich muß Dich jetzt verlaſſen, Vater," ſagte er.

„Aber Du kannſt unmöglich ſatt ſein, Du haſt ja ſo gut wie nichts gegeſſen. Setz' Dich nur wieder, da bringt Johann den Braten. Wir werden am beſten jetzt gleich berathen, was wir weiter in dieſer Angelegenheit thun ſollen."

„Ich bin in dieſem Augenblicke unfähig zu jeder Unterhaltung. Ich muß erſt mit mir ſelbſt zu Rathe gehen. Ich werde auch dieſen Schlag überwinden, aber ich bedarf dazu einiger Stunden, die ich allein, ungeſtört auf meinem Zimmer verleben will. Benütze Du den heutigen Nachmittag, um meine Rückkehr Deinen Freunden mitzutheilen; morgen will ich ſelbſt ſo viele Beſuche machen, wie möglich, und dann — nun, was dann geſchieht, weiß ich noch nicht, iſt mir doch Alles, was ich dachte, wünſchte, hoffte, plötzlich vernichtet worden. Ich ſtehe wieder vor dem Chaos; der Hoffnungsſtern, der mich durch die Wirrſale des Lebens leiten ſollte, iſt verſunken!"

Er ließ ſich nicht zurückhalten, obgleich der Geheimrath ihn dringend bat, ſich doch eine ſo unbedeutende Sache nicht ſo ſehr zu Herzen zu nehmen, zu bleiben und ruhig zu überlegen, was zu thun ſei. Wie ein Träumender ging er durch die bekannten Räume, die Zimmer und Korridore; als er in ſein Wohnzimmer

trat, in welchem während seiner Abwesenheit der Geheimrath keine Veränderungen hatte vornehmen lassen, war es ihm, als sei er niemals auf längere Zeit fortgewesen, als komme er von einem Spaziergange zurück. So leer und öde war auch heute sein Herz, wie damals, als er den Entschluß faßte, freiwillig aus dem langweiligen Leben zu scheiden, so trostlos und jedes Interesses unwerth erschien ihm wie damals auch heute sein Dasein.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem ſchwarzen Kreuz.

Hiſtoriſche Novelle

von

Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Der Sturm heulte eiſig kalt über die Haide, auf der ſich der kleine Zug langſam hinbewegte. Kaum vermochte der Führer an der Spitze auf dem ſchneebedeckten Boden die ſchwachen Wegſpuren zu erkennen, und unſicher traten die Roſſe. „Habt Acht!“ ertönte es wiederholt von vorn her, wenn irgend ein Graben die Straße kreuzte, und ſchärfer griffen die erſtarrten Hände in die Zügel, um die Pferde vor dem Straucheln zu bewahren. Schneidend trieben die Schneeflocken im wirbelnden Tanze den Reitern in's Geſicht, überall auf den ſchweren Wämmſern legten ſie ſich feſt und ballten ſich zu einer dicken, jede Bewegung hemmenden Kruſte.

Es waren dreizehn Perſonen, die des Weges zogen; zwölf Männer und, wunderbar genug, ein Weib. Voran ritt der Führer und ſpähte aus, dann folgte der Haupttrupp, des engen Weges halber zu Zweien und Dreien, wie ſich's gerade ſchickte, zwei Reiter bildeten etwa fünfzig Schritte zurück die Nachhut. Man ſah aus der ganzen Ordnung, die Reiſenden fürchteten nicht allein das Schnee-

treiben und die Kälte, ſondern auch Feinde — ſie waren auch Alle gut bewehrt und gewaffnet.

Ziemlich in der Mitte des Zuges ritt auf mittelgroßem Paßgänger das Weib, ihr zur Seite in koſtbarem Pelzrock ein älterer Mann von hohem Wuchs, der kein Auge von ſeiner Nachbarin abwandte und mehr denn einmal ihrem Pferde in den Zügel griff, wenn es eine etwas unſichere Bewegung machte. Aus dem dicken Pelzkragen, der hoch aufgeſchlagen das Geſicht der Reiterin ganz verſteckte, klang dann jedesmal ein helles, heiteres Lachen, und eine kurze Bewegung der eigenen Hand, ein leiſer Zuruf genügte immer, den Paßgänger wieder in ſeinen ſicheren Gang zu bringen. Es war augenſcheinlich eine gute Reiterin, die auf dem Braunen ſaß, der fröhlich aufwieherte, wenn die Hand ſeiner Herrin ihm hin und wieder die Schneeflocken aus der ſäuberlich geflochtenen Mähne ſtrich oder ihm leicht auf den ſchlanken Hals klopfte.

Sie waren ſo lange neben einander dahingeritten, als der im Pelzwamms endlich wie ungeduldig nach vorn rief:

„Seid Ihr auch des Weges noch ſicher, Jürgen, mir deucht, wir müßten ſchon längſt in dem Schwetzer Forſt ſein?“

„Gewiß, Herr,“ ſchallte es zurück, „der Weg iſt richtig, wir ließen eben die hohle Eiche links liegen, in einer halben Stunde ſind wir in dem Forſt, in einer Stunde in Schwetz.“

Der Alte wandte ſich an ſeine Nachbarin.

„Gottlob, daß dem ſo iſt,“ ſagte er und ſtrich ſich den

bereiften Bart, „es wird Zeit, daß wir einen warmen Trunk bekommen. Thut mir schon leid, Kind, daß wir nicht auf Rheden geblieben sind, solch' Wetter ist nichts für Euch Frauensleute!“

Aus der Pelzkapotte lachte es wieder hell hervor.

„Sorgt Euch nicht um mich, Herr Vater, ich bin kein solch' weichlich zartes Ding, daß mir der Schnee weh thun könnte. Auch hat mir die Muhme so warmes Zeug angethan, 's ist mir fast zu viel, denn es hindert mehr beim Reiten, als es frommt.“

„Hat's gut gemeint, die Trude! Was weiß sie freilich davon, wie's einem auf dem Gaule zu Muthe ist, sie hat wohl ihr Lebtag nicht auf vier Beinen gesessen, es müßten denn Schemelbeine gewesen sein.“ Und der alte Herr lachte selbst über seinen Witz. Dann kramte er in seinen Satteltaschen und zog eine dickbäuchige Flasche hervor. „Da ist noch ein Rest feurigen Spanischen,“ fuhr er fort, die Flasche hinüber reichend, „trink einen ordentlichen Schluck, Hadwig, das heizt besser als zwei Wämmser.“

Das Mädchen dankte; er trank daher den Rest allein und schmunzelte vergnügt, indem er die geleerte Flasche seitwärts in den Schnee warf.

„Wenn wir nur erst in dem Forst wären,“ sagte er dann, „zwischen den Bäumen bricht sich der Sturm.“

Hadwig kehrte ihm ihr Gesichtchen zu — es war freilich nur die äußerste Nasenspitze und ein Paar blitzender brauner Augen, die von der Fürsorge der Muhme freigelassen waren.

„Ihr waret ja zuerst gar nicht so gut Freund mit dem

Forst, Herr Vater. Ich denke, die Preußen machen ihn immer noch unsicher — erzähltet Ihr nicht davon?"

„Wird wohl so schlimm nicht mehr sein. Der Knip-rode von Schloß Schwetz macht brav Jagd auf die heid-nischen Schurken, wie ich gehört. Früher freilich, so vor dreißig und einigen Jahren noch, da hätte ich nicht mit meinem einzigen Kinde durch den Wald reiten mögen. Aber jetzt? Der Hunger müßte ihnen schon sehr arg zu-setzen, wenn sie eine Schaar von zwölf wohlbewaffneten Reitern angreifen sollten."

„Schade, schade, Herr Vater," entgegnete die Tochter, „ich hatte mich schon auf ein wenig Abwechslung gefreut —"

Der Alte schlug ein Kreuz.

„Behüt' uns Gott und die allerheiligste Jungfrau!" fiel er ihr rasch in's Wort, „das redet so in den Wind und weiß gar nicht, was es sagt! Komm 'mal heran an unsere Seite, Veit," rief er dann dem hinter ihnen reitenden Knechte zu, „so, hieher, und nun erzähle 'mal der Hadwig, wie's Dir anno domini 1319 ergangen ist, als Dich das Sudauer Heidenvolk gepackt hatte."

Der Knecht verzog den Mund zu einem verlegenen breiten Grinsen und kraute sich seinen Kopf, er zögerte sichtlich.

„Nur heraus mit der Sprache!" drängte Jener.

„Ich rede eigentlich nicht gern davon, Herr Schultheiß, aber so Ihr und das Fräulein befehlt, mag es denn sein. Ich war also damals ein junger Bursch, eben erst aus Deutschland gekommen, wo der Vater Waffenmeister bei dem hochedlen Burggrafen v. Tornau gewesen, und hatte

in der Stadt Kulm Dienſt genommen. Im Herbſt nun mußten wir Alle, die Waffen tragen konnten, hinaus, dieweilen die Sudauer Heiden ſich gegen die ehrwürdigen Ordensritter empört hatten. War damals noch ein wildes gottvergeſſenes Volk und überfiel nicht, wie vielleicht hie und da heute noch, einzelne Chriſtenleute, ſo ruhig ihres Weges ziehen, ſondern führte in großen Haufen richtigen Krieg, wie die Ritter ſelber. So zogen wir nun nach Sonnenaufgang viele Meilen weit, immer durch Wälder und Sumpf, bald hier ein Heidendorf ſengend, bald dort einen Haufen, der ſich zur Wehre ſetzte, niedermachend. Wir mochten ſo an tauſend Mann ſein, halb Pikeniere, halb Armbruſtſchützen, und etwa fünfzig Ritter und Knappen führten uns an — was aber die Hauptmaſſe der Heiden war, die kriegten wir nicht zu Geſichte, weil ſie immer tiefer vor uns in den Forſt zurückwichen. Endlich theilte uns unſer Komthur, der Edle v. Orſeln, ſo nachmals Hochmeiſter des Ordens war" — dabei griff der Knecht an die Lederkappe — „in mehrere Haufen und ſchickte uns einzeln vor. Wie wir nun die zweite Nacht unſer Lager aufgeſchlagen haben, mitten im Walde, und denken, unſere Poſten geben gut Acht, ſchallt plötzlich der ganze Wald wieder von wüſtem Geheul und mit einem Male ſind die Heiden über uns. Hatten die Feinde unſere Wachen niedergemetzelt, ehe denn wir es merkten, uns umzingelt und — na, Herr Schultheiß, kurz und gut oder vielmehr ſchlecht — wir waren in ihrer Gewalt."

Als der grauhaarige Knecht, nicht in fortfließender Rede, ſondern vielmals ſtockend und ſtotternd, aber doch

wie Einer, der sein Geschichtchen schon oftmals erzählt hat, soweit gekommen, hielt er inne, weil Jürgen, der Leitsmann, vorn Halt machte und dann zu dem, den sie den Schultheißen genannt, herangeritten kam.

„Wir sind dicht vor dem Forst," meldete er, „man sieht ihn nur noch nicht vor dem nichtsnutzigen Schnee. Ich wollte d'rum fragen, ob nicht zwei von den Knechten seitwärts einreiten sollen? Würde auch gut sein, wenn der Zug mehr aufschließen möchte, sie erzählten in Thorn, daß der Weg noch immer nicht ganz sicher sei und der Balga, der Heide, mit seinen Kerls im Forst herumspuke, den Ordensherren v. Schwetz so recht zum Trotz und Tort."

Der Schultheiß wandte sich im Sattel.

„An uns wird er sich wohl nicht wagen, Jürgen, könnten's ihm doch übel heimzahlen. Aber thut, was Ihr für gut haltet."

Mit kurzen Worten ordnete der Führer das Nöthige an. Rechts und links trabte ein Knecht soweit heraus, daß man im Schnee nur noch schattenartig Roß und Reiter erkannte, der Zug selbst rückte näher zusammen, die wenigen Handpferde wurden in die Mitte genommen, dann setzte sich Alles wieder langsam in Bewegung. Bald nahm der Wald die kleine Schaar auf.

Jetzt winkte Hadwig dem Erzähler fortzufahren.

„Ja, Herrin, wie sie nun so zwischen uns standen und niederhieben, was sich regte, da wußten wir Alle, daß unsere Stunde geschlagen hatte. Wer seine Waffe gerade zur Hand hatte — das waren aber die Wenigsten, denn wir hatten uns zu sicher gedeucht — der wehrte sich wohl,

aber auch damit war's bald zu Ende und wir ſtanden Alle auf einen Haufen eng zuſammengedrängt und um uns das wilde Volk. Trat da nun ein rieſengroßer Sudauer vor und redete einen langen Spruch, halb an uns, halb an die Heiden, wir verſtanden nicht ein Wort davon, als daß wir fühlten, wir ſollten Alle ſterben. Alſo machten wir uns denn bereit, beteten noch ein ſtilles Paternoſter oder was uns ſonſt gerade beifiel. Aber es ſollte anders kommen und viel ſchrecklicher. Wie der Häuptling geendet, brach unter dem Heidenvolk ein großes Jubelgeſchrei aus und Einige hieben vier ſtarke Stangen ab und trieben ſie in die Erde; dann brachten ſie unſeres Führers Streitroß herbei und banden das mit ſeinen vier Beinen an die Pfähle, ſo daß es ſich nicht regen noch bewegen konnte, und thürmten rings um das Thier Holz auf. Endlich aber hoben ſie den Ritter — Jüngingen hieß er — auf das Pferd, banden ihm die Beine unter des Thieres Leib und ſeine Arme um deſſen Hals zuſammen und, denkt Euch, Herrin, ſteckten das Holz in Brand, ſo daß es lichterloh um die lebendigen, zuckenden Leiber aufflammte."

Hadwig ſchauerte zuſammen, ſo daß der Vater den Knecht unterbrach.

„Laß es gut ſein, Veit, 's iſt nichts für Weiberohren. Erzähle blos noch, was Euch geſchah."

„Uns ging's, den Heiligen ſei's gedankt, noch gnädig genug. Das Heidenvolk wollte uns wohl auch Alle in den Tod ſchicken, ſo recht qualvoll und langſam, wie ſie's

lieben, und sie fingen damit an, uns die Ohren abzuschneiden," — er schob die Seite seiner Lederkappe zurück und wies auf eine blutrothe Narbe, indeß das Mädchen sich schaudernd abwandte — „da kam uns Hilfe von dem Haupthaufen des Komthurs, dem ein Entsprungener, der Einzige, Herrin, das Unheil gemeldet, und befreite uns grad noch zur rechten Stunde."

„Und die Preußen?" rief die junge Reiterin erregt.

Veit erwiederte zuerst gar nichts, er lachte blos leise auf und strich einige Male wagerecht mit der Hand durch die Luft, als brauche er sein Schwert.

„Zweitausend auf einmal!" sagte er endlich. „Wir haben den Jüngingen ordentlich gerächt!"

Schweigend ritten sie weiter, der Knecht hatte sich bescheiden wieder hinten angeschlossen, es war tiefe Stille. Auf der weichen Schneedecke hörte man nicht einmal die Tritte der Rosse, nur ab und zu ertönte aus dem Dickicht das Aechzen der vom Sturm gebogenen Fichtenstämme oder das Kreischen eines hungernden Waldvogels. Noch war es gar nicht spät am Tage, aber trotzdem fing es bereits an zu dämmern, und gespenstisch schimmerten die hohen Föhren durch das Schneegestöber. Der Weg wurde schlecht und schlechter, nur die schmale Lichtung längs eines Bachrinnsals kennzeichnete ihn noch.

Jürgen, der Leitsmann, war weit vorausgeritten, ein Knecht aus der Reihe der Vordersten hatte die unmittelbare Führung übernommen. Jetzt kam Jener plötzlich zurückgetrabt und winkte schon von Weitem zum Halten; erst vor dem Schultheiß hielt er sein Pferd an.

„Auf ein Wort, Herr — kommt ein wenig bei Seite, ich bitt' Euch," fügte er leiſer hinzu.

Der Schultheiß folgte.

„Ihr habt doch den Weg nicht verloren, Jürgen?"

„Wär's das nur!" erwiederte Jener. „Ich wollt's nicht in den Haufen rufen, Herr, damit die Knechte nicht ſcheu werden und Euer Töchterlein nicht erſchrickt — die Heiden haben die Sellgerbrücke beſetzt, wir müſſen zurück!"

Der Alte erſchrak heftig.

„Die verd— Hunde!" ſtieß er endlich hervor. „Sind's ihrer Viele?"

„Ich ſchätzt' ihrer an ein halb Hundert, Herr! Der Jungfrau ſei's gedankt, daß ſie mich nicht bemerkten! Ich hatte den Gaul an eine Fichte gebunden und ſchlich mich heran, weil ich ſchon von Weitem ihr Johlen und Schreien hörte."

„Und das eine halbe Meile von Burg Schwetz! Iſt's nicht eine himmelſchreiende Frechheit? Aber was nun, Jürgen?"

„Es ſind ihrer zu viel, ich ſagt's ſchon, wir müſſen zurück. Es wäre Tollheit, mit der Ueberzahl anzubinden, Herr! Vielleicht kommen wir über Powunden nach Schwetz durch; 's iſt freilich faſt zwei Meilen Umweg, aber was hilft's?"

Der Schultheiß ſchüttelte ingrimmig den Kopf.

„Es geht nicht anders, Herr!" mahnte Jener nochmals.

Indem ſie noch ſo ſprechen, kommt plötzlich von der Nachhut einer der Knechte im vollen Lauf herangeſprengt.

„Die Heiden ſind hinter uns," ſchreit er und ſchwingt

das Schwert, „ihrer zwanzig bis dreißig — vorwärts, vorwärts!“

Jetzt hieß es handeln, das war offenbar ein überlegter Hinterhalt, hier galt kein Zögern. In dem Schultheiß erwachte sofort der erfahrene Kriegsmann von ehedem, mit schnellem Blick begriff er die Gefahr und traf mit wenigen Worten seine Maßregeln.

„Veit,“ rief er dem alten Knecht zu, der vorher von seiner Gefangenschaft erzählt, „nehmt die drei Letzten und deckt uns den Rücken. Wir müssen durch, Jürgen, es geht nicht anders, die feigen Gesellen werden unseren deutschen Schwertern nicht Stand halten. Ihr, Jürgen, nebst Hermann und Weinhold reitet etwas voran, nicht weit, nur zehn bis zwanzig Schritte, und hauet nieder, was Euch vor das Schwert kommt. Wir drängen nach, Du, Hadwig, bleibst in der Mitte und bückst Dich auf Dein Pferd, daß Dich nicht einer von ihren nichtsnutzigen Pfeilen trifft. Halt den Gaul aber scharf im Zügel, Mädchen!“

„Kümmert Euch nicht um mich, Vater!“ In ihren Augen blitzte es vor Aufregung.

„Und nun vorwärts, was die Thiere laufen können. Vielleicht überrennen wir sie an der Brücke!“

Das war Alles das Werk weniger Augenblicke. In scharfem Trabe ging es vorwärts, an der nächsten Wendung kommandirte der Schultheiß zum Galop, und scharf schlossen sich die Männer aneinander. Schon hörte man von vorn und hinten das Siegesgebrüll der Preußen.

„Stoß in das Horn!“ rief der Schultheiß einem seiner Knechte zu, und mit den langgezogenen Horntönen zugleich

antwortete der Schlachtruf der Reiter den Feinden, die jetzt in dichten Haufen an der nächſten Lichtung auftauchten. Ein Schwarm Pfeile ziſchte durch die dämmerige Luft, ſchon hieben die Vorgeſchickten ein, aber gleichzeitig brachen auch von den Seiten aus dem Waldesdickicht Schaaren von Feinden heraus und hefteten ſich, unter wüthendem Geſchrei ihre Keulen ſchwingend, an die Flanken der Reiſigen. Wohl blitzen die Schwerter durch die Luft und ſauſen auf die unbewehrten Häupter der Feinde nieder, aber für Jeden, der fällt, drängen ſich zehn Andere hervor, hängen ſich ſtoßend und ſchlagend an die Steigbügel, an Roß und Wamms und ſuchen die Reiter zu Boden zu ziehen, ſie leichter zu bewältigen. So verlangſamt der Ritt, die Pferde kommen nicht mehr vorwärts trotz Sporen und Schenkeln, ſchon ſind zwei, nein, vier der Knechte zu Boden geriſſen, und der Schultheiß ſelber blutet aus einer Wunde am Arm — da tönt plötzlich drüben von jenſeit des Baches eine helle Fanfare, die Wuth des Kampfes ſtockt und zugleich klingt ein froher Ruf: „Hie, Germanien! Wir kommen! Haltet Euch brav!“ von vorn her. Friſcher Muth durchſtrömt die Herzen, noch einmal ſauſen die Schwerter herab und ſchon flüchten die Angreifer wie ſcheues Wild in das Dickicht zurück.

Kommandowort ſchallt von der Brücke und eine ſtattliche Reiterſchaar trabt heran, den Seinen voraus, angethan mit dem Schuppenpanzer unter dem wehenden weißen Mantel mit dem ſchwarzen Kreuz darauf, ein ſtattlicher Rittersmann.

„Das nenn' ich Hilfe zur rechten Zeit, ehrwürdiger

Herr! Dank Euch!“ ruft der Schultheiß und ſprengt Jenem entgegen.

Der Ritter neigt leicht grüßend ſtolz das Haupt.

„Wir hatten gerade den Streifzug und hörten von weither das Getümmel. Hätten wir gewußt, Herr Schultheiß, daß Ihr des Wegs kämt, ſo würden wir die Straße ſchon rein gehalten haben, wer kann aber auch denken, daß Ihr Euch bei ſolchem Unwetter auf den Weg machen würdet!“ ſetzte er etwas vorwurfsvoll hinzu. „Wir erwarteten Euch nicht vor acht Tagen zurück.“

„Es ging nicht anders, Herr Bodo. Ich erhielt Botſchaft, daß ich früher nach Hauſe müſſe, und da auch mein Kind hier,“ — er zeigte auf ſeine Tochter — „gern nach ſo langer Abweſenheit bald zurück wollte, ſo haben wir fünf gerade ſein laſſen. Gelobt ſeien die Heiligen, daß es noch ſo gut ablief!“

Der Ritter hatte zuerſt keinen Blick auf die junge Maid geworfen und ſich nur leicht im Sattel verneigt, als der Vater ihrer erwähnte. Jetzt ſchlug er die Augen auf, und wie er das von der Aufregung glühende Geſichtchen, von dem der hohe Pelzkragen herabgefallen war, ſo daß ſich die feinen Linien des Halſes ſcharf auf dem Nerz abzeichneten, erſchaute, ſtieg eine helle Röthe auf ſeinen Wangen empor. Aber ſofort biß er die Zähne aufeinander und mit einem kurzen Ruck, wie im Zorn über ſich ſelbſt, ſein Roß herumwerfend, rief er den Seinen zu, ſich zu ſammeln.

„Ich werde Euch Bedeckung nach Schwetz mitgeben, Herr Schultheiß,“ ſagte er dann, „und für Eure Ver-

wundeten Sorge tragen, ich ſehe, das Heidenvolk hat die Euren arg zugerichtet. Ihr blutet ja ſelbſt auch?“

„Nicht von Belang, Ritter Bodo, nicht von Belang. ’s iſt nur ein leichter Streifſchuß, den ich den Kerls ordentlich heimgezahlt habe. Laß nur, Hadwig,“ beruhigte er dieſe, als ſie ihr Pferd jetzt beſorgt an ſeine Seite brachte, „es iſt nicht der Rede werth, ehe wir nach Schwetz kommen, iſt der Riß ſchon geſchloſſen, wirſt kaum noch Zeit haben, dort Deine Frauenkunſt zu zeigen! Und nun Gott befohlen, Herr Ritter, ich ſeh’ Euch wohl heute Abend noch in der Burg und kann Euch dann herzlicher nicht, aber ausführlicher danken, als hier auf der Landſtraße.“

„Keine Urſache, Schultheiß!“ Damit wandte der Ritter ſein Roß und ritt, ſich kurz verneigend, fort; an der nächſten Wegwende aber ſchaute er noch einmal rückwärts und wieder färbten ſich ſeine gebräunten Wangen in höherem Roth. „Wie Gertrud,“ flüſterte er leiſe vor ſich hin. Dann ſchüttelte er unwillig das Haupt und ſetzte dem Pferde die Sporen in die Seite, daß es wild mit ihm davonſprengte. —

Am Abend ſaß Bockelmann, der Schultheiß von Elbing, einer unter dem mächtigen Schutz des deutſchen Ordens kraftvoll aufblühenden Lübeck’ſchen Pflanzſtadt, mit ſeiner Tochter am freundlich ſchimmernden Kaminfeuer. Das Hoſpiz des Ordens, dicht an der Mauer der Burg Schwetz gelegen, ſo recht unter ihrem ſchirmenden Fittich, und doch wieder ſtreng geſondert, weil ja Frauensleute die halb mönchiſchen, halb ritterlichen Räume der Burg ſelbſt

nicht betreten durften, hatte ſie gaſtfrei aufgenommen — eigentliche Gaſthäuſer gab es anno domini 1343 im Preußenlande noch nicht in den kleineren Städten, und die Reiſenden waren ganz auf die Gaſtfreundſchaft deutſcher Ritter angewieſen, die gern die Pforten ihrer Hoſpize gegen mäßige Wegzehrung öffneten.

Es war ein ganz wohnliches Gemach, das unſeren Reiſenden angewieſen worden. Durch die dicken Wände, deren Stärke die zwei tiefen, ganz verhangenen Fenſterniſchen erkennen ließen, drang ſo leicht des draußen tobenden Wetters Wirkung nicht, der mächtige Kamin, in dem große Buchenſcheite loderten, verbreitete eine wohlige Wärme, und der Imbiß auf dem ſchweren Eichentiſche, dem Vater und Tochter mit dem guten Appetit ihrer Zeit alle Ehre angethan hatten, zeigte noch in ſeinen maſſigen Reſten, daß es um die Küche des Ordenshauſes nicht eben ſchlecht beſtellt war. Da ſtanden auf großen Zinnſchüſſeln eine treffliche Wildkeule von ſaftigem Anſchnitt, und daneben ein mächtiger Schweineſchinken, deſſen rothes Innere gar mundgerecht durch die braune Kruſte hindurchſchimmerte; da prangte ein fetter roſiger Lachs, deſſen ſich kein Küchenmeiſter im ganzen Reich geſchämt hätte, und auch eine große Kanne des gerühmten Kulmer Bieres fehlte nicht; für die Jungfrau hatte ſich ſogar eine Schüſſel mit allerhand ſüßem ſüdländiſchen Konfekt vorgefunden, wie es der Orden von ſeinen ſicilianiſchen Brüdern häufig geſchickt bekam, und ein Tönnchen maſuriſchen Honigs von edelſtem Goldgelb lud zum Nachtiſch ein.

Vater und Tochter ſaßen alſo am Kamin in den weilen

bequemen Lehnſtühlen, auf die der vorſorgliche Veit weiche Pelze gedeckt hatte. Hadwig hatte dem Vater ſoeben den neuen Umſchlag um die zum Glück wirklich leichte Wunde gelegt und plauderte jetzt heiter über die überſtandene Gefahr. Sie war ein echtes rechtes Mädchen ihrer Zeit, immer heiteren Muthes und fröhlichen Geiſtes, nicht geziert und verzärtelt, nicht gekünſtelt und überreizt, ſondern voll friſchen Lebens und zuverſichtlichen Gottvertrauens. Und wie ſchlank und doch voll war ſie gewachſen — es trat erſt jetzt, nachdem ſie der ſchweren Reiſehüllen ſich entledigt, recht hervor — wie lebhaft blitzte und funkelte es in den glänzenden Augen. Mit Wohlgefallen ruhten des Alten Augen auf dem anmuthigen Kind, ſeiner einzigen Tochter, die er faſt fünf Jahre in der Fremde gelaſſen hatte bei ſeiner verheiratheten Schweſter in dem märkiſchen Frankfurt, weil nach der Mutter Tode ſein vereinſamtes Haus für das blutjunge Ding kein rechter Ort geweſen wäre.

Er ſtreckte ihr die geſunde Linke hinüber, die ſie innig küßte.

„Glaubſt gar nicht, wie wohl mir's thut, Hadwig, daß ich Dich nun wieder habe, haſt mir gar ſehr gefehlt in meinem einſamen Wittthum!“

„Ihr ſeid zu gut, Herr Vater! Ich bin nur froh, daß Eure Wunde nicht ſchlimmer iſt — ſchmerzt Euch der Arm ſehr?“

„Hab' keine Sorge, Kind. 's iſt nicht die erſte Narbe an meinem alten Körper, ſo was heilt raſch bei mir. Ich denke morgen die Zügel ſchon wieder ſicher führen zu

können, und in zweimal vierundzwanzig Stunden sind wir ja in Elbing. Hast Du denn das Vaterhaus noch gut im Gedächtniß?"

Hadwig lachte fröhlich.

„Gewiß, Herr Vater. Von den tiefen Kellern, vor denen mir's immer gegraut hat, weil sie gar so düster und finster sind, bis zu dem spitzen Boden hinauf, auf dem sich's so gut Versteckens spielen ließ, könnt' ich's malen, jedes Gemach in dem alten lieben Hause steht wie leibhaftig vor mir."

„Das freut mich, mein Liebling. Wer sein Vaterhaus liebt und in Ehren hält, den beschirmt und beschützt es auch. Wirst aber Manches verändert finden, nicht im Haus, vielleicht aber in der Nachbarschaft, 's ist viel gebaut worden in den letzten Jahren."

„Steht denn das kleine niedrige Haus gegenüber noch, in dem Kerstens wohnten? Der Alte ist gestorben, wie Ihr mir geschrieben."

Bockelmann rückte sich bequemer zurecht.

„Davon wollt' ich Dir gerade erzählen, dachte mir wohl, daß Du Antheil daran nehmen würdest. Reich' mir aber noch einen Becher Kulmer, das Feuer macht die Kehle trocken, Kind!"

Hadwig stand auf und füllte den weitbäuchigen silbernen Becher, wie ihn damals jeder Wohlhabende auf Reisen mitführte, mit dem kühlen Trunk und kredenzte ihn dem Vater, nachdem sie auf seinen Wink nach dem Gebrauch der Zeit mit ihren rothen Lippen den Rand leicht berührt und „vorgekostet" hatte.

„Die ehrwürdigen Herren wiſſen, was ſchmeckt," begann Jener darauf und ſchnalzte mit der Zunge. „Das nenn' ich doch noch gut behandeltes Gebräu, nicht zu warm und nicht zu kalt, grade wie's ſein muß. Ja, was ich alſo erzählen wollte. Wie alſo der alte Kerſten ſich vor nun faſt vier Jahren hinlegt und ſtirbt, war ſein Junge, der Hermann, grade auf See — Du mußt nämlich wiſſen, der Rath unſerer Stadt hatte ihm die neue große Freddekogge anvertraut, weil er unſer beſter Kapitän iſt, hätt's auch nicht gedacht von dem wilden Strick, daß er ſolch' zuverläſſiger tüchtiger Seemann werden würde. Er war alſo grade auf See und brachte mit den Danzigern zuſammen die Frühjahrsflotte nach Zween, Du weißt, dem niederländiſchen Hafen, wohin unſer meiſter Weizen geht. Nun lag damals der Orden im Krieg mit den Dänen, und die Schiffe konnten durch den geſperrten Sund nicht zurück, es wurde alſo wieder Frühjahr, ehe der Hermann heimkam und nur noch das Grab des Vaters fand. Er hat mich damals beſucht und auch viel nach Dir gefragt — brauchſt nicht roth zu werden deshalb, warſt dem ſtattlichen Manne ja nur als Kind in Erinnerung — blieb einige Wochen daheim und ſegelte dann wieder aus mit einem eigenen Schiff, aber nicht als Handelsherr, ſondern mit Kaperbriefen des Rathes gegen die Piraten von Gothland. Und das war ſo gekommen — langweilſt Du Dich, Kind?"

„Nicht doch, nicht doch, Vater! Erzählt nur weiter!"

„Der Kerſten hatte alſo einen Freund gehabt, einen Danziger, der auch Schiffskapitän geweſen war. Der hatte

ihm früher einmal, als sie noch Beide als Schiffsjungen auf demselben Schiff gefahren, das Leben gerettet, und sie klebten seitdem aneinander wie die Kletten. Wie nun der Klaus Groning, so hieß der Danziger, während des dänischen Krieges mit Kersten zusammen in Zween gewesen ist, hat es den Uebermüthigen nicht lange im Hafen gelitten, und kaum daß der Winter vorbei war, ist er gegen aller Verständigen Rath ausgesegelt. Man hat nie wieder etwas von ihm und seinem Schiffe gesehen und allererst geglaubt, er sei mit sammt seiner Mannschaft ertrunken, bis später die Kunde gekommen ist, daß er an der schwedischen Küste von dem vermaledeiten Seeräuber, dem Svend Sure, angefallen, nach tapferer Gegenwehr überwältigt worden ist, und daß der gottvergessene Unhold ihn mit all' seinen Leuten hat über die Spiere spazieren lassen."

Hadwig sah fragend auf.

„Was ist das, Herr Vater: über die Spiere spazieren?"

„Ja, Kind, das magst Du Dir in Deinem Mädchenverstand freilich nicht ausdenken können. Die Piraten zwingen nämlich, wenn sie ein Fahrzeug gekapert, die ganze Besatzung, auf dem über das Wasser ragenden Bugspriet sich aufzustellen und treiben dann die Hintersten mit Peitschenhieben gegen die Vorderen, so daß immer Einer den Anderen hinunterstößt, bis die Letzten dann in ihrer Verzweiflung von selbst in die Fluth springen."

„Schrecklich — und das wollen Christenmenschen sein?"

„Ja, schrecklich, Du hast Recht! Sind auch saubere Christenmenschen, die Piraten, da können Einem die preußischen Heiden fast noch lieber sein, die wenigstens

nicht wiſſen, was für Sünde ſie thun. Wie nun der Hermann das gehört hat, iſt er gleich entſchloſſen geweſen, den Freund zu rächen, hat ſein Schiff auch trefflich gerüſtet, die beſte Mannſchaft geworben, die er in ganz Elbing und Danzig fand, den Beſen an der Maſtſpitze aufgehißt als Zeichen, daß er die See reinfegen wolle, und ſich auf die Suche nach dem Svend Sure gemacht. Es wird jetzt drei Jahre her ſein, daß er nordwärts des Sunds auf den Piraten, der gerade wieder mit drei Schiffen einen Lübeck'ſchen Kutter angefallen hatte, traf; gleich hat er einen von den Seeräubern in den Grund gerannt, daß nicht ein Kater ſich hat retten können, und iſt dann den zwei anderen Schiffen, die ſich zur Flucht gewandt, nachgeſetzt; das ſollen tüchtige Segler geweſen ſein, aber der Kerſten iſt ihnen zur Seite geblieben und hat ſie nicht aus den Augen gelaſſen, aber auch nicht angegriffen, weil er nämlich ihren Schlupfwinkel erſpähen wollte. So ſind ſie drei Tage und drei Nächte neben einander hergeſegelt, bis ſie endlich in einen Fjord an der norwegiſchen Küſte einliefen, er mit ihnen faſt zugleich. Da iſt denn noch ein mörderiſcher Kampf in dem engen Fahrwaſſer entſtanden, endlich aber haben ſich die Seeräuber doch ergeben müſſen. Der Svend Sure hat unterhandeln wollen und Tonnen Goldes geboten, die er in ſeiner Burg auf dem Felſen gehabt; mein Hermann Kerſten aber ſagt: ‚Die hol' ich mir ſo oder ſo!' und läßt ihn und die ganze Piratenſchaar an der Großraae ihrer eigenen Schiffe baumeln, wie es Seemannsrecht iſt und die heilloſen Beſtien tauſendfach verdienten. Dann hat er die Burg, in der

nur Weiber und Kinder geweſen ſind, beſetzt, und nun kurz und gut: Wie er mit den gekaperten Räuberſchiffen und all' dem Gut, das er dem Svend Sure genommen, wieder nach Elbing gekommen, iſt er der reichſte Mann in der ganzen Stadt geweſen, und zum Ueberfluß haben ihm Lübeck und unſer Rath noch je eine koſtbare goldene Ehrenkette geſchenkt. Hat auch gleich eine ſtattliche Summe geſtiftet für ausgediente Seeleute und ein Haus gekauft, worinnen ſie wohnen ſollen in ihren alten Tagen, wie er's in den Niederlanden kennen gelernt hatte."

„Das gefällt mir am meiſten von dem Hermann, das iſt brav und gut!" warf das junge Mädchen ein.

„'s iſt überhaupt ein braver Burſche, auf den unſere Stadt ſtolz ſein kann, ſeinesgleichen gibt es nicht viel an der ganzen Küſte von Lübeck bis Riga hinauf. Aber was ich erzählen wollte: Im vorigen Jahre hat er ſich nun ein neues Haus bauen laſſen an Stelle des alten; es iſt eigens ein Baumeiſter von Köln am Rhein deshalb verſchrieben worden, der gar wunderſame Pläne gemacht hat mit Thürmen und Schwibbogen und Spitzfenſtern — halb wie ein Dom, halb wie eine Burg, aber Alles in Allem wunderbar prächtig und ſchön, wie wir nichts gleiches ſonſt in Elbing haben. Im Herbſt iſt der Bau fertig geworden, und wir ſind Alle bei dem Kerſten zu einem großen Bankett eingeladen geweſen, wo es hoch herging. Du kannſt Dir gar nicht vorſtellen, Hadwig, wie koſtbar das Haus eingerichtet iſt; vom Keller bis unter die Dachſpitze fehlt nichts, es ſei denn die Hausfrau. Unſere Jung-

frauen haben auch tüchtig nach ihm geſchielt, 's iſt aber noch Keiner geglückt, den Spröden zu feſſeln oder zu fangen!"

Der Schultheiß ſchien nicht übel Luſt zu haben, noch Einiges von ſeinem jungen Freunde Hermann Kerſten und den Umgarnungsverſuchen der ſchönen Elbingerinnen zu erzählen, da trat, beſcheiden anklopfend, Veit in's Gemach und berichtete, daß Seine Hochwürden, der Komthur, den Herrn Schultheißen zu ſprechen wünſche.

Sofort ſprang Jener auf.

„Schnell meinen Mantel und mein Schwert, Veit. Das muß ja etwas beſonders Wichtiges ſein, was noch ſo ſpät am Abend verhandelt werden ſoll. Leg' Dich nur zur Ruhe, mein Kind, brauchſt nicht auf mein Rückkommen zu warten," wandte er ſich zu ſeiner Tochter und küßte ihr die weiße Stirn.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſtand er bereits vor dem Komthur. Es war derſelbe Winrich v. Kniprode, der nicht lange darauf die erledigte Hochmeiſterſtelle erringen ſollte, und unter deſſen ruhmvoller Herrſchaft der Orden den Gipfel ſeiner Macht, und das Ordensland Preußen jene Bedeutung und jenen Wohlſtand erreichte, die es zu einem der blühendſten Theile des deutſchen Reiches machten. Er war ſchon damals als Komthur der Burg Schwetz nicht mehr jung; der mächtige lang herabwallende Vollbart färbte ſich bereits grau, aber das edelgeſchnittene Geſicht mit den feurig blickenden offenen Augen ſchien die Jahre Lügen ſtrafen zu wollen, und die hohe Geſtalt, wie ſie jetzt im faltenreichen weißen Mantel vor dem Schultheiß ſtand,

war ungebeugt — Alles in Allem eine echt ritterliche und würdevolle Erscheinung.

„Ich habe aus der Meldung des Ritters Bodo gehört," begann er die Unterredung, „daß Ihr nur haarscharf der Gefahr entronnen seid, von den Heiden gefangen zu werden. Es freut mich, daß Alles so gut gegangen ist, Eure Wunde ist nicht schwer, wie ich vernahm?"

„Ich danke Euch, gestrenger Herr, ich denke, sie wird in wenig Tagen heil sein."

„Eure Anwesenheit hier gibt mir Gelegenheit, mit Euch eine Sache zu besprechen, die mir sehr am Herzen liegt und in der Ihr dem Orden einen wesentlichen Dienst leisten könnt."

Der Schultheiß verneigte sich.

„Ihr wißt wohl, daß ich den ehrwürdigen Herren immer zu Diensten bin."

„Ihr sollt Euch nicht binden, ohne mich gehört zu haben, denn es ist nichts Kleines, was ich von Euch verlangen möchte! Wißt also zunächst — es bleibt aber vorläufig unter uns — daß der Convent in Marienburg für das nächste Frühjahr beschlossen hat, eine Niederlassung auf der Insel Bornholm zu gründen, um den Handel mit dem Norden sicher zu stellen, und daß ich von den hochmögenden Herren mit den Anordnungen dazu betraut worden bin. Wir brauchen nun einen zuverlässigen, getreuen Mann, keinen von den jungen Wagehälsen, und doch einen rüstigen, zur kühnen That Entschlossenen, der die Faktorei übernehmen kann und neben unseren Rittern und Söldnern sozusagen die Kaufmannschaft vertritt. Grad' heraus gesagt, ich habe an Euch gedacht."

Der Elbinger hatte aufmerkſam zugehört und lebhaft zuſtimmend genickt, als der Komthur das Projekt einer Niederlaſſung auf Bornholm erwähnte. Jetzt ſchüttelte er aber das Haupt.

„Das iſt viel Ehre für mich, geſtrenger Herr, aber ich fürchte —“

Winrich v. Kniprode fiel ihm in's Wort.

„Ich weiß, was Ihr ſagen wollt, Bockelmann, als ob ich's ſchon von Euch ſelbſt gehört hätte. Ihr wäret zu alt, Ihr hättet Euer Kind erſt jetzt wieder zu Euch genommen, und dergleichen mehr — das hält aber Alles vor meinen Augen nicht Stich. Ihr ſeid rüſtig und, ſeitdem im Herbſt Eure Amtspflicht für die Stadt abgelaufen iſt, auch ledig und frei, Ihr ſeid uns als ein entſchloſſener, gewiegter, und was die Hauptſache iſt, zuverläſſiger Mann bekannt, und ſchließlich, was Euren Hausſtand anbetrifft, könnt Ihr ihn auf der Inſel ebenſogut haben als in Elbing. Wir brauchen einen handelsgewandten Bürger, Bockelmann, und ich fand unter den Bürgersleuten aller unſerer Städte Keinen, dem ich einen ſo weiten Geſichtskreis zutraute, denn Euch, war ich doch drauf und dran, in den nächſten Wochen ſelbſt nach Elbing zu kommen, nur um Euch zu ſprechen! Ich will Euch nicht davon reden, was Ihr für den Orden in Bornholm thun könnt, Euch Bürgersleuten kann er ja nicht ſo an's Herz gewachſen ſein, wie Unſereinem, aber ſtellt Euch vor, daß Ihr auf der Inſel grade der Vertreter des Handels aller unſerer Städte ſein ſollt, daß durch Euch die Hälfte, ja, zwei Drittel des ganzen Verkehrs von Oſten nach dem Weſten gehen muß, denn Ihr

wißt's am beſten, was Bornholm für die Hanſa bedeutet! Ihr ſollt weitgehende Vollmachten haben, Bockelmann, dafür ſtehe ich Euch, Ihr ſollt die Intereſſen von Euch Städtern wohl vertreten können; in Euren Händen würde ein gut Theil von dem Wohl und dem Wehe der Oſtſeeküſte von Danzig bis Dorpat liegen! Mann, reizt Euch das noch nicht, dann ſeid Ihr kleinmüthiger, als ich gedacht, und auf die Gefahr hin, Euch zu verletzen — dann ſeid Ihr der großen Aufgaben auch unwerth!"

In dem Geſicht des Bürgers zuckte es krampfhaft. Er erkannte die Bedeutung der Stellung, die der Komthur ihm anbot, den ganzen Umfang des Nutzens, den er den preußiſchen Städten und der mit ihnen verbündeten Hanſa verſchaffen konnte! Und er fühlte ſich der Aufgabe wohl gewachſen. Mit allen Zweigen des Handels bekannt, erfahren in der Schifffahrt und dem Kriegsweſen, ſeit langen Jahren in der Kaufmannſchaft aller Städte angeſehen, mit der Mehrzahl der großen Handelsherren verſchwägert und befreundet, konnte er wirklich Erſprießliches leiſten. Aber auf der anderen Seite, was drängte ihn in ſeinen alten Tagen hinaus in die Ferne? Weshalb ſollte er die Ruhe ſeiner letzten Jahre nochmals auf's Spiel ſetzen, die Träume eines ſtillen genußreichen Zuſammenlebens mit ſeinem geliebten Kinde aufgeben, ſich noch einmal eine Welt von Arbeit auf die Schultern laden? Der Ehrgeiz und ein angeborenes Pflichtgefühl kämpften einen harten Kampf in ſeinem Inneren mit den Wünſchen nach verdienter Ruhe, das merkte auch der weltkluge Komthur.

„Ich dringe nicht in Euch, Bockelmann," ſagte er

deshalb, „laßt Euch Zeit zur Entſcheidung und ſendet mir Botſchaft, wenn Ihr Euch klar geworden ſeid!“

Aber der wackere Bürger hatte ſich bereits entſchloſſen. Er trat einen Schritt vor und ſtreckte dem Ritter die Hand entgegen.

„Um unſerer Städte willen, und weil der Mann thätig ſein ſoll, ſo lang Gott ihm die Kraft gibt — ich bin der Eure!“

Im Geſchlechterhaus zu Elbing war Bankett geweſen, das der Rath der Stadt dem ſcheidenden Schultheiß gab, der morgen als Beigeordneter der Städte Preußens nach der Inſel Bornholm gehen ſollte. Es war wacker gezecht und getafelt worden, wie's unſere Altvorderen liebten, der geſtrenge Herr Bürgermeiſter hatte einen Trinkſpruch auf den wackeren Schultheißen Bockelmann, den wahren Mehrer der Städte und des Handels, ausgebracht und in zierlichen Worten erwähnt, wie mit der Freude über die einflußreiche Stellung ihres bisherigen Mitbürgers ſich doch auch der Schmerz miſche, und wie ganz beſonders die jungen Männer der Stadt mit ſchwerem Herzen die liebliche Maid ziehen ſähen, des Scheidenden Töchterlein!

Und der Schultheiß hatte darauf ſeinen Römer mit dem edelſten goldglänzenden Rheinwein füllen laſſen, wie ihn der Rath mit ſchweren Koſten von den Bremer Genoſſen bezog, und im deutſchen Wein auf das Wohl der deutſchen Städte, der deutſchen Arbeit und des deutſchen Handels getrunken. Die Stadtpfeifer von der Gallerie

waren im vollen Tuſch eingefallen, und jubelnd hatte ſich der Hochruf der Gäſte mit dem hellen Fanfarenklang vereint.

Nach der Tafel waren die Frauen und Jungfrauen zum Tanz eingeholt worden; gar ſtattlich und ſchön waren ſie anzuſchauen in ihren züchtigen „Sukenien“ und „Kurſiten“, den Hauptttheilen der damaligen Frauentracht, dem Rock und der Taille, die dann in weiten Falten der Mantel bedeckte, während das lockige Haar von breiten, mit Edelſteinen beſetzten Goldreifen gehalten wurde, oder auch in freien Wellen auf die Schultern herabfiel.

Die Schönſte von Allen aber war Hadwig, des Schultheißen Tochter. Ihr, als der Scheidenden, als der Königin des Feſtes, ließ heute ſogar die Frau Bürgermeiſterin den Vortritt und die Ehre, vor allen Frauen im zierlichen Reigen am Arme des Vortänzers, des jungen Kerſten, den Tanz zu eröffnen. Wie ſie ſo dahinſchwebten nach dem Klange des Saitenſpieles und dazu mit ihren jugendfriſchen Stimmen, wie es die Sitte der Zeit erforderte, das Tanzlied anſtimmten, den nachfolgenden Paaren den Takt zu geben, da ging ein leiſes Flüſtern durch den Saal, und Aller Augen richteten ſich auf das ſtattliche Paar — ſchier zum Verwundern paßten die Beiden zu einander!

Als nämlich der Schultheiß die Tochter aus der Fremde nach dem Vaterhaus zurückgeführt hatte, waren die jungen Leute bald bekannt geworden. Als Kerſten die Maid zum erſten Male wieder ſah, hatte er wie erſchrocken und erſtaunt geſtutzt, und nur mit ſtockender

Stimme ihren Willkommgruß erwiedern können; erſt allmählig dann war ſeine Scheu einem natürlichen Weſen gewichen. Er war ein ſteter und gern geſehener Gaſt in dem Hauſe Bockelmann's geworden — nicht als ob dieſer oder gar Hadwig ſelbſt an eine engere Verbindung mit dem jungen Seemann gedacht hätten, wie freilich die Baſen und Vettern in der Stadt munkelten und flüſterten. Es war ein harmlos freundſchaftliches Beiſammenſein der Drei, und wenn wirklich langſam in das junge Mädchenherz die Liebe zu dem ſtattlichen Mann einzog, ſo war ſie ſich ſicher darüber bis heute noch nicht klar geworden. Und Kerſten ſelbſt? Es mochte ſchwer ſein, von dieſer hohen ernſten Stirne zu leſen, was hinter ihr vorging!

Nach beendetem Tanz führte er ſeine Partnerin in ein Seitengemach und ſetzte ſich an ihre Seite. Es war ſtill hier, nur gedämpft und matt klangen die rauſchenden Töne der Muſik bis in dies entfernte Zimmer, das ſo recht zum lauſchigen Plaudern geeignet ſchien. Dennoch wollte zuerſt kein Geſpräch zwiſchen den Beiden in Gang kommen; ſie ließ langſam wieder und immer wieder die Quaſten und Schleifen ihres Kleides durch die Hand gleiten, und er betrachtete aufmerkſam das ſtille Spiel der zarten weißen Finger, als erwarte er von ihnen die Löſung eines großen beglückenden Räthſels.

„Es iſt nun entſchieden," unterbrach er endlich das lange Schweigen, „ich hörte es vorhin von dem Bürgermeiſter: Eures Vaters Schiff fährt morgen in der Frühe mit Sonnenaufgang." Als ſie immer noch ſchwieg, fuhr

er fort. „Und fällt's Euch nicht schwer, das Vaterhaus zu verlassen, Jungfrau Hadwig?"

Sie schaute auf.

„Wo mein Vater ist, bleibt ja auch mein Vaterhaus — hüben wie drüben!"

„Es ist aber hart für Euch, nun Ihr Euch kaum hier eingerichtet habt, hinaus zu müssen über's Meer nach der einsamen Insel. Es wird dort wenig Freude und Lustbarkeit sein, wie sie Mädchenherzen lieben!"

„Ich weiß nicht, Meister Kersten, warum Ihr mir das vorhaltet? Glaubt Ihr wirklich, mein Herz hinge an dem Tand? Bin ich nicht schon froh und glücklich, daß mein Herr Vater mich mitgehen heißt, daß ich auch in der Fremde um ihn sein kann, ihn hegen und pflegen darf! Es ist nicht recht von Euch, zu mir also zu reden!"

Eine leichte Röthe stieg in des Seemannes gebräunten Wangen empor und er eilte zu antworten:

„Ich meint' es nicht so, Jungfrau, wollt' Euch wahrlich nicht verletzen. Grad herausgesagt, Hadwig, mich schmerzt's nur, daß Ihr von Elbing fortgeht, leicht und flüchtig, wie Ihr gekommen, ohne daß Euch hier irgend etwas so lieb und theuer geworden sei, daß Ihr es zu missen fürchtet."

Das junge Mädchen schwieg, aber um die Lippen kräuselte sich ein trotziges Lächeln, und der kleine Fuß in den Saffianstiefeln stemmte sich fest an das Tischbein vor dem Sessel.

„Was wißt Ihr davon, Junghерr," erwiederte sie endlich nach einer ziemlich langen Pause, „was wißt Ihr davon und was kann's Euch kümmern?"

„Jungfrau?“

Sie fuhr heftig fort, und ihre Stimme klang ein wenig gezwungen:

„Ich bitt' Euch, führt mich nach dem Tanzſaal — Ihr ſagt es ja ſelbſt, daß ich in Bornholm des Vergnügens mich entſchlagen muß, möcht's darum heute noch auskoſten.“

Kerſten ſtreckte ihr abwehrend die Hand entgegen.

„So kommt Ihr mir nicht hinweg, Hadwig, ſo nicht! Gewährt mir wenigſtens ein willig Gehör und einen herzlichen Abſchied und freundliches Gedenken“ — er ſtockte und ſeine Stimme zitterte — „wenn Ihr denn mehr zu geben verweigert,“ fügte er hinzu.

Hadwig hatte ſich ſchon halb erhoben, ſie ſchien anfangs im ſpröden Mädchenſinn wenig geneigt, dem Seemanne zu willfahren. Bei ſeinen letzten Worten aber erröthete ſie leicht. Sie entzog ihm zwar die Hand, die er wie im Fluge ergriffen hatte, mit einer kurzen Bewegung, aber ſie ließ ſich doch wieder in die Kiſſen des Seſſels zurückfallen und ſtieß ein abgeriſſenes: „So ſprecht denn, Kerſten!“ hervor.

„Ihr ſeid grauſam, Hadwig,“ begann Jener und blickte ihr tief in die braunen Sterne, die ſcheu den Boden ſuchten, „grauſam, vielleicht ohne daß Ihr es ſelbſt wißt und wollt. Ich fühle es recht gut, Ihr zürnt mir, daß ich ſchwieg, wo ich längſt hätte reden ſollen vor Euch, — wehrt nicht ab, Jungfrau, Euer Zürnen iſt vielleicht unbewußt, aber Ihr mögt es noch ſo tief in Eurem eigenen Herzen verſtecken, ich empfinde es doch!

Wo ich längſt hätte ſprechen ſollen, ſagte ich, Hadwig, und kann Euch doch leider das nicht ſagen, wozu mein Herz mich drängt. Drüben tanzen ſie und ſingen und jubeln, indeß ich Euch hier bitten muß, mir Eure Zeit zu ſchenken für eine Erklärung, ſo ſonderbar und ſeltſam, wie wohl noch nie ein Mann einem Weibe erzählt hat, ſo inhaltsvoll und doch ſo hoffnungslos zugleich, daß ſie mir ſchier das Herz abdrücken möchte. Wollt Ihr mich hören, Hadwig?“

Sie bebte leiſe und fühlte wohl, daß dieſe Stunde über ihr Lebensglück entſcheiden ſollte, aber ſie erwiederte doch:

„Sprecht, Hermann Kerſten, was es auch ſein mag, ſo Ihr mir zu ſagen habt, ich meine, Ihr werdet des Schultheißen Bockelmann Tochter nichts zu erzählen haben, was zu hören ihrer unwerth wäre.“

„Vernehmt alſo, Jungfrau!“

Hermann ſtützte einen Augenblick die Stirne in die Rechte, als wolle er ſeine Gedanken ſammeln, dann begann er:

„Ihr wißt, Hadwig, wie ich auszog, den einzigen Freund, den ich auf der weiten Welt hatte, zu rächen, da ich ihn nicht mehr retten konnte, und daß ich den Seeräuber, der ihn ermordet, endlich in dem Fjord bei Rybnik einholte, ſo daß ich meinte, er könne mir nicht entrinnen. Das iſt Euch gewiß hier erzählt worden, denn es iſt viel Gerede davon gemacht worden, obwohl ich mich der That nie laut gerühmt habe, mir war's Freundespflicht und ich bin nicht um den Dank oder Lohn der Menſchen ausge-

zogen. Was ich Euch aber nun erzähle, weiß Keiner, nicht einmal die Schiffsleute, die damals mit mir waren, einen Einzigen vielleicht ausgenommen, und der fiel an meiner Seite und ruht auf dem Grunde der See. Ich bitt' Euch auch, laßt's unter uns Beiden bleiben."

Als ſie bejahend das lockige Haupt geneigt hatte, fuhr er fort: „Wir hatten das Schiff, worauf der Svend Sure war, bereits geentert, und meine braven Jungen kletterten mit mir von Bord zu Bord; ich ihnen, wie ſich's gehört, voran, war der Erſte auf dem feindlichen Deck und gerade auf die Hünengeſtalt des Räubers, den ich an ſeinem prunkenden Gewand gleich erkannte, zu, denn mit ihm wollte ich ſelber abrechnen. Er weicht Schritt um Schritt zurück und indeſſen auf dem Mittelſchiff der Kampf der Anderen tobt, lockt er mich bis hart an den Vorderſteven. Da plötzlich richtet er ſich hoch auf, brüllt mir zu, daß es das Toſen und Lärmen übertönt: „Nimm das, mich fängſt Du nicht!" ſchleudert mir mit gewaltigem Schwunge ſeine Axt entgegen, daß ſie mir hier an der Schulter die Sehne zerſchneidet, und ſpringt über Bord. Ich taumle zurück, das Blut ſtrömt herab und ich verliere einen Augenblick die Sinne; wie ich endlich wieder um mich blicken kann, iſt das Schiff genommen und die Piraten ſind todt oder geknebelt, und mein braver Steuermann zeigt mir denn auch einen Todten als den Svend Sure. Ich wußt' es beſſer, aber ich ſchwieg, um den Tapferen die Siegesfreude nicht zu verderben und weil es Anderes zu thun gab. Ihr werdet gehört haben, Hadwig, daß der Seeräuber ſeine letzte Zuflucht in demſelben Fjord geſucht

hatte, an der seine Burg lag — wir sahen ihre hohen Zinnen in der Mittagssonne dicht vor uns erglänzen, und ihr mußte unser nächstes Thun gelten. Kaum war darum meine Wunde verbunden und das schreckliche Strafgericht an den Unholden vollzogen, wie's ihnen nach Recht und Gerechtigkeit zukam, so stiegen wir in die Boote und setzten an's Land, uns der stattlichen Veste zu bemächtigen. Die war nun kaum bewehrt, denn der Räuber hatte all' seine Mannen an Bord der Schiffe gehabt, wir schlugen das Thor ein und bewältigten leicht den alten Pförtner und die paar unreifen Burschen, die uns entgegentraten. Ich ließ meine Jungen sich nach Herzenslust in den weiten Gewölben umthun und suchen, was sie des Mitnehmens werth heißen mochten, und stieg, halb in Gedanken versunken, selbst die Stiegen hinauf. Und nun merkt auf, Alles, was ich Euch bisher berichtete, ist ja doch nichts gegen den Anblick, der sich mir jetzt darbieten sollte, und die Erinnerung an die Stunden des Kampfes verschwindet gegenüber dem Gedanken an die wenigen Minuten, die meinem ganzen Leben eine andere Wendung geben sollten.

Kersten hielt inne und schritt einige Male hastig im Gemach auf und ab, als müsse er die Fluth der auf ihn einstürmenden Gedanken erst bannen, ehe er fortfahren könne. Von ferne her klangen leise die heiteren Tanzweisen herüber, gleichwie zum seltsamen Kontrast mit dem Ernst, der sich in den Gesichtern der Beiden aussprach. Endlich warf sich der Seemann wieder in seinen Sessel und setzte seine Erzählung fort:

„Ich ſtieg alſo die Treppe hinauf und kam oben in einen langen Korridor, den ein einziges kleines Fenſter am jenſeitigen Ende nur matt erhellte. Es war hier oben tiefe Stille, nur gedämpft tönte ab und zu der Lärm aus den Kellergewölben herauf, in denen die Burſchen des Piraten Schätze zuſammenraffſten. Da plötzlich höre ich aus nächſter Nähe einen gellenden Hilferuf, wie aus Frauenmunde, dem gleich ein zweiter folgt. Ich will die nächſte Thüre öffnen, ſie iſt verſchloſſen, ebenſo die anſtoßende. Und wieder tönt ein greller Schmerzensſchrei, und, denkt Euch, Hadwig, ich erkenne eine Weiberſtimme, die in deutſchen — in deutſchen Lauten um Erbarmen fleht. Mit aller Kraft renne ich gegen die ſchwere eichene Thüre an, den Schmerz meiner Wunde nicht achtend, ſie widerſteht meinen Anſtrengungen; ich reiße den Dolch aus dem Gürtel, breche die Riegel mit Gewalt und ſtürme in das Zimmer — Hadwig, und wenn ich hundert Jahre leben ſollte, ich würde den Anblick nicht vergeſſen, der mir das Blut in meinen Adern erſtarren ließ. In einem weiten, ſchönen Raum, den eben der ſchwindende Strahl der Abendſonne erleuchtete, ſtand faſt in der Mitte ein breites, mächtiges Bett mit buntfarbenen Kiſſen, und auf ihnen lag ein Weib in blendender Jugendſchöne, die zarten Glieder geknebelt, die Bruſt mit Blut überſtrömt, die Augen halb gebrochen! — Und dieſes Weib, Hadwig, daß ich's Euch ſage, damit Ihr ermeſſen könnt, was ich bei Eurem Anblick fühle, glich Euch — wie eine Roſenknospe der anderen von demſelben Strauche!“

Das junge Mädchen erglühte wie im Fieber.

„Weiter, weiter!“ ſtieß ſie bebend hervor.

„Und hinter dem ſterbenden Weibe kauerte giftigen Blickes ein lebendiges Ungeheuer, eine ſcheußliche Alte, das blutende Meſſer, mit dem ſie die Schandthat ſoeben vollführt, noch in der geballten Fauſt! Mich auf ſie ſtürzen, ihr mit der einen Hand die Waffe entwinden, mit der anderen meinen Dolch in die Gurgel bohren, war das Werk eines Augenblicks — ein leider unkluges und unüberlegtes Werk, wie ſich nachher zeigte. Dann kniete ich neben der Sterbenden nieder, ſchnitt ihre Bande durch und ſuchte das Blut zu ſtillen, das aus zwei breiten Stichwunden nahe dem Herzen unaufhaltſam quoll — es war vergebens! Ihre Augen öffneten ſich wohl noch einmal und ſchauten mich groß und dankbar an, dann flüſterten ihre Lippen leiſe einige Worte — ich hörte nur den einen Namen Bodo — der ſchlanke Körper ſtreckte ſich einige Male heftig und — ich hielt eine Leiche in meinen Armen.“

Kerſten athmete ſchwer und tief. „Laßt mich kurz ſein über das, was nun folgte. Meine Bemühungen, aus den Ausſagen der bei der Beſetzung der Burg feſtgenommenen Leute feſtzuſtellen, wer die ſchöne Unglückliche geweſen, waren faſt erfolglos; ich erfuhr nur, daß Svend Sure ſie von einem hanſiſchen Schiff, das er vor drei Jahren weggenommen, geraubt hatte, daß ſie Gertrud geheißen — ihren Vatersnamen kannte Niemand, und auch die ſorgfältigſte Durchforſchung ihres geringen Eigenthums gab mir keine Auskunft. So blieb mir denn nichts übrig, als den Leichnam der Landsmännin mit einem chriſtlichen Gebet der

fremden Erde anzuvertrauen. An ihrem Grabe aber gelobte ich zu der heiligen Jungfrau, den Verbrecher zu ſtrafen, wo ich ihn fände, und, Hadwig, das Bild der Todten verfolgt mich wie eine ewige Mahnung, nicht zu ruhen und zu raſten, bis ich dem Piraten, der mir einmal entfliehen konnte, den Lohn ſeiner Schandthaten heimgezahlt habe."

Die Jungfrau reichte ihm die Hand, die er inbrünſtig drückte.

„Hört zu Ende, Hadwig, es ſind nur noch wenige Worte, die ich meiner traurigen Erzählung hinzuzuſetzen habe. Mit der Macht des Goldes, das mir aus den Schätzen des Elenden in faſt überreichem Maße wurde, und von dem ich doch nur den kleinſten Theil den Beraubten zurückerſtatten konnte, weil Svend Sure nicht nur ein Räuber, ſondern, ſeinem Handwerk getreu, ſtets auch ein Mörder geweſen war, mit jenen Schätzen war es mir leicht, in allen Hanſeſtädten, in allen Häfen, wo jener irgendwie wieder auftauchen konnte, offene Augen zu erkaufen und willige Hände, ihn feſtzunehmen. Zugleich ließ ich auch längs der ganzen Küſte von Reval bis nach Amſterdam hin nachforſchen, ob ich wohl irgend eine Nachricht über den Geburtsort und die Heimath der Todten erhalten könne. Ich war hierin glücklicher als in jenem, denn von Svend Sure erhielt ich erſt ganz vor Kurzem Nachricht. Schon vor einem Jahre aber hörte ich, daß ein Bremer Segler, an deſſen Bord eine junge frieſiſche Adelige mit ihrem Vater die Fahrt von Bremen nach Stettin angetreten habe, ſpurlos verſchwunden ſei, und meine

weiteren Nachforſchungen ergaben, daß jene Jungfrau wirklich Gertrud — Gertrud v. Borna geheißen habe.“

Hadwig ſprang auf, ihre Wangen glühten.

„v. Borna, ſagtet Ihr, verſtand ich recht?“

„So iſt es. Aber was iſt Euch? Kennt Ihr den Namen?“

Sie winkte mit der Hand. „Ob ich ihn kenne — aber fahrt nur fort, Hermann Kerſten, fahrt nur fort, Ihr ſollt nachher erfahren, woher mir der Name bekannt und werth iſt.“

„Ich eilte mit dem nächſten Schiff ſelbſt nach Bremen und fand Alles beſtätigt. Unzweifelhaft war die Todte jene Jungfrau v. Borna, und ihre greiſe Großmutter, die ich auf einem kleinen Gute an der Weſer auffand, erzählte mir thränenden Auges von der Schönheit und Güte ihres Enkelkindes. In der Marienkirche zu Bremen dann, wo ich der Jungfrau hundert Meſſen ſtiftete, erneute ich unter dem Segen des ehrwürdigen Biſchofs meinen Racheſchwur, und da, Hadwig, gelobte ich, nicht eher ein Weib zur Ehe zu nehmen, bis ich den Räuber und Mörder der Unglücklichen gefunden und gerichtet hätte, denn, Hadwig, mir war's nicht nur wie ein heiliges Amt, das mir auferlegt — der Todten Bild hatte mein ganzes Herz erfüllt, ſie galt mir, ſelbſt kaum bewußt, wie eine geſtorbene Geliebte! Da ſah ich Euch, und kaum brauch' ich's Euch zu ſagen, bei Eurem Anblick tauchte Gertrud wie leibhaftig vor mir auf, als wäre ſie in Euch wiedererſtanden — mit Allgewalt zog die Liebe zu Euch in mein Herz ein, Jene, die ich ja nie gekannt, in lebendiger

Schöne verdrängend, und wiederum doch zugleich das Gefühl der Rache für ſie neu in mir aufflammen laſſend! Und wie ich fühlte, Hadwig, daß ich Euch nicht gleichgiltig ſein könne, daß ich auf Eure Liebe hoffen dürfe, da ſtrömte neues beſeeligendes Leben durch meine Adern, und ich mußte gewaltſam an mich halten, nicht vor Euch hinzutreten und Euch zu ſagen: ‚Sei mein Weib!‘ Aber als wolle mir der Himmel gerade jetzt die Möglichkeit geben, mein Gelübde zu löſen, meldete mir vor kaum zwei Wochen ein Freund vom Sund, daß der Svend Sure ſich nach faſt dreijähriger Verborgenheit wieder auf der See zeige und unter däniſcher Flagge ein Kaperſchiff führe. Diesmal aber ſoll er mir nicht entgehen — acht Tage nach Euch verläßt mein gutes Fahrzeug unſeren Hafen, und ſollte ich die See nach allen Winden durchkreuzen und die heimlichſten Schlupfwinkel aller Küſten durchſtöbern, ich werde ihn finden! Und komme ich dann zu Euch, Hadwig —“

Das junge Mädchen ſenkte erröthend das Haupt.

„Laßt uns darüber heute noch nicht ſprechen, Jungherr Kerſten,“ ſagte ſie. „Laßt’s Euch genug ſein, wenn ich Euch ſage, daß mein Gebet Euch auf Eurer Fahrt begleiten, daß mein Herz Euch nicht fern ſein wird,“ ſetzte ſie leiſer hinzu. „Und iſt’s nicht eine wunderbare Fügung, daß jene Gertrud v. Borna meine Baſe ſein muß —“

„Eure Baſe?“ warf jener erſtaunt ein.

„Die Schweſtertochter meiner verſtorbenen Mutter, fragt nur den Vater. Meine Muhme heirathete einen v. Borna im Frieſiſchen. Arme unglückliche Baſe, ſo

jung und ſo elend dahingemordet — iſt es nicht furchtbar?“

Sie barg ſchweigend das thränenfeuchte Geſicht in den Händen und ſchluchzte tiefergriffen. Endlich ſchaute ſie auf und richtete die braunen Sterne mit dem Ausdruck innigen Vertrauens auf den Seemann.

„Fahrt mit Gott,“ ſagte ſie und reichte ihm beide Hände. „Fahrt mit Gott, Hermann — der Himmel, der Euch zum Rächer der Unglücklichen beſtellte, wird Alles zum Beſten leiten!“

Auf der Inſel Bornholm hatte der Orden ſeine Burg gegründet. Wie mit Zauberſchnelle war ſie aus dem Nichts unter dem emſigen Schaffen von hundert fleißigen Händen emporgeſtiegen, einfach zwar nur und ſchlicht, aber wohlbewehrt und feſt. Noch war nur ein Bruchtheil des Ganzen, das Mittelhaus, in Stein ausgeführt, die weiten Nebengebäude, die umfangreichen Waarenniederlagen und mächtigen Speicher, die Wohnungen der Knechte und die Stallungen der Roſſe waren vorläufig nur aus mächtigen, roh behauenen Baumſtämmen zuſammengefügt, und kerniges Holzwerk bildete auch die größere Hälfte der ziemlich weitläufigen Befeſtigungsanlagen. Nach dem Lande zu ſchloß ein Erdwall die Niederlaſſung ab; die langen Flanken, die nach dem Hafen hinunterführten, waren von Paliſſadenreihen gebildet, und nur zwei Thore gewährten den Eintritt in den inneren Raum; an jedem Thore aber hielt eine Wache die Ordnung aufrecht und prüfte die Handelsleute und die

Landbewohner der Umgegend, wenn ſie mit ihren Waaren und Lebensmitteln ankamen und Einlaß begehrten. Nächſt dem Ufer endlich erhob ſich ein alles Uebrige überragender, aus ſchwerſten Hölzern gefügter Thurm, an den ſich ein zweigiebeliger Unterbau anſchloß: der Ausſichtsthurm mit der Hauptwache und der Wohnung der ſechs Ordensritter, welche als Vorgeſetzte der hundert Söldner und als militäriſche Befehlshaber der ganzen Niederlaſſung dem „ſehr ehrenfeſten weiland Schultheißen der Stadt Elbing, anjetzo Faktor und beſtallter Vertreter des ſehr ehrwürdigen Deutſchritterordens von St. Marien zu Bornholm, Herrn Johannes Bockelmann“ zur Seite geſtellt waren.

Die Burg lag herrlich. Im Hintergrund ſtiegen die zerklüfteten Felſen der Inſel in maſſigen Gebirgsformen, mit dem friſchen Grün herrlicher Buchenwaldungen bedeckt, empor, zu beiden Seiten der Niederlaſſung bis herab an den gelben Strand dehnten ſich üppige Wieſenfluren aus, durch die ſich ein murmelnder Bach einem Silberfaden gleich hindurchſchlängelte, ſo daß es auch im Fall einer Belagerung der Niederlaſſung nie an Trinkwaſſer fehlen konnte. Vor der Front endlich das grüne Meer! Soweit der Blick reichte, dieſelbe gewaltige Waſſermaſſe mit dem alten, ewig neuen Wellenſpiel, mit dem ganzen Zauber, den die wunderbare Fluth zu allen Zeiten auf die Menſchen ausgeübt hat. Heute glatt und harmlos, daß der ſchwanke Fiſcherkahn ſich weit hinauswagt, morgen ein Titan, der im gewaltigen Kampf mit dem ſtolzeſten Segler gleich einer Nußſchale ſpielt und mit haushohen

Wogen gegen den Strand donnert! Heute eine harmloſer Jüngling, ein Freund des Menſchen, der ſeine Laſten trägt und die fernſten Ufer verbindet, morgen ein grollender Rieſe, zerſtörend und mordend — das iſt das Meer.

Seit drei Monden war Bockelmann hier eingetroffen. Er fand die Niederlaſſung von den ſchon früher vorausgeſandten Ordensleuten bereits im Weſentlichen vollendet und konnte ſich mit ſeiner Tochter und ſeinem Heer von Knechten, Arbeitern und Schreibern ſchnell einrichten. Das Mittelhaus war ihm von vornherein zu ſeiner Wohnung und ſeinen Comptoirs und Schreibſtuben beſtimmt worden, und Hadwig hatte vollauf zu thun, die zwar nicht weitläufigen, aber immerhin genügenden Räume wohnlich umzugeſtalten, den aus Elbing mitgebrachten Hausrath unterzubringen und mit weiblichem Sinn Linnenſchränke und Vorrathskammern zu füllen und zu ordnen. Das war ein Schaffen, wenn ſie mit der alten Martha, der Haushälterin, wirthſchaftete und räumte, da flogen die Wochen hin wie Tage, und die Gedanken hatten kaum Zeit, auch einmal in die Weite zu ſchweifen und an ferne Lieben zu mahnen! Und wenn dann die friſche Briſe von der See her über den Strand ſtrich und ihr die Locken um die Stirn wehten, dann lächelte der Alte wohl und mahnte: „Nur langſam, Hadwig, hat Zeit, hat Zeit, mein Kind!“ Aber ſie ſchüttelte den Blondkopf und ſtürzte ſich immer auf's Neue unverdroſſen in die Arbeit, als könne ſie nicht genug eilen, fertig zu werden, oder als ſuche ſie in der Thätigkeit eine Ablenkung von der Erinnerung, die ihr ganzes Herz ausfüllte. Nur am Abend,

wenn ſie allein in ihrem Kämmerlein war und die Thür ſorgſam verſchloſſen und verriegelt hatte, dann zog ſie wohl verſtohlen ein kleines Bild heraus, das ihr am Morgen vor der Abfahrt aus der Vaterſtadt in einem Strauß duftender Frühlingsblumen zugeſtellt worden war, und betrachtete es innig und lange. Und wenn ſie das Bildniß in dem goldenen Rahmen dann mit heißen ſehnſüchtigen Küſſen bedeckt hatte, warf ſie ſich auf die Kniee vor ihrem Betſtuhl und flehte zu dem Allmächtigen für den fernen Herzensgeliebten.

Der Schultheiß war bislang mit dem, was er erreicht und geſchafft hatte, ſehr zufrieden. Schon hatte die Frühjahrsflotte aus den preußiſchen Städten die Inſel angelaufen, er hatte gute Nachrichten aus der Heimath erhalten und Gelegenheit gehabt, den Kapitänen der Flotte mit Rath und That weſentliche Hilfe zu leiſten, auf der nach ſeinen Anordnungen am Strande erbauten Werft waren einzelne ſchadhaft gewordene Fahrzeuge neu kalfatert worden, und ſeine Lootſen hatten das Geſchwader ſicher bis jenſeit des Sundes geleitet, wie ſie zurückkehrend meldeten. Dann waren Ordensſchiffe aus dem öſtlichen Livland gekommen und hatten Erzeugniſſe ihrer Heimath, goldigen Weizen, Häute und das koſtbare Pelzwerk aus dem Moskowiterlande in den Speichern gelagert, damit ſie ſpäter von Hamburg und Stade aus abgeholt werden könnten, um dann über die großen Handelsſtraßen der mächtigen Hanſa hinab längs des Rheines und weit über die Alpen bis nach Venetien geführt zu werden. Auch aus dem Schwedenland waren Segler gekommen, ſchlanke

Klipperfahrzeuge, von wetterfeſten Nordleuten geführt und reich beladen mit geräucherten Fiſchen und den erſten Heringen, kurz, das Unternehmen ließ ſich gut an und verſprach Ruhm und Gewinn für alle Theile.

Und das, was er am meiſten gefürchtet, wenn er es auch nicht ausgeſprochen, war zu ſeiner eigenen Verwunderung nicht eingetroffen. Er hatte im Stillen beſorgt, daß ſeine Stellung den Rittern gegenüber, die ihm halb Untergebene, halb Vorgeſetzte waren, ſchwierig werden würde — aber gerade das Verhältniß mit ihnen hatte ſich merkwürdig glücklich geſtaltet. Mochte ihnen nun Winrich v. Kniprode ſtrenge Befehle zur Mäßigung mit auf den Weg gegeben haben, mochte über der Wahl ihres Komthurs, deſſelben Ritters Bodo v. Falkenſtein, der den Schultheißen damals aus den Händen der Preußen befreit hatte, eine beſondere Einſicht oder ein beſonders glücklicher Stern gewaltet haben — thatſächlich kamen ſie Bockelmann in jeder Weiſe entgegen und leiſteten dem Ganzen durch thätige Mitarbeit und energiſches Auftreten oder kluge Zurückhaltung, je nachdem es die Umſtände erforderten, weſentliche Dienſte. Der ſtrengen Ordensregel gemäß lebten ſie zurückgezogen in ihrer engen Behauſung am Wartthurm, thaten ihre Pflicht und, was die Hauptſache, miſchten ſich nicht in Sachen, die ſie nichts angingen; zwei von ihnen waren auf den der Niederlaſſung beigegebenen kleineren Kuttern des Ordens ſtets auf hoher See, um Jagd auf die Piraten zu machen, deren es immer noch gab, und die in den Buchten der pommeriſchen Küſte und zwiſchen den Klippen Norwegens und Schwedens faſt

unzugängliche Verstecke zu finden wußten. Schließlich hatten Bockelmann auch die Eröffnungen, die ihm sein Kind als gehorsame und vertrauende Tochter über ihre Aussprache mit Hermann Kersten gemacht, sehr glücklich gestimmt; wenn er ihr auch mehr als einmal vorhielt, daß sie ja noch viel zu jung zum Heirathen sei, und scheinbar die Stirne in tiefernste Falten zog, so verrieth sein verstecktes Lächeln dabei doch, daß ihm die Aussicht, Hadwig als Gattin des hochangesehenen und reichen jungen Mannes zu sehen, nicht unangenehm war.

So glänzte denn auch heute sein wohlgenährtes Gesicht in rosigster Laune, als er, vor der Thüre des Hauses stehend, seinem Töchterchen, die auf dem Söller bei einer Stickerei saß, aber ihre Augen mehr auf das blaue schöne Meer, denn auf die Arbeit gerichtet hatte, einen Abschiedsgruß zunickte.

„Gehab' Dich wohl, Hadwig, und sorge für einen guten Imbiß zum Abend, ich muß zum Strand herab, mit den Herren wegen der morgen absegelnden Freddekogge zu reden und die Arbeit in den Räuchereien zu besichtigen. Weißt ja, wo des Herrn Auge nicht ist, da geht's allerwege langsam. Laß auch einen Becher Kulmer zum Abendtisch aufsetzen, Kind!"

Sprach's und ging dann langsam bedächtigen Schrittes, wie es seinem Ansehen und seinen Jahren so wohl anstand, durch die Niederlassung dem Meere zu. Ueberall war rege Thätigkeit; hier rollten die Knechte die jüngst angelangten mächtigen Talgfässer, die von Reval kamen und für den Stahlhof in London, die weltberühmte han-

ſiſche Niederlage beſtimmt waren, in den eben fertig gewordenen Speicher, dort wurde das Pelzwerk aus Niſchnei-Nowgorod ſortirt und neu verpackt, damit nicht etwa das unnütze Mottenvolk an ſeiner Schönheit zehre — unter jenem Schuppen luden die Arbeiter Weizen um, hier wog ein Schreiber die mit dem letzten Schiff aus Danzig angekommenen Honigkörbe, welche nach Bremen gehen ſollten, und trug ſie in ſein Regiſter ein. Und überall hatte Bockelmann einen freundlichen Zuſpruch, bald einen Rath, bald einen Befehl, wie ſich's gerade ſchickte — hier mahnte er, feſter anzugreifen, dort vorſichtiger mit dem koſtbaren Gut umzugehen, hier hieß er ſchnell noch ein Nothdach zuſammenſchlagen, weil der Speicherraum knapp wurde, dort ordnete er das Anpflanzen einiger Baumreihen an, „denn auch des Gartens lieblicher Schmuck ſoll Mariaheim nicht mangeln."

So war er faſt am Wartthurm angelangt, als ihm der Komthur entgegenkam und ihn mit dem Ordensgruß bewillkommnete. Der Ritter ſah nicht gut aus, bei Weitem nicht ſo friſch wie damals im Walde zu Schwetz; ſeine Augen lagen tief in den Höhlen und waren von dunklen Rändern umſchattet. Der Schultheiß ſah ihn kopfſchüttelnd an.

„Nichts für ungut, geſtrenger Herr," ſagte er endlich, „aber Ihr wollt mir gar nicht gefallen. Ich ſagte es Euch ſchon neulich: Ihr ſeid krank, und es iſt bitter unrecht, daß Ihr's Euch nicht geſteht und bei dem Medicus Raths erholt — Ihr ſeid es uns und Euch ſchuldig, daß Ihr Euch pflegt."

Jener versuchte zu lächeln, aber es war etwas seltsam Gezwungenes in diesem Lachen.

„Ihr irrt, Bockelmann, mir fehlt nichts, ich fühle mich ganz gesund und gut bei Kräften! Pah, was sollte, was dürfte mir auch fehlen!"

„Herr Komthur, ich bin ein alter Mann, und Ihr dürft's mir nicht übel deuten, wenn ich Euch sage, pocht nicht zu stark auf Eure Jugendkraft! Alles hat seine Grenzen — denkt, daß der Orden von Euch noch viel erwartet. Schont Euch, Herr —"

„Habt Dank, Schultheiß, ich weiß, Ihr meint es gut. Aber mir fehlt wirklich nichts, 's ist höchstens ein wenig Fieber, das mir in den Gliedern steckt, und ich meine, mir wäre nichts besser, als Thätigkeit. Ich wollte, ich wäre der Jüngste der Ritter, aber hier als Komthur festliegen, und nicht wie Jene wenigstens im Kampf mit Sturm und Welle, wenn's an anderen Feinden fehlt, was wagen können — das ist's, woran mir's gebricht. Glaubt mir, das allein!"

Der Greis schüttelte das graue Haupt. „Ihr täuscht Euch, gestrenger Herr, aber da es Euch nicht gefällt, laßt uns davon nicht weiter reden. Nur Eins noch: Ich habe seltene Heilkräuter im Haus, weiset's nicht zurück, wenn Euch mein Mädchen einen guten Trank bereitet!"

Der Ritter fuhr heftig herum, es klang bitter grollend, als er hastig erwiederte:

„Wißt Ihr nicht, daß unsere Regel uns jede Speise, von Frauenhand bereitet, verwehrt?"

Bockelmann war über die unerwartet unfreundliche Antwort ſichtlich verletzt.

„Wie Ihr denn wollt, geſtrenger Herr, ich wollt' Euch nicht beleidigen," meinte er kühl. „Weshalb ich übrigens zu Euch herunterkam, wird Eure Zeit nicht lange in Anſpruch nehmen — ich wollte Euch nur bitten, die Paliſſadenwand, die nach Weſten zu noch faſt hundert Schritt offen iſt, möglichſt bald ſchließen zu laſſen! Beſſer iſt beſſer, und kommt nachher die Sommerflotte, fehlt's zuletzt an Zeit! Iſt's Euch genehm, können wir die Stelle gleich zuſammen beſichtigen."

Der Komthur hatte nur mit halbem Ohre hingehört.

„Gewiß, gewiß," beeilte er ſich jetzt beizuſtimmen und ging einige Schritte neben dem Alten her; dann blieb er wieder ſtehen und ſtreckte ihm ſeine Rechte entgegen.

„Zürnt mir nicht, Bockelmann, wenn ich vorhin ohne Grund heftig war. Ich hatte Unrecht, ich ſehe es ein — Ihr mögt doch Recht haben, es liegt mir etwas in den Gliedern — der Kopf iſt mir ſchwer — ich weiß oft kaum, was ich rede!"

Jener war leicht beſänftigt. „Ihr könnt meinen grauen Haaren ſchon dann und wann etwas zu Gute halten, Herr," ſagte er und ſchlug bereitwillig in die dargebotene Hand ein. „Mit den Jahren lernt man in's Herz der Menſchen blicken! Aber was iſt das?" unterbrach er ſich plötzlich.

Vom Wartthurm her ertönte ein langgezogener Hornſtoß, dem bald ein zweiter folgte — ein Zeichen, daß der

Poſten auf der Zinne irgend etwas Beſonderes bemerkt haben müſſe. Die Männer wandten ſich ſchnell um und gingen eiligen Schrittes den Abhang wieder herunter. Schon auf halbem Wege kam ihnen ein Soldknecht von der Wache entgegen gelaufen.

„Ein Schiff iſt von Oſten her in Sicht," meldete er, „der Bauart nach iſt's ein Segler des Ordens."

„Das iſt kaum zu glauben," meinte der Schultheiß leiſe zu ſeinem Begleiter. „Von unſeren Schiffen iſt keines außer dem Hafen, und ich wüßte nicht, was die Herren uns jetzt für Nachrichten zu ſchicken hätten. Der Mann wird ſich getäuſcht haben, es wird ein ſchwediſcher Klipper ſein."

Der Komthur zuckte die Achſeln. „Wer hat den Ausguck?" herrſchte er dann den Knecht an.

„Klaus Jakob, geſtrenger Herr!"

„Ein verläßlicher Burſche ſonſt und mit Augen wie ein Falke! Wenn's Euch recht iſt, ſchauen wir ſelbſt nach, Bockelmann."

Da dieſer zuſtimmte, ſchritten ſie raſch dem Strande zu und ſtiegen die ſchmale Wendeltreppe des Thurmes hinauf. Und wirklich, im Oſten zeigte ſich ein ſchlanker Segler, für das ungeübte Auge noch kaum erkennbar. Aber der Schultheiß, wie der Ritter ſahen ſofort, daß es ein Ordensſchiff ſein mußte; wenn auch die Flagge noch lange nicht zu unterſcheiden war, der ganze Bau verrieth, daß es von Danzigs oder Elbings Werften hervorgegangen, und zum Anderen, daß es kein Handelsſchiff, ſondern ein ſcharfer Segler, wie ſie zum Kriegszwecke gebaut wurden, war.

Es wurden ſofort die nöthigen Maßregeln zum Empfange des Schiffes getroffen. Die ſtolze Fahne des Ordens ſtieg auf der Zinne empor, der Schultheiß ſandte nach ſeinem Hauſe, um Küche und Keller für die erwarteten Gäſte in Bewegung ſetzen zu laſſen, und mit Windesſchnelle verbreitete ſich durch die ganze Niederlaſſung die Kunde, daß ein preußiſches Fahrzeug in Sicht ſei. Ein Schiff mit Nachrichten aus der Heimath, ja vielleicht mit dem einen oder anderen lieben Bekannten an Bord — das war ein elektriſirender Gedanke, und ſchnell füllte ſich der Strand mit Neugierigen, die erwartungsvoll auf die leichtgekräuſelte Fluth hinausſchauten. Immer näher kam das ſchlanke Fahrzeug, von günſtigem Winde getragen; ſchon zeichneten ſich die ragenden Maſte der Brigg, und das weiße Linnenzeug ihrer Segel ſcharf und immer ſchärfer vom dunkelblauen Horizont ab, und einzelne Augen meinten bereits die Geſtalten an Bord unterſcheiden zu können, ja der alte Veit Groth ſchwur Stein und Bein, der Deutſchmeiſter in höchſteigener Perſon ſitze am Bugſprit in glänzendſter Rüſtung und winke nach dem Lande herüber.

„Die Höflichkeit erfordert, daß ich ihnen entgegenfahre," wandte ſich der Komthur an ſeinen Nachbar und gab gleichzeitig den Befehl, ſein Boot fertig zu machen. „Wollt Ihr mich begleiten, Bockelmann?"

Der Schultheiß nickte ſchweigend und bald durchſchnitt ihr Boot, von acht kräftigen Ruderern getrieben, die blauen Wellen und hielt gerade auf die Brigg zu, die bis auf etwa tauſend Schritt an den Strand herangekommen war und jetzt bei der Annäherung der Jolle beidrehte. Auf

dem Heck ſtand ein Ritter, den Mantel mit dem Kreuz über die Schulter geſchlagen.

„Gott zum Gruß!“ rief er herab, „Nachrichten vom Hochmeiſter an Euch und den Schultheißen Bockelmann!“

Der Komthur faßte grüßend an ſeine Kappe. „Wir kommen an Bord — werft uns ein Tau zu, Ritter Velten.“

In wenigen Augenblicken ſtanden Beide auf dem Deck der Brigg und wechſelten Händedruck und Begrüßung. Dann ſtiegen ſie mit dem Ritter, der das Fahrzeug befehligte, die ſchmale Treppe zur Kajüte hinunter. Hier zog Velten aus ſeinem Wamms eine ſilberne Kapſel und reichte ſie dem Komthur, der auch ſeinerſeits ſein Gewand aufneſtelte und die Kapſel mit einem kleinen Schlüſſel, den er auf der bloßen Bruſt trug, öffnete. Ein ſchmaler zuſammengerollter Pergamentſtreifen lag darinnen.

Haſtig durchflog Falkenſtein die wenigen Zeilen. Es mußten Nachrichten von höchſter Wichtigkeit und nicht unfreudiger Bedeutung ſein, denn ſeine Augen glänzten, und mehr als einmal öffneten ſich ſeine Lippen zu einem kurzen Ausruf des Staunens. Endlich reichte er die Rolle dem Schultheißen.

„Leſt ſelbſt, die Kunde iſt für Euch ſo gut beſtimmt als für mich!“

Bockelmann nickte ſchweigend und vertiefte ſich nun ſeinerſeits in die Lektüre des Briefes, deſſen Inhalt auch ihn mit lebhafter Verwunderung zu erfüllen ſchien. Aber er machte ein ſehr ernſtes Geſicht und ſchüttelte wiederholt bedenklich das graue Haupt. Und in der That, das

Schreiben war für die ganze Niederlassung von einschneidender Wichtigkeit, ihr Bestand, ihre ganze Zukunft wurde durch seinen Inhalt in Frage gestellt.

„Liebe Getreuen," schrieb im Namen des Deutschmeisters sein Sekretarius, „wir thun Euch kund und zu wissen, daß der Dänenkönig Woldemar hinterrücks den Frieden gebrochen und uns zween unserer Schiffe auf offener See genommen hat; wir erwarten stündlich seinen Fehdebrief, der, wie wir erfahren, schon unterwegs ist. Der Däne wird sicher Eure Insel nicht unbeläſtigt lassen, denn sie ist ihm schon lange ein Stachel im Fleisch und ein Dorn im Aug; seid also auf Eurer Hut. Wir können jetzo noch keine Verstärkung nach Bornholm senden, denn wir sind selbst knapp an Mannschaft, und auch der Pole regt sich. Helft Euch also selbst und haltet des heiligen Ordens Fahne hoch. Die allerheiligste Jungfrau nehme Euch in ihren Schutz."

Der Komthur blickte fragend auf Bockelmann, der immer noch schweigend auf das Pergament starrte.

„Nun, Schultheiß," sagte er endlich etwas ungeduldig, „was meint Ihr dazu? Scheint gerade nicht sehr erfreut und erbaut von der Nachricht!"

„Nichts für ungut, Komthur, wenn mir die Kriegsluſt nicht gleich wie Euch aus den Augen brennt. Hab' wohl seiner Zeit auch meine Proben abgelegt und keine Sorge vor den Dänen — mir geht nur die Zukunft unserer Niederlassung in meinem alten Kopf herum, und die Sorge um den Handel und unsere Städte, die auf die Fahrt durch den Sund angewiesen sind!"

„Ihr mögt ſchon Recht haben, Bockelmann, es werden ſchwere Zeiten kommen," warf jener darauf ein, „aber ſeid ohne Sorge, der Orden wird den Weg bald genug frei machen und dem Woldemar ſeine Tücke heimzahlen, daß Dänemark Jahrzehnte an den Knochen klauben ſoll, die wir ihnen zwiſchen die Füße werfen wollen. Es war ſchon zu lange Frieden, und unſer Blut fing an zu ſtocken, da thut ſolch' friſcher Aderlaß wohl! Aber nun keine unnützen Reden mehr, es gilt zu handeln. Der Ritter theilt mir mit, daß ſeine Brigg ſofort zurückzukehren Befehl hat — nur zehn Knechte und eine Anzahl Waffen ſoll er uns hier laſſen. Ich brauch' Euch wohl nicht zu fragen, ob Ihr bei uns bleiben oder mit dem v. Velten nach Marienburg gehen wollt, Schultheiß —"

„Da ſei Gott davor, daß Johann Bockelmann ſeinen Poſten verläßt!"

„Ich wußte, daß das Eure Meinung ſein würde," fuhr der Komthur fort und drückte die Rechte des Alten, „wir werden Eures Armes und mehr noch Eures Rathes bedürfen. Aber, Bockelmann, Ihr ſeid nicht allein —" Der Ritter vermied es ſichtlich, den Namen der Tochter auszuſprechen, er ſtockte und ſchien eine Antwort zu erwarten. „Wenn Ihr irgend ein Glied Eures Hauſes der Gefahr hier nicht ausſetzen wollt, Ritter Velten iſt bereit, Euch ſeine Brigg zur Verfügung zu ſtellen," fuhr er endlich fort.

Der Schultheiß ſchüttelte den Kopf. „Es iſt ſehr freundlich von Euch, geſtrenge Herren," ſagte er, ſich dankend verneigend, „und ich will meine Hadwig fragen, ob

sie mit dem Schiff nach Preußen gehen will, ich glaube aber, sie bleibt, wo ich bleibe. Ich kenne mein Kind."

Die blassen Wangen des Komthurs färbten sich plötzlich in heller Gluth, und sein Ordensbruder sah etwas erstaunt auf, als er erregt ausrief:

„Nun denn, wir werden all' das kostbare Gut, das uns anvertraut ist, wohl zu schirmen wissen. Aber es wird Zeit, daß wir an's Land gehen," setzte er ruhiger hinzu, „es dämmert bereits und wir müssen noch heute Nacht wenigstens das Nothwendigste für unsere Kampfbereitschaft thun — ich traue den rothhaarigen Dänenfüchsen nicht!"

Die nächsten Tage waren für die Niederlassung eine Zeit angestrengtester Thätigkeit. In höchster Eile wurden die Befestigungsmaßregeln vollendet, die Palissadirung wurde geschlossen, vor den Thoren ein Doppelwall angelegt, und der Graben, der das Ganze umschloß, noch um mehrere Fuß verbreitert und vertieft. Und während der Komthur unter der Landbevölkerung noch eine Anzahl waffengeübter Knechte warb, um so die kleine Besatzung auf mehr denn hundert Mann zu bringen, sorgte Bockelmann durch Ankäufe in den benachbarten Dörfern dafür, daß der Proviantvorrath auch für eine längere Belagerung genüge. Da wurde eine große Hürde für das Schlachtvieh errichtet, von dem die Bauern eine ganze Heerde herbeitrieben, da füllten sich die Keller mit Gemüse, und der vorsichtige Schultheiß unterließ weder eine Handmühle für das reichlich vorhandene Getreide anzuschaffen, noch

verſäumte er, die hölzernen Dächer der Speicher mit Erde bewerfen zu laſſen, damit ſie nicht etwa mit einem Brandpfeil in Brand geſchoſſen werden könnten.

Hadwig hatte ſich, wie der Vater vorausgeſehen, entſchieden geweigert, die Inſel zu verlaſſen. Sie war ordentlich zornig über dieſe Zumuthung geworden.

Und wie er ihr dann eindringlich die Gefahr der Belagerung vorgeſtellt hatte, wollte ſie erſt recht nichts von Fortgehen hören, ſondern alle Noth mit ihm theilen, und ſchmollte und ſchmeichelte ſo lange, bis er ſchweren und frohen Herzens zugleich ſeine Zuſtimmung gab und die Ordensbrigg ohne ſie abſegeln ließ.

Trotzdem von den drei Kuttern, die im Hafen lagen, zwei ſtets auf hoher See waren, um nach dem Feinde auszuſpähen, hatte ſich noch kein Dänenſegel blicken laſſen, und die zuerſt etwas erregte Stimmung in der Burg war dadurch ziemlich beruhigt geworden. Es war ja immerhin möglich, daß die Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Orden und König Woldemar noch in letzter Stunde beigelegt worden; es war ja auch nicht unmöglich, daß die Lübecker, die wahrſcheinlich, wie immer, auf Seiten des Ordens ſtanden, mit dem ſie gleiche Intereſſen verbanden, mit ihrer ſtattlichen Flotte den Dänenkönig beſchäftigten, daß ſie ihn vielleicht ſchon geſchlagen hatten. Aber weder Bockelmann noch der Komthur glaubten daran, ſie wußten wohl, daß jeder Augenblick den Feind bringen könne und höchſte Wachſamkeit unbedingt erforderlich ſei.

Der Komthur gönnte ſich faſt gar keine Ruhe; es gab kaum eine Stunde des Tages oder der Nacht, in der er

nicht die Poſten revidirt oder vom Wartthurm aus in die Ferne geſpäht hätte. Vergebens mahnte ihn Bockelmann zur Schonung ſeiner Kräfte und erbot ſich, einen Theil ſeiner Pflichten zu übernehmen, da die übrigen Ritter noch zu jung und unerfahren waren und hier erſt ihre Probezeit ablegen ſollten. Es war wie ein verzehrendes inneres Feuer, was in dem Komthur loderte und ihm den Schlaf von den Augen und jede Mattigkeit aus den Gliedern ſcheuchte. Sein Eifer flößte der ganzen Mannſchaft Bewunderung ein und ſpornte die Wachſamkeit und die Tüchtigkeit Aller weſentlich an. Auch der Schultheiß freute ſich der feurigen Thätigkeit des Ritters, wenn er ſie auch manchmal etwas einzudämmen ſuchte, und ſah in ihr die beſte Gewähr für die Zukunft.

Nur Hadwig vermochte nicht in die Lobeserhebungen des Vaters einzuſtimmen; ihr hatte der Komthur etwas Unheimliches, und ſie wich den lodernden Blitzen ſeiner Augen, mit denen er, ſo oft er ſich unbemerkt glaubte, an ihrer Geſtalt hing, aus, wenn ſie es irgend vermochte. Sie wußte, daß es dem Ritter nach den ſtrengen Regeln ſeines Ordens verboten war, mit ihr, ohne das Gebot dringendſter Nothwendigkeit, auch nur ein Wort zu tauſchen, ſie wußte, wie ſtrenge die Zucht im Orden gerade in dieſer Beziehung war, und deshalb erſchreckte es ſie auf das Heftigſte, daß der Komthur mehrmals die Gelegenheit ſuchte, ſie zu ſprechen, erſchreckte es ſie umſomehr, als dies ſtets gleichſam heimlich, wie im Verborgenen geſchah. Es war nur ein höflicher Gruß oder eine gleichſam abſichtlich gleichgiltige Frage geweſen, die der Ritter

Digitized by Google

an ſie richtete, wenn er ihr zufällig allein begegnete, aber es hatte dabei eine ſo heftige Erregung in dem Ton ſeiner Stimme gelegen, daß ſie am liebſten ſcheu geflohen wäre, anſtatt ihm Rede und Antwort zu ſtehen. Wohl nannte ſie ſich ſelbſt hundertmal kindiſch und griff nach der Erklärung, daß der Komthur hier in der Niederlaſſung unmöglich die ſtrenge Abgeſchloſſenheit des Ordenshauſes bewahren könne, daß ſeine Erregung ſicher die Folge ſeines krankhaften Befindens ſei, von dem der Vater ihr genug erzählt hatte, aber gegen alle Gründe des Verſtandes empörte ſich immer wieder ihr inſtinktives Gefühl. Es war keine Abneigung, keine eigentliche Furcht vor dem Ritter, es war mehr eine mit Mitleid gemiſchte Scheu, die ſie erfüllte. Ihr Mädchenherz ließ ſie ahnen, daß in der Seele dieſes Mannes ein Geheimniß ruhte, das der weiße Ordensmantel wohl vor den Augen der Welt verhüllen, das aber auch die ſtrengſte geiſtliche Disziplin nicht in ſeinen Nachwirkungen ertödten konnte, und je länger deſto mehr fühlte ſie, daß ihr Anblick die vielleicht ſchon faſt erſtorbenen Regungen eines Herzens wieder erweckt habe, das ein unlösliches Gelübde der Welt verſchloſſen hatte. Hadwig konnte und mochte ihrem Vater, der von der Laſt ſeiner Thätigkeit und den Sorgen des Tages faſt erdrückt war, nicht das Herz mit ihren Gedanken noch ſchwerer machen; ſo ſchloß ſie dieſelben denn in ihr Inneres ein und verſuchte nur, dem Komthur ſo viel wie möglich aus dem Wege zu gehen und jede Begegnung mit ihm zu vermeiden.

Es war am Abend des fünften Tages nach dem Ein-

treffen der Nachricht von den däniſchen Feindſeligkeiten, als in der Dämmerſtunde einer der auslugenden Kutter mit der Kunde zurückkehrte, daß am Horizont im Weſten zwei ſehr große feindliche Fahrzeuge, dem Anſchein nach däniſcher Bauart, aufgetaucht ſeien und ihren Kurs auf die Inſel gerichtet hielten. Während der Komthur mit dem Schultheißen noch berathſchlagte, meldete auch bereits der Poſten vom Wachtthurme die feindlichen Segel in Sicht.

Sofort wurden berittene Boten in die Umgegend geſandt, alle auswärts beſchäftigten Angehörigen der Niederlaſſung ſchleunigſt zurückzurufen, längs des Strandes poſtirte der Komthur zu beiden Seiten der Burg eine weit ausgedehnte Poſtenkette, um ſofort Nachricht von jeder Landung des Feindes zu erhalten, die Thore wurden geſchloſſen, am Hafen häuften ſich mächtige Holzſtöße auf, um bei dem Verſuch einer nächtlichen Ueberrumpelung den Kampfplatz tageshell erleuchten zu können. Starke Wachen zogen in den Blockhäuſern die Zugbrücken, die über den Graben führten, auf, für den ganzen Reſt der waffenfähigen Mannſchaft ließ Bockelmann den größten der Speicher zu einem Alarmhaus herrichten, und der ehrwürdige Pater Anaſtaſius, der Geiſtliche der Niederlaſſung, verſammelte Alle dort zu einem kurzen Gebete. Jeder fühlte, es galt einen Kampf auf Tod und Leben.

Die Nacht verlief ruhig, und nur von Zeit zu Zeit ſchienen vom Meere her durch das ſternenloſe Dunkel fremdtönende Kommandoworte herüber zu dringen; einer der jungen Ritter erbot ſich, in einem der kleinen Boote

auf Kundſchaft in die See hinaus zu fahren, aber der Komthur unterſagte es, es hatte keinen Zweck, jetzt das Leben auch nur eines waffenfähigen Vertheidigers unnöthig auf's Spiel zu ſetzen.

Als der Morgen graute, zeigte ſich, daß auf Rufweite vom Ufer zwei große Freddekoggen vor Anker gegangen waren, von ihren Maſten wehte der Dannebrog, und ihre Takelage und Ausrüſtung zeigte deutlich, zu welchen Zwecken ſie ausgeſandt waren. Gegen ſechs Uhr löste ſich ein Boot mit weißer Flagge am Topp von dem größeren der beiden Schiffe und ſteuerte dem Strand zu; erſt an der durch ſtarke Ketten geſperrten Hafeneinfahrt machte es angeſichts der zahlreich am Ufer verſammelten Beſatzung, die ſich hier abſichtlich in ihrer ganzen Stärke zeigte, Halt.

„Iſt der Gewalthaber dieſer Veſte am Strand, daß wir unſeren Auftrag ihm ausrichten?" ſchallte es hohl über das Waſſer.

Bodo v. Falkenſtein ſtand ſelbſt neben dem vorderſten Poſten. Er hatte den däniſchen Anruf wohl verſtanden, aber er rief ſtolz zurück:

„Wenn Ihr von uns etwas begehrt, müßt Ihr deutſch reden, wir deutſchen Ritter kennen keine andere Zunge, und Ihr wißt's wohl, daß wir ſie den Sarazenen am heiligen Grabe, wie den Heiden in Preußen gelehrt haben!"

Die im Boote berathſchlagten einen Augenblick, dann erhob ſich am Steuer eine Hünengeſtalt und wiederholte im gebrochenen Deutſch die Frage von vorhin. Dann erſchallte die Antwort:

„Der Befehlshaber dieser Veste bin ich selbst, des deutschen Ordens bestallter Komthur, Ritter Bodo v. Falkenstein — was ist Euer Begehren?"

„Euch aufzufordern im Namen des Königs von Dänemark, des mächtigen Woldemar, Eure Veste uns zu übergeben mit Allem, was darinnen ist. Euch und den Euren sei dann, so Ihr keinen Widerstand wagt, freier Abzug mit dem, was Euer eigener Besitz ist, gewährt!"

Der Komthur brauste auf: „Unverschämter! Und das wagt Ihr einem deutschen Ritter zu bieten. Eher soll diese Hand verfaulen und verdorren, ehe Euer Fuß diese Burg besudelt; das meldet Eurem Herren! Und wenn Ihr nicht, ehe ich zehn zähle, aus dem Bereich unserer guten Armbrüste seid, sollen Euch fünfzig Pfeile durchbohren!"

Und die bisher scheinbar ganz harmlos am Strand stehenden Knechte langten mit einem Male sehr bedenklich ausschauende Instrumente vom Boden auf, und es mochte wohl ein eigenthümlich scharfes Knacken wie von Holz und Sehnen über's Wasser tönen — das Boot wandte kurz und trieb mit einigen kräftigen Ruderschlägen außer Schußweite. Da wandte sich der Riese am Steuer noch einmal um und brüllte mit donnernder Stimme, die geballte Rechte erhebend, über die Wogen:

„So wird Euch Svend Sure Alle dem Verderben weihen. Fluch und Tod über Euch und die Euren!"

Der Schultheiß hatte bisher schweigend neben dem Ritter gestanden, der Name aber, den der Mann im Boot soeben genannt hatte, schien plötzlich ein wildes Feuer in

ihm zu entflammen. Er konnte nicht an ſich halten und rief dem davonrudernden Boote nach:

„Svend Sure, den Bluthund, den Ihr nennet, haben die Fiſche gefreſſen, ein gut Elbinger Schwert hat den Piraten durchbohrt. Damit ſchreckt Ihr Kinder, nicht uns!“

Aus dem Nachen klang höhnendes Lachen zurück. Der Komthur aber legte die Hand auf die Schulter ſeines Nachbars.

„Was ereifert Ihr Euch — ob Der oder Jener, unſeren Hieben wird das gleich ſein. Wer weiß, wie viel Svend Sure es gibt; laßt uns lieber die Wachen neu vertheilen und unſere Anſtalten treffen, ich meine, ſie werden nicht lange mit ihrem Angriff zögern.“

In der That begann indeſſen ſchon drüben auf den Schiffen reges Leben; ihre Verdecke füllten ſich mit Gewaffneten, zahlreiche Boote wurden in's Waſſer gelaſſen und, ſoweit man vom Strand aus erkennen konnte, mit allerhand Belagerungsgeräth verſehen. Dann ſtiegen die bewaffneten Knechte ſelbſt, etwa hundertfünfzig an der Zahl, unter Johlen und Geſchrei hinab, und die Boote ſetzten ſich nach dem Lande zu in Bewegung.

Es war unterdeſſen faſt die Mittagsſtunde herangekommen. Die Ritter und der Schultheiß hatten von der Zinne des Wartthurmes aus alle feindlichen Manöver beobachtet. Als die Boote beſetzt wurden, lachte der Letztere laut auf.

„Die Schufte ſind dümmer, als ich dachte,“ wandte er ſich an den Komthur, „ich glaube gar, ſie wollen am hellen lichten Tag hier unter unſeren Paliſſaden landen.“

Falkenſtein nickte. „Ich warte nur darauf; wir wollen ihnen die Frechheit eintränken, daß ihnen Hören und Sehen vergeht.“

Er ſtieg in den Hofraum hinab und gab ſeine Befehle. Schnell ordnete ſich ein Haufen von vierzig Schwerbewaffneten zu Fuß, fünfzehn andere Knechte zogen ihre Pferde aus dem Stall und auch das Streitroß des Komthurs ſelbſt wurde herbeigeführt. Inzwiſchen waren die Boote an dem Hafen vorbei gerudert und hatten ihren Kurs auf eine kleine Bucht genommen, die etwa tauſend Schritte weſtlich der Paliſſadirung lag; ihre vorderſte Linie mochte noch etwa eine Pfeilſchußweite vom Strande entfernt ſein, als der Ritter ſein Roß beſtieg und mit ſeiner kleinen Reiterſchaar durch das rückwärtige Thor die Veſte verließ; gleichzeitig rückten die Fußknechte nach der weſtlichen Pforte und drängten ſich in dem dortigen Blockhauſe zuſammen.

Mit äußerſter Spannung verfolgte der Reſt der ganzen Beſatzung die Entſcheidung, welche die nächſte Viertelſtunde bringen mußte. Die Dänen hatten erſichtlich von den gegen ſie getroffenen Maßregeln nichts bemerkt, in aller Gemächlichkeit ſtießen ihre erſten Boote an's Land, die Ruderer ſprangen heraus und zogen die Kiele durch den knirſchenden Sand, bis die Bewaffneten trockenen Fußes den Uferſaum erreichen konnten.

Schon mochten etwa fünfzig bis ſechzig ausgeſtiegen ſein, man ſah, wie ſie ſich gegenſeitig die Waffen nachreichten und ſich langſam ordneten, da brach plötzlich die Reiterſchaar hervor, jagte im vollen Lauf im weiten Kreis

um die Landungsſtelle herum und dann von Weſten her auf die Dänen los. Die ſchienen zuerſt der kleinen Schaar ſpotten zu wollen, ſie ſchloſſen ſich zuſammen und griffen zu ihren Armbrüſten; zugleich aber ſtürmte auch der Haufen der Fußknechte, die mächtigen Spieße weit vorgeſtreckt, im Dauerlauf über die Brücke, und während jetzt die Reiter einhieben, drang der größere Theil von ihnen vom Rücken her auf die Feinde ein, indeſſen der zweite ſich auf die Boote ſtürzte, mit ſchnellen Hieben die Ruderer niedermachte und die Böden der Nachen mit Axt und Schwert zertrümmerte. Dann warfen ſie ſich nieder und überſchütteten die nächſten, eben landen wollenden Boote mit einem Hagel von Pfeilen.

Das Alles war das Werk weniger Minuten. Am Ufer ein wildes Durcheinander, aus dem nur wieder und immer wieder der wehende Mantel und das blitzende Schwert des Komthurs auftauchte; vom Meere her wüſtes Geſchrei; faſt ſchien es da einen Augenblick lang, als würde es den Dänen doch gelingen, den Reſt ihrer Mannſchaft zu landen, aber ſchon hatte auch der Schultheiß den gefährlichen Moment erkannt, und ſeiner Jahre nicht achtend ſtürzte er mit dem lauten Ruf: „Mir nach!“ aus der Burg. Ein Haufe Knechte ſchloß ſich ihm an, gleichzeitig war man auch der bereits Gelandeten Herr geworden, ſie lagen todt oder verwundet am Boden, und die ganze Kraft der Beſatzung wandte ſich jetzt gegen den Landungsverſuch der Uebrigen. Mit wildem Wuthgeheul griffen dieſe, der Uebermacht weichend, zu den Rudern und eilten, von einem Pfeilregen verfolgt, dem ſicheren Schutz ihrer Schiffe zu.

Es war ein ganzer, und was das Beste, fast ohne Opfer errungener Erfolg, nur ein Knecht war todt, sonst zählte man nur einige leicht Verwundete; aber als die Zahl der gefallenen Feinde nachgerechnet wurde, fanden die Sieger vierzig Todte und fünfzehn Verwundete, ungezählt derer, welche die Dänen auf ihren Booten noch fortzuschleppen Zeit gehabt hatten.

So hatte der Komthur wohl Recht, wenn er frohlockend Bockelmann zurief, als sie sich jetzt die Hände schüttelten: „Das war ein guter Anfang, was, Schultheiß?“

Der aber nickte ernst mit dem Kopfe: „Das war er, Gott sei die Ehre! Gebe er und die allerheiligste Jungfrau, daß das Ende ebenso sei!“

Der Rest des Tages verlief ohne weitere Belästigung, man sah auf den dänischen Schiffen viel Bewegung und Hin- und Herlaufen, und hörte Schreien und Toben, aber der Feind schien an der Schlappe des Morgens für heute genug zu haben. Der Komthur vermuthete, daß der Däne in der Nacht durch einen Ueberfall versuchen würde, was ihm im Sonnenschein mißglückt sei, er verdoppelte daher mit Beginn der Dunkelheit die Wachen und ordnete einen häufigeren Patrouillengang längs des Strandes an.

Hadwig hatte sich der Verwundeten, der Freunde wie der Feinde, mit weiblicher Sorgfalt angenommen, und sodann auf den Wunsch des Vaters für die ganze Besatzung einen kräftigen Trunk aus dem wohlgefüllten Keller bereiten lassen, der die durch den leichten Erfolg schon gehobene Stimmung der Knechte wesentlich erhöhte; so etwas liebte der Alte. „Zur rechten Zeit ein guter Trank,

lohnt ſich gewiß durch freud'gen Dank!" pflegte er zu ſagen.

Als jetzt am Abend Vater und Tochter beim Imbiß ſaßen und er ihr von den einzelnen Vorgängen des Tages Genaueres berichtete, als ſie von ihrer Kemenate aus hatte wahrnehmen können, erwähnte er auch voll Entrüſtung, daß die Dänen mit dem Namen des Piraten Svend Sure als ihres Führers geprahlt hätten.

„Du weißt ja, Kind," ſetzte er hinzu, „daß der Bluthund von unſerem wackeren Kerſten zur Hölle geſchickt worden iſt, es ſieht aber den heimtückiſchen Dänen ähnlich, ſich noch mit dem Namen eines todten Räubers zu brüſten, wo doch jeder ehrliche Kriegsmann lieber ſterben würde, als unter ſolchem Führer dienen!"

Hadwig war heftig erſchrocken und eine dunkle Röthe färbte ihre Wangen bis unter die blonden Haarwurzeln hinauf. Der Schultheiß dachte wohl, die Erwähnung von Kerſten's Namen habe ſie erröthen laſſen, und er warf ihr lachend ein Scherzwort darüber zu. Sie wehrte ihm aber ſchnell ab und entgegnete haſtig:

„Ihr irrt, Herr Vater, Svend Sure iſt nicht todt. Hermann Kerſten wird mir verzeihen, wenn ich mein verſprochenes Schweigen jetzt breche. Er ſelbſt hat mir geſagt, daß der Pirat damals in dem Rybnicker Fjord entkommen iſt."

Und ſie erzählte mit fliegender Haſt, was ihr der Geliebte damals beim Geſchlechtertanz zu Elbing geſtanden hatte.

Der Schultheiß ſprang mit einem unterdrückten Fluch

auf und maß während ihres kurzen Berichtes mit schweren Schritten das Zimmer. Mehrmals unterbrach er sie mit einem kurzen Zwischenruf, als sie aber geendet hatte und mit gefalteten Händen seiner Entgegnung lauschte, schüttelte er ernst den grauen Kopf.

„Das war kaum Recht von dem Hermann, ein so braver Bursche er sich auch sonst gezeigt hat, daß er sich wenigstens nicht mir vertraute; freilich, daß er sonst verschwieg, daß der Pirat ihm entkommen, ist gescheidt genug gewesen, denn er wollte den Schurken in Sicherheit wiegen, wie mich dünkt! Und nun die unglückliche Gertrud — es ist wirklich ein Schimpf und eine Schande, was solcher Unhold für Unheil anrichten kann; Gott gebe, daß er hier vor unseren Schwertern sein Ende findet, obwohl der Tod für ihn eigentlich zu viel Ehre ist und er dorthin gehört, wo der Mast seines Räuberschiffes am höchsten ist! Jetzt kann ich mir auch denken, wie er in dänische Dienste gekommen sein mag. Der Woldemar hat selbst nicht genug Schiffe, um etwas Ordentliches zu unternehmen, seit ihm die Hansen vor fünf Jahren seine Flotte verbrannten; da hat der Svend Sure irgendwo einige Fahrzeuge aufgegabelt — vielleicht auch, daß sie ihm unser alter Feind, der Engländer, heimlich gestellt hat — und sich dem Dänenkönig zur Verfügung gestellt. Der natürlich fragt nicht nach Herkunft und Ruf, greift zu, und so flattert denn vom Top der Räuberschiffe lustig der stolze Dannebrog! Es ist eine Schande ohne Gleichen, daß man so etwas erleben muß."

„Ich sagte Euch schon, Herr Vater," warf die Jung-

frau ein, „daß Kerſten wieder gegen ihn ausſegeln wollte.“

Ihre Stimme bebte leiſe, es klang wie verhaltene Sorge hindurch, ſo daß der Alte trotz ſeiner eigenen Erregung beruhigend ihre Stirne küßte.

„Hab' keine Angſt um den Jungen, der wird ſich ſeiner Haut ſchon wehren, ich wünſchte, wir könnten ſein gutes Segel und die Flagge von Elbing am Horizont begrüßen und gemeinſam mit ihm den Schurken den Kehraus vorſpielen. Aber nun, Kind, Eins: Laß hier nichts davon verlauten, daß der Svend Sure wirklich vor dem Hafen liegt, es iſt am Ende Mancher unter dem thörichten Volk, der den Namen ſcheut und fürchtet. Und Du entſchuldige mich jetzt, ich will dem Komthur ſofort davon Mittheilung machen, was Du mir erzähltеſt.“

„Aber ich bitte Euch, Vater, ſagt ihm nichts von unſerer Baſe, denkt, daß ich Kerſten Schweigen gelobte. Es iſt genug, wenn er weiß, daß unſer Gegner wirklich der Svend Sure iſt!“

Der Schultheiß nickte bejahend, griff zu Kappe und Schwert und ſchritt dann eiligſt dem Wartthurme zu. Im Gemach drinnen aber ſank die Jungfrau auf die Kniee und ihr inbrünſtiges Gebet ſtieg zum Himmel empor — ſie flehte nicht um die Befreiung von der eigenen Gefahr, ſie dachte ihrer nicht einmal, nur darum flehte ſie zu den Schutzheiligen, daß ſie den Geliebten bewahren möchten vor dem unerbittlichen grauſamen Feind, und ihn zu Sieg und Glück geleiten!

Die Befürchtungen des Komthurs waren nicht einge-

troffen, die Dänen hatten die Nacht vorübergehen laſſen, ohne einen Ueberfall zu verſuchen. Ruhig, als hätten ſie überhaupt nichts Uebles vor, ſchaukelten ſich die beiden ſchweren Fahrzeuge auf den Wellen, und die einzige auffällige Veränderung an ihnen war, daß zahlreiche Arbeiter an ihrem Vorderdeck mächtige Gerüſte zu errichten im Begriff ſtanden, deren Bedeutung zwar noch nicht klar zu erkennen war, die aber nach der Meinung der Kriegserfahrenen in der Beſatzung Belagerungsmaſchinen, Schleuderer werden ſollten. Auch Bockelmann neigte ſich, nachdem er das Ding ſorgſam beobachtet, der Anſicht zu, und der Komthur ließ auf ſeinen Rath die beiden in der Burg befindlichen Katapulten an's Ufer rollen, und den Verſuch machen, die beiden Schiffe mit geſchleuderten Steinen zu erreichen — es war aber vergebens, da ſich die Entfernung für die Schleuderkraft der Maſchinen als zu groß herausſtellte.

Um die Mittagsſtunde kam jedoch eine Nachricht, welche die Aufmerkſamkeit der Belagerten nach einer anderen Richtung lenkte. Ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe, der dem Schultheißen zu beſonderem Danke verpflichtet war, weil ihm dieſer vor Kurzem zur Wiederherſtellung ſeines abgebrannten Hauſes Geld vorgeſtreckt hatte, brachte die Kunde, daß die Dänen in der Nacht eine Meile weiter öſtlich auf Booten gelandet und jetzt etwa zweihundert Mann ſtark und reichlich mit allem Belagerungsgeſchütz verſehen von dort her im Anmarſch ſeien. Der Uebermacht gegenüber mußte ſich der Komthur freilich auf die Vertheidigung beſchränken und konnte

die Einſchließung nicht mehr ſo erfolgreich wie am Tage vorher durch einen kühnen Ausfall zu hindern ſuchen.

So ſchloß ſich denn bis zum Abend der feſte Ring der Feinde um die ganze Burg; auf dem Lande warfen die Dänen außer Pfeilſchußweite von den Paliſſaden drei Schanzen auf, bei welcher Arbeit ſie einige hundert arme Bauern aus der Umgegend mit Hieben und Püffen mitzuarbeiten zwangen, vom Meere her begannen die Schleudermaſchinen der Schiffe gegen Abend das Innere der Niederlaſſung zu bewerfen, und der Komthur ſah zu ſeiner unangenehmen Ueberraſchung, daß jene weiter reichten, als die ſeinen. Als die Dunkelheit die Fortſetzung des Bombardements verhinderte, war bereits eine der Katapulten am Ufer zertrümmert, und drei Knechte hatten durch die ſchweren Steine, welche die Dänen ſchleuderten, gefährliche Verwundungen erhalten.

Die Nacht und der nächſte Tag brachten keine weſentlichen und vor Allem keine vortheilhaften Veränderungen, und wieder ſenkte ſich der Sonnenball im Weſten purpurroth in die blaue Fluth und wieder ſtieg er am Morgen im Oſten aus ihr erglühend empor, ohne daß ſich eine Gelegenheit geboten hätte, den Belagerern in irgend einer Weiſe Abbruch zu thun. Im Gegentheil hatten dieſe leider entſchiedene Fortſchritte gemacht, ſchon näherten ſich von den Schanzen aus ihre mit Geſchick vorgetriebenen Gräben der Paliſſadirung in bedenklicher Weiſe, und der untere, unmittelbar am Strand gelegene Theil des Hofes der Burg hatte ganz aufgegeben werden müſſen, da die Schiffe ihn mit ihren mächtig wirkenden Katapulten vollkommen

beſtrichen. Es war noch ein beſonderer Glückszufall für die Eingeſchloſſenen, daß der vorſichtige Bockelmann einen anſehnlichen Vorrath von Paliſſaden hatte aufhäufen laſſen, mittelſt derer jetzt ein zweiter innerer Vertheidigungsabſchnitt im Inneren der Niederlaſſung in raſtloſer Arbeit hergeſtellt wurde.

In der nächſten Nacht aber beſchränkte ein weiterer Unglücksfall das Feld der Vertheidigung noch mehr, da es den Dänen gelang, den hölzernen Wartthurm und das Wohngebäude der Ritter vermittelſt Brandpfeilen in Flammen zu ſtecken, ſo daß es ſofort geräumt werden mußte. Indeſſen erſchütterte alles dies den Muth der kleinen Beſatzung keineswegs, ja die Führer wußten die anſcheinenden Mißerfolge, wenigſtens in den Augen der Soldknechte, ſogar in günſtige Vorbedingungen des Erfolges umzuſtempeln, indem ſie ihnen vorſtellten, daß die Mannſchaftszahl zwar zur Vertheidigung des inneren Abſchnittes vollkommen genüge, für den weiteren Umkreis der urſprünglichen Umwallung aber zu gering geweſen ſei.

Es war früh am Morgen des vierten Tages der Belagerung, als Hadwig erſchreckt zu ihrem Vater in's Gemach trat.

„Verzeiht, daß ich Euch ſtöre," begann ſie, nachdem ſie den Morgengruß gewechſelt, „und erſchreckt nicht, Herr Vater, denn es iſt möglich, daß ich mich täuſche."

„Aber ſo ſprich doch, Kind, was iſt's denn? Deine Wangen glühen ja, als ob ein Unglück geſchehen ſei."

„Es iſt ſo, Vater. Ich ließ ſoeben von den Mägden Waſſer am Bach ſchöpfen, und da ſah ich zu meinem

Schrecken, daß das Waſſer ſeit geſtern Abend um mindeſtens einen Fuß gefallen iſt.“

Der Alte ſprang auf.

„Um Gottes und der Heiligen willen, Hadwig, mir ahnt, was Du ſagen willſt — die Dänen —“

„Haben den Bach abgeleitet oder verdämmt, oder ſind doch bei der Arbeit, ſie wollen uns durch den Durſt beſiegen, da ihre Waffen es nicht vermögen,“ ergänzte Hadwig.

Schon hatte der Schultheiß nach ſeiner Kappe gegriffen.

„Du haſt doch den Leuten nichts von Deiner Beobachtung geſagt?“ fragte er noch in der Thüre zurück.

Hadwig ſchüttelte den Kopf.

„Sahſt Du den Komthur? Ich muß ihn ſofort ſprechen, die höchſte Eile iſt von Nöthen.“

„Der Ritter iſt vor der Thür — er ſprach ſoeben mit mir,“ ſetzte die Jungfrau erröthend hinzu.

Bockelmann wandte ſich nochmals um, der leiſe zitternde Ton ihrer Stimme mochte ihm aufgefallen ſein.

„Aber was haſt Du, Kind, das iſt nicht nur die Sorge wegen des Waſſers, Dir iſt ſonſt noch etwas geſchehen!“ Er ſah ſie ſcharf an. „Ich glaube gar, Du haſt Thränen im Auge, Hadwig?“

Sie ſenkte verlegen die braunen Sterne.

„Nichts, Herr Vater, nichts!“

„Hadwig, ſage, was verbirgſt Du mir — ich bitte Dich, ich befehle es Dir! Du ſchweigſt?“

Er ſann einen Augenblick nach, dann fuhr er plötzlich auf:

„Sagteſt Du nicht eben, der Komthur habe Dich angeſprochen — iſt's das? Hat er Dich verletzt?"

„Nein, nein, Herr Vater — ich bitt' Euch, ſeht nach dem Bach! Es handelt ſich um unſer Aller Wohl."

„Dein Wohl ſteht mir am höchſten auf der ganzen Welt! Ich will es wiſſen — was iſt's mit dem Komthur geweſen?"

Hadwig kämpfte ſichtlich mit ſich ſelbſt. Endlich begann ſie mit fliegender Haſt:

„Wenn Ihr's denn durchaus wiſſen wollt, Herr Vater: Wie ich vom Bache ganz allein zurückeile, tritt mir der Ritter in dem Hausthor entgegen, daß ich ihm nicht ausweichen kann, ſieht mich lange ſchweigend an und fragt dann, Vater, mit einem Tone, den ich Euch nicht wiedergeben kann, erſt nach Euch und meinem Wohlſein, und wie ich ihm pflichtſchuldigſt und ehrerbietig antworte, fragt er weiter, „ob ich wohl ein —" ſie ſtockte — „ob ich wohl ein liebendes Herz in der Ferne wüßte, das ſich um mich ſorge und härme. Wie ich ihm aber ausweichen und an ihm vorbei will, faßte er meine Hand, beugt ſich tief auf ſie herab und, denkt Euch, Vater, küßt meine Hand, und als ich dann mich losreiße und forteile, höre ich, wie er hinter mir tief aufſtöhnt, als ob er von einem ſchweren Schmerze gequält würde!"

Der Schultheiß hatte ſchweigend und ſinnend zugehört. Jetzt legte er ihr beruhigend die Hand auf das lockige Haupt und küßte ihr die ſchneeige Stirne.

„Du biſt ein Kind, mein Herzblatt! Was iſt's denn weiter, als daß der Ritter Mitleid mit Dir hat, daß Du

hier bei uns alle Schrecken der Belagerung mit aushalten mußt, und daß er Dir das ſagen wollte."

Die Jungfrau ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

„Doch, doch, meine Kleine, weiter iſt es nichts. Er wollte Dir vielleicht auch danken, daß Du ihm ſeinen Leibknappen, den Jakob, ſo gut verbunden und gepflegt haſt."

„Aber Herr Vater, er hat mir die Hand geküßt."

„Das iſt ſo höfiſche Sitte, Kind, und will nichts bedeuten."

„Und ſein Gelübde, Vater, das ihm doch verbietet, mit einer Frau auch nur zu ſprechen."

Der Alte lachte leiſe.

„Menſch bleibt immer Menſch — und dafür, daß er meiner Tochter die Hand in Ehren geküßt hat, wird ihm Niemand die Abſolution verweigern. Du biſt ein Närrchen, Kind — bedenke ſchließlich auch, daß der Komthur wirklich krank iſt, kränker vielleicht, als wir ahnen, und daß er infolge deſſen oft beinahe ſeiner Sinne nicht mächtig ſcheint. Mit Kranken muß man Mitleid haben. Doch nun genug, ich muß hinaus."

Schweigend ſah ihm Hadwig nach — hatte er Recht, der gute Vater?

Draußen traf der Schultheiß auf den Ritter, der bleich und verſtört ausſah und ihm gegenüber gleich über Fieber und Schlafloſigkeit klagte.

Einen Augenblick ſah ihm Bockelmann tief in das glühende Auge, als wolle er in ſeinem Inneren leſen, dann ſchüttelte er, wie über ſich ſelbſt ärgerlich, den Kopf

und zog ihn, mit ſchnellen Worten das Verſiegen des Baches erzählend, zu deſſen Ufer hin.

Thatſächlich fanden ſie, was Hadwig berichtet, voll und ganz beſtätigt. Wo geſtern noch die murmelnden Wellen fußhoch über den ſchimmernden Kieſelgrund fortgetanzt waren, war heute nur noch ein ſchmaler Silberfaden, der jeden Augenblick zu verſiegen ſchien; ſchon trennte er ſich an einzelnen tieferen Stellen zu ſelbſtſtändigen Lachen, ſchon konnte man hier und dort trockenen Fußes das Bett durchſchreiten, es war die höchſte Zeit, daß gehandelt wurde, denn mit dem Verſiegen des Waſſers war die Kraft des Widerſtandes gebrochen. Ein Alarmruf brachte die Mannſchaft ſchnell zur Stelle, und in aller Eile wurde der Bach nach dem Meere zu abgedämmt, um wenigſtens zunächſt das noch vorhandene Waſſer der Mannſchaft zu erhalten. Es mußte aber mehr geſchehen, denn jenes Hilfsmittel verfing doch höchſtens auf einige wenige Tage. Nach kurzer Berathung beſchloß der Komthur daher, einen Ausfall auf die Dänen zu machen, mit Gewalt bis zu jener Stelle durchzubrechen, an der ſie vorausſichtlich den Bach abgedämmt hatten, und dem Waſſer durch einen ſchnellen Durchſtich wieder freien Abfluß zu verſchaffen.

Es war der feindlichen Uebermacht gegenüber ein hartes Wagniß, aber es mußte unternommen werden, wenn nicht Alles verloren gegeben werden ſollte. Der Abend wurde zur Ausführung der kühnen Unternehmung beſtimmt; in den erſten Nachtſtunden wollte der Komthur mit fünfzig Schwergewaffneten im Bett des Baches vorgehen, eine zweite Schaar unter einem der jüngeren Ritter

ſollte ihm als Rückhalt dienen. Langſam ſchlichen die Stunden dahin, faſt ſchien es, als verzögere die Sonne abſichtlich ihren Lauf.

Endlich ſenkte ſich die Dämmerung herab und verſprach eine finſtere, ſternenloſe Nacht. Leiſe, den Spaten neben der Armbruſt auf der Schulter, den Spieß in der Hand, traten die Männer ihren gefährlichen Marſch an — der Komthur, der der gebotenen Vorſicht halber über ſeinen hellleuchtenden weißen Mantel eine dunkle Kutte geworfen hatte, ihnen voran. Es vergeht eine Viertelſtunde, in der alle Zurückbleibenden athemlos in die dunkle Ferne hinaushorchen — dann tönt plötzlich ein lauter Anruf, dem ein fünfzigſtimmiger Schlachtruf folgt, herüber, und die feierliche Stille der Nacht wird durch toſenden Kampfeslärm erfüllt. Wird das Werk gelingen? Wird ſo viel Muth und Aufopferung nicht vergebens ſein?

Bockelmann ſteht, von den Seinen umgeben, an der Pforte in der Paliſſadenumzäunung, durch die bis vor Kurzem der Bach ſo fröhlich und munter dahinſchoß, ſein Ohr lauſcht hinaus in die Ferne, und ſein Geiſt verfolgt in Gedanken den Gang des Gefechtes, ſein Auge ſchaut in banger Erwartung auf das ſchmale, von dem matten Licht einer Laterne erhellte Thor, durch das nun bald, wenn anders die Unternehmung geglückt und die Uebermacht der Dänen nicht ſchnell zu groß geworden iſt, das erquickende Naß wieder einſtrömen muß; Knechte und Mägde harren mit Tonnen und Fäſſern, die kühle Fluth aufzufangen und zu bergen, um in Zukunft vor ihrem Mangel geſchützt zu ſein.

Draußen iſt der Lärm faſt verſtummt, dumpf nur hallen einzelne Kommandoworte herüber. Aber immer noch bleibt das Flußbett trocken, kein Plätſchern und Murmeln will ſich hören laſſen. Vergebens greift der Schultheiß wohl zwanzigmal unter die Planken, um nach dem Steigen der kleinen Lachen zu ſuchen, vergebens murmelt Pater Anaſtaſius heiße Gebete. Da plötzlich ein lauter Jubelton, der Waſſerſpiegel ſchnellt faſt im Augenblick um mehrere Zoll in die Höhe — es iſt gelungen, die Beſatzung iſt wenigſtens vor dem gräßlichſten aller Leiden, vor dem verzehrenden Durſt gerettet.

Aber indem ſie noch frohlockten, erklang das Waffengetöſe in der nächſten Nähe der Burg von Neuem, und wenn auch nach kurzem Kampf die zurückkehrende Ausfallmannſchaft den letzten Angriff des wüthenden Gegners zurückwies, bezahlte ſie den Sieg doch mit dem ſchwerwiegendſten Verluſt: der Komthur wurde ſchwerverwundet in die Burg getragen, ein feindlicher Speerſtich hatte den wie ein Löwe Kämpfenden in die Bruſt getroffen. Tiefe Ohnmacht hielt ihn umfangen, nur leiſe hob und ſenkte ſich die wunde Bruſt, und ein nothdürftiger Verband hemmte kaum das ſtoßweiſe Hervorquellen des Herzblutes. So brachte man den Helden in Bockelmann's Haus.

Der Schultheiß litt keinen Einſpruch, der Todwunde ſollte hier und nirgends anderswo geneſen — oder ſterben. Und als er, von dem würdigen Prieſter unterſtützt, mit kundiger Hand den Nothverband hob und die Verwundung unterſuchte, da ſah er allerdings, daß wenig oder faſt gar keine Hoffnung vorhanden ſei, den Tapferen wiederherzuſtellen,

der Dänenſpeer hatte nur zu gut getroffen, es konnte ſich allein noch darum handeln, einem Sterbenden die letzten Tage, die letzten Stunden zu erleichtern. Jetzt erſt rief er ſeine Tochter an das Lager des Komthurs, theilte ihr den traurigen Befund mit und bat ſie, die Pflege des Todwunden zu übernehmen. Vor dem Ernſt des Todes durfte wohl die ſtarre Ordensregel ſich beugen, wozu alſo dem Scheidenden die ſanfte Frauenhand und den Anblick eines Frauenantlitzes verſagen?

Der Komthur war aus ſeiner tiefen Ohnmacht noch nicht erwacht, regungslos lag die hohe Geſtalt auf den Pfühlen und Kiſſen, die Hadwig mit ſorgender Hand geordnet. Die Stunden verrannen, nur ab und zu trat der Vater oder der Prieſter herein, um nach dem Verwundeten zu ſehen und einige Worte mit der Pflegerin zu wechſeln. Es war tiefe Stille; die beiden Knechte, die im Vorgemach wachten, wagten kaum leiſe zu flüſtern, vom Hofe her vernahm man nur den Stundenruf der Poſten, auch der Feind verhielt ſich ruhig.

Hadwig's Gedanken ſchweiften vom Lager des Kranken hinüber in die Ferne, und im Fluge der Phantaſie ſtiegen vor ihr die Bilder vergangener Zeit empor; wieder ſah ſie ſich unter dem wilden Haufen der heidniſchen Preußen und hörte des unglücklichen Mannes, der hier vor ihr lag, helltönende Kommandoſtimme; dann wieder ſtand jener Geſchlechtertanz im Stadthauſe zu Elbing vor ihrem Auge, ſie ſchwebte mit ihm, dem Stattlichſten unter Allen, im heiteren Reigen, ſie vernahm ſein beglückendes Geſtändniß, ſie erlebte mit ihm wie im Traume noch einmal die

Schreckensſcene im Schloſſe des Piraten, und ihr war's, als ſtrecke jene Unglückliche, jene Gertrud, über das Meer und das Grab hinaus ihr grüßend und ſegnend die Rechte entgegen. Da tönt plötzlich neben ihr ein ſchwacher, kaum hörbarer Seufzer, ſie wendet ſich halb erfreut, halb erſchreckt dem Verwundeten zu; er hat den Kopf ein wenig gehoben, ſeine Augen ſind geöffnet, ſchauen ſie groß und ſtaunend an, und ſeine bleichen Lippen flüſtern fragend und ſelig zugleich: „Gertrud", dann fallen langſam die matten Lider über die dunklen Sterne, und ehe die Jungfrau noch leiſe entgegnen kann: „Ich bin's, geſtrenger Herr, Hadwig Bockelmann," ſinkt das blaſſe Haupt wieder in die Kiſſen zurück.

Welches Räthſel verbarg ſich in der Bruſt dieſes Mannes? War's nur ein eigenthümliches Zuſammentreffen, das ihm den Namen jenes armen geraubten Weibes auf die Lippen legte gerade bei ihrem Anblick? Oder hatte auch er die Unglückliche gekannt — geliebt vielleicht, und rief dieſelbe Aehnlichkeit, die einſt Kerſten ſo wunderbar berührte, auch ihm die Erinnerung an die Todte zurück? Hatten vielleicht daher die heißen, fieberglühenden Blicke geſtammt, durch die der Todwunde noch vor wenigen Stunden ſie erſchreckte?

Es war am Morgen, und der erſte Dämmerſchein des erwachenden Tages küßte leicht die blutloſen Wangen des Verwundeten. Der Schultheiß war ſoeben an das Bett getreten und hatte Hadwig's Platz für eine Stunde eingenommen, als der Komthur, wie aus tiefem Schlaf erwachend, zum zweiten Male die Augen aufſchlug und ſich ſcheu umſah.

Bockelmann beugte ſich über ihn.

„Wie befindet Ihr Euch, lieber Herr?“ fragte er leiſe.

Erſt allmählig ſchien jener ſich in die Gegenwart zurückverſetzen zu können, es war, als ob ſeine Augen forſchend im Gemach umherſchweiften und wie nach Verlorenem ſuchten. Endlich erkannte er wohl den Schultheißen und erwiederte mit müder Stimme:

„Ich danke Euch, Bockelmann, mir war ſehr wohl, ich glaube, ich träumte von entſchwundenen Tagen und verlorenem Glück!“ Dann ſetzte er, wie ſich plötzlich ſeiner Pflicht erinnernd, hinzu: „Iſt Alles in Ordnung draußen, Schultheiß?“

„Macht Euch keine Sorge, edler Herr! Die Dänen halten Ruhe, und Dank Eurer kühnen That können wir der nächſten Zukunft beruhigt entgegenſehen!“

Der Komthur ſchloß einen Augenblick die Augen.

„Schultheiß,“ ſagte er dann und ſah ihn groß an, „Ihr wißt, ich bin ein Mann und kann dem Tod in's Auge ſehen, ſeid offen zu mir, ich bitte Euch, ſagt mir, wie es um mich ſteht, es geht zu Raſte, nicht wahr?“

„Nicht doch, geſtrenger Herr, nicht doch, wer wird ſo leicht verzagen!“

„Ihr wollt mir die Wahrheit nicht ſagen, ich fühle es. Aber thut Ihr's auch dann nicht, wenn ich Euch ſchwöre, daß das Leben für mich ſeit Jahren eine Laſt war, die ich zu tragen oft verzweifelte, daß ich den Tod wohl hundertmal geſucht und nicht gefunden habe?“

„Ihr redet unchriſtlich, lieber Herr. Wen drückte nicht ſein Kreuz, dürfen wir deshalb unſer Leben von uns werfen?“

Leiſe ſchüttelte der Ritter den Kopf.

„Laßt das nur, Bockelmann, ich muß es mit mir ſelbſt abmachen, wenn ich geſündigt habe, und Gott wird mich um meiner Reue willen nicht verdammen. Aber ich bitt' Euch als Mann und als Freund, ſagt mir, wie's um mich ſteht!“

Der Schultheiß kämpfte mit ſich einen harten Kampf. Da aber die Blicke des Ritters mit dem ſo innig flehenden Ausdruck herzlicher Bitte um Wahrheit und Offenheit an ihm hingen, überwand er ſich ſchließlich und erwiederte leiſe, indem er die Rechte des Verwundeten an ſich zog:

„Herr, bei dem Allmächtigen iſt kein Ding unmöglich, Ihr wißt's! Aber nach ſchwachem menſchlichen Ermeſſen iſt Eure Wunde nicht heilbar.“

Faſt ſchien's, als belebe dieſer Ausſpruch die Züge des Verwundeten; ſeine Wangen färbten ſich wie im Wiederſchein der entſchwindenden Jugend mit höherem Roth, und er athmete wie erleichtert auf.

„Ich danke Euch, mein Freund!“

Schweigend verharrten ſie geraume Zeit beieinander. Endlich begann der Komthur auf's Neue:

„Ich wußte es, daß ich ſterben müſſe, und es iſt gut ſo, denn mit mir geht ein Herz zu Grabe, das viel Unglück Anderen zugefügt und ſelbſt viel Unglück erlitten hat. Und nun, mein Freund, verübelt einem Sterbenden nicht eine letzte Bitte, man ſagt ja, daß eines Scheidenden Bitten nie ungehört bleiben ſollen.“

„Sprecht, Herr, was ich thun kann, ſoll ſicher geſchehen.“

„Ihr habt eine Tochter, Bockelmann, deren liebreizen-

des Antlitz mich wunderbar an ein einſtiges Glück, an ein Weib mahnt, das ich einſt heiß geliebt. Ich bitte Euch, laßt ſie in den wenigen Stunden, die mir noch bleiben, um mich ſein! Fürchtet nicht, daß es das Gemüth des jungen Weſens verdüſtere — ich bitte Euch, gewährt mir meine letzte Bitte!“

Der Alte neigte bejahend das graue Haupt.

„Was Ihr wünſcht, lieber Herr, war ſchon erfüllt, ehe denn Ihr's ausſpracht. Hadwig ſaß heute Nacht bereits an Eurem Lager, und ſie ſoll um Euch ſein, ſolange Ihr's begehrt.“

Die kurze Unterredung ſchien den Verwundeten ſehr angegriffen zu haben, er entſchlummerte wieder und ſchlief ohne Unterbrechung bis zum Abend. Als er endlich auf einen kurzen Augenblick erwachte und Hadwig an ſeinem Lager ſah, flüſterte er ihr leiſe ein Wort des Dankes zu und ſchaute ſie an, wie man ein wunderthätiges Marienbild betrachtet, dann ſchloß er auf's Neue die Augen.

Die Nacht verging ruhig. Die Dänen verſuchten zwar gegen Morgen einen Anlauf auf das öſtliche Thor, die über die tödtliche Verwundung des Komthurs erbitterten Knechte ſchickten ſie aber mit blutigen Köpfen heim. Dagegen zeigte ſich in der Frühdämmerung, daß die Feinde am Strande unmittelbar unterhalb der Burg, wo die Trümmer des Wartthurms lagen, feſten Fuß gefaßt hatten, ſogar der Führer, jene Hünengeſtalt, die ſich ſelbſt als Svend Sure bezeichnet hatte, tauchte wiederholt dort auf und drohte mit geballter Fauſt nach der Burg hinüber. Ueberhaupt war in den feindlichen Linien große

Bewegung, selbst die Schiffe schienen sich kampffertig zu machen, Boote gingen hin und her, kurz, täuschte nicht Alles, so bereitete der Feind den Sturm für die allernächste Zeit vor, ja, es wollte Bockelmann, der alle gegnerischen Maßnahmen mit wachsamem Auge verfolgte, fast scheinen, als würden die Dänen durch irgend einen äußeren, den Belagerten nicht wahrnehmbaren Umstand zur schnellen Entscheidung gedrängt.

Mit dem Komthur ging es anscheinend schnell zu Ende, er war zwar bei klarer Besinnung und lebhafter fast, als am Tage vorher, aber sein gestern so blasses Antlitz strahlte heute in einer fieberhaften Röthe, die wohl nur ein Aufflackern vor dem Schluß des Drama's bedeutete. Gegen Mittag verlangte er selbst nach der letzten Oelung und legte dem ehrwürdigen Priester die Beichte ab. Als dieser das Gemach verlassen hatte, erschien er merkwürdig frisch und wandte sich zum ersten Male mit einer längeren Ansprache an Hadwig, die jetzt still ihren Platz an seinem Lager wieder eingenommen hatte.

„Euer Vater wird Euch wohl gesagt haben, liebwerthe Jungfrau," begann er, „warum es mein letztes Verlangen war, Euch an meinem Sterbebette um mich zu haben. Zürnt mir darum nicht und nehmt meinen Dank als das Vermächtniß eines unglücklichen Mannes, die Wohlthat, die Ihr mir erweist, wird Euch der allgütige Himmel nicht ungelohnt lassen."

Hadwig erröthete.

„Ich thue nur meine Pflicht, lieber Herr," erwiederte sie leise, „und ich thue sie gern."

„Ich danke Euch, Jungfrau, für dieſes letzte Wort, es thut mir ſo wohl, wie mir lange nichts gethan hat.“ Er lehnte das Haupt in die Kiſſen zurück und bat ſie um einen Trunk, wie ihn der Vater aus Wein und Kräutern für ihn gemacht hatte. Als Hadwig ihm das kühle Getränk gereicht hatte, fuhr er lebhafter fort: „Wüßt' ich, Jungfrau Hadwig, daß Euch das Reden eines wunden Mannes und eines wunden Herzens nicht unlieb iſt, möcht' ich Euch eine Geſchichte aus meinem Leben erzählen. Nachdem ich meine Rechnung mit dieſer Erde abgeſchloſſen habe, wär's mir wohl eine Erleichterung, Euch, gerade Euch, Jungfrau, zu beichten, was mich einſt ſo glücklich und dann ſo unglücklich gemacht hat.“

„Wenn Euch das Sprechen die kranke Bruſt nicht angreift, Herr, ich höre Euch gerne zu.“

„Nun wohl denn! Es iſt eine einfache Geſchichte, wie ſie auf der Welt viel tauſendmal vorkommt, die Geſchichte eines elenden Mannes, der das Glück ſeines Lebens ſchnöde von ſich geſtoßen und dafür ſeinen gebührenden Lohn erhalten hat, die Geſchichte eines vertrauenden und getäuſchten Mädchenherzens. Gebt mir Eure Hand, Hadwig, und erlaubt, daß ich ſie in der meinen halte, iſt's mir doch, als könntet Ihr durch eine bloße Berührung den brennenden Schmerz meiner Bruſt lindern. Doch hört: Ich bin der Sohn eines ſächſiſchen Edelmannes, der zwiſchen Weſer und Elbe mäßig begütert war. Auf der Burg des Vaters wuchs ich auf, nicht beſſer und nicht ſchlechter als meinesgleichen; zwar lehrte der Burgkaplan mich kaum die Kunſt des Leſens und Schreibens,

und die Frau Mutter mochte dem wilden Knaben nur ſchwer ein höfliches Kompliment beibringen, aber in Wald und Feld den Eber pirſchen oder auf flüchtigem Roß den Hirſch hetzen und Schwert und Armbruſt brauchen, darin war ich Allen Meiſter. Und wahrlich, in der Bruſt ſchlug mir damals noch ein warmes Herz, ich ehrte Gott und liebte die ganze Welt als ſein Reich und ſeine Gabe! Nicht weit von unſerem Schloſſe lebte ein alter Edelmann. Es war ein ärmliches Gütchen, das er ſein nannte, aber ſein Name und ſein Ruf war untadelhaft, und er nannte einen Beſitz ſein, der auf der weiten Welt ohne Gleichen war: ſeine Tochter Gertrud. Wir waren oft beiſammen von kleinſter Kindheit an, und hatte ich, der um fünf Jahre Aeltere, als Kind das kleine zarte Geſchöpfchen wie ein ſüßes Spielzeug geliebt, ſo wuchs mit uns dieſe Liebe heran zu einem ſtarken Baum, den, wie wir meinten, kein Sturm brechen könne, und es kam der Tag, wo ich die erröthende Jungfrau in meine Arme ſchloß und ihr Liebe und Treue auf immerdar ſchwur. Ich brauche Euch Gertrud v. Borna nicht zu ſchildern — aber, mein Gott, was habt Ihr, Jungfrau, Ihr ſeid ja ganz blaß geworden? Soll ich aufhören mit meiner Erzählung?“

Hadwig war bei der Nennung des Namens ihrer unglücklichen Baſe in der That aufgefahren und heftig erſchrocken. Sie beruhigte ſich aber ſchnell und bat den Komthur, fortzufahren.

„Ja, ich brauche Euch Gertrud wirklich nicht zu ſchildern,“ begann Jener wieder, nachdem er ſie einen Augen-

blick angeschaut, „seid Ihr doch wundersamerweise ihr leibhaftes Ebenbild. Es war im Wonnemonde Mai, da wir uns unsere Liebe gestanden, ich ging auf den Wunsch meines Herrn Vaters unmittelbar darauf an den Hof des Landgrafen, um mich in höfischer Sitte zu bilden und mir den Ritterschlag zu holen, nach Jahr und Tag, so gelobten wir uns, wollte ich heimkehren und sie zum Ehegemahl nehmen. Es war ein schöner Traum, und anders, ganz anders sollte es kommen. Der Landgraf hielt auf der Wartburg Hof, ein glänzender Kranz von tapferen Rittern und schönen Frauen umgab ihn, und im ritterlichen Spiel und heiteren Minnescherzen flogen die Tage nur so hin. Ich hatte zuerst gar kein Gefallen an dem tändelnden Treiben, meine Gedanken weilten ferne bei der Geliebten, und ihr Bild stand Tag und Nacht vor meinen Augen. Aber wie es so geht in der Welt, gerade weil ich oft ernst und düster war, wenn Alles in froher Leidenschaft rings um mich des Lebens sich freute und die Lust des Seins mit vollen Zügen schlürfte, mochte ich einfacher Bursch in dem stolzen Kreise auffallen; der Fürst, der meine Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen, sei's nun auf dem Turnierplatz, sei's auf der Falkenbeize oder der Jagd, bald erkannte, bevorzugte mich sichtlich, und mehr als ein schönes Frauenauge suchte mich in seinen Bann zu nehmen. Aber meine Liebe feite mich vor jeder Gefahr, bis — nun bis eben jenes Weib an den Hof kam, die das Unglück meines Lebens werden sollte."

Seine Stimme versagte, er mußte abbrechen vor mäch-

tiger innerer Erregung. Hadwig neigte ſich zu ihm herab und ordnete ſeine Kiſſen.

„Wollt Ihr nicht ein andermal weiter erzählen?“ bat ſie. „Es greift Euch an, ſchont Eure ſchwachen Kräfte.“

Er ſchüttelte leiſe das Haupt.

„Laßt nur, Jungfrau, mich drängt's, Euch weiter zu berichten, wer weiß, ob ich ſpäter meine Geſchichte noch beenden könnte. Sie hieß Juliane und war des Grafen v. Torgau einzige Tochter. Stellt Euch eine Königin vor, wie ſie Eure Phantaſie nur ausmalen kann, und Ihr habt ihr Bild. Groß und majeſtätiſch von Geſtalt, ein ſcharfgeſchnittenes Geſicht von dämoniſcher Schönheit, ſchwarze wallende Locken, ein Augenpaar von brennender Gluth — das war ſie. Aber in dem ſchönen Weibe wohnte kein Herz, oder wenn ſie's hatte, war's nur von ſinnlicher Leidenſchaft erfüllt und der ſtillen Flamme wahrer Liebe verſchloſſen, ſie glich einer lodernden Gluth, die nicht wärmte und nährte, ſondern nur verzehrte. Und wunderbar, vom erſten Tage, da ſie mich ſah, hatte ſie mich zum Opfer erkoren, ihr mochte gerade meine Herzensreinheit und Unſchuld ein Opfer ſcheinen, das des Teufels in ihrer Bruſt würdig ſei. Nennt mich um meiner Worte willen nicht hart, ſagt mir nicht, ich hätte als Mann die Kraft beſitzen müſſen, dem Weibe zu widerſtehen — Ihr habt ſie nicht gekannt. Mit Schlangenliſt und Tigertücke wußte ſie mich an ſich zu ziehen, heute lobte ſie meine Geradheit, morgen lachte ſie über mein bäueriſches Benehmen, jetzt ſtieß ſie mich mit Eiſeskälte von ſich, in der nächſten Stunde hatte ſie die heißeſten Liebesworte, bis ich mit Leib und Seele

ihr eigen war. Wohl kämpfte ich hart mit mir ſelber, wohl wollte ich mich hundertmal von der Teufelin losreißen, die ich ebenſo haßte, wie ich mit verzehrender Gluth nach ihr verlangte, wohl ſehnte ich mich nach meinem Waldröschen, nach meiner Gertrud, zurück — es war vergebens. Ja, mit ſchnöder Liſt entriß ſie mir das Geheimniß meiner Jugendliebe, ſie ſelbſt diktirte mir den Abſchiedsbrief an meine Braut, und ich Elender war erbärmlich genug, ihre höhniſchen Worte an Gertrud zu ſenden!“

Er ſtöhnte tief und ſchmerzlich auf, ehe er fortfuhr:

„Es vergingen faſt zwei Jahre, da zog ich verſtoßen und verlaſſen, krank an Herz und Leib der Heimath zu, ein gebrochener Mann. Mein Vater war geſtorben, ich trat ſein Erbe an und mit Scheu und Sorge wagte ich es endlich, vorſichtig nach dem v. Borna und nach Gertrud zu fragen. Jener hatte ſein Gütchen verkauft und war nach Bremen gezogen; als ich dort hinging, um weiter zu forſchen, freilich kaum noch mit einer Hoffnung im Herzen, mußte ich hören, daß Gertrud, der alten Heimath entfremdet, Verwandte im Oſten hatte aufſuchen wollen, und endlich, daß ihr Schiff verſchollen ſei. So wußte ich denn, daß die Unglückliche, deren Lebensglück ich zerſtört, deren Frühlingshoffnung meine Hand vernichtet hatte, todt ſei — keine geweihte Erde wird ihren holden Leib aufgenommen, keine zärtliche Hand ihr die müden Augen zugedrückt haben! Jetzt wißt Ihr Alles, Hadwig, denn wie mich mein Geſchick in den Orden trieb, um in ſeinen Reihen Vergeſſenheit und Ertödtung meines wunden Her-

zens, und wär's möglich im Kampf mit den Heiden auch den Tod zu suchen, brauche ich Euch nicht zu erzählen. Habt Ihr einst, wenn ich geschieden bin, ein Gebet für einen Unglücklichen, so gedenket meiner mit Milde und urtheilt nicht zu hart über Einen, der schwer gefehlt, aber auch schwer gebüßt hat."

Als er schwieg und Hadwig mitleidsvoll den Druck seiner Rechten erwiedert hatte, fragte sie leise mit ihrer wohlklingenden Stimme:

„Seid Ihr wohl stark genug, Herr, nun auch von mir eine Geschichte zu hören, schrecklich zwar und schmerzlich, aber doch um eines Wortes willen, versöhnend und erfreuend für Euch."

Und als er staunend bejahte, berichtete sie vorsichtig, was ihr einst Hermann Kersten von jener Gertrud, ihrer Base, erzählt. Geschlossenen Auges lauschte der Komthur, nur ab und zu verrieth ein Zittern, das den ganzen Körper durchlief, den Antheil, den sein Herz nahm. Als Hadwig aber dann damit schloß, daß Gertrud mit dem Namen Bodo, mit seinem Namen, auf den Lippen gestorben sei, öffnete er die Augen, und es lag ein seliger Schimmer des Glückes darinnen.

„Ich fühle es, sie hat mir vergeben! O Frauenherz, du bist die allbarmherzige Liebe," sagte er leise. „Nun kann ich ruhig sterben!"

Der Abend nahte, als Bockelmann hastig in das Zimmer trat; er war gewappnet und gerüstet wie zum Kampf, also daß Hadwig ihn erschrocken anschaute.

„Ich komme nur auf einen Augenblick," sagte er, „um

Euch zu berichten, lieber Herr, daß der Däne wahrſcheinlich ſofort angreifen wird, ſie ſchleppen ſchon Sturmböcke und Leitern vor ihre Schanzgräben und ſcheinen ſich zu ordnen."

Der Komthur richtete ſich ein wenig auf.

„Und ich muß hier liegen, unthätig und kraftlos! Habt Ihr Alles wohl vorbereitet, ſind die Thore gut verſchloſſen, iſt auch Waſſer bereit, wenn ſie mit Brandpfeilen ſchießen ſollten?"

„Es iſt Alles geſchehen, was geſchehen konnte, Gott wird weiter helfen! Aber ich muß Euch noch Eins berichten. Seit einer Stunde ſchon ſind im Südoſten zwei Segler ſichtbar, die Kurs auf die Inſel zu halten ſcheinen, aber wegen des widrigen Windes nicht heran können und nun jedenfalls die Abendbriſe benützen werden, um die Küſte zu erreichen. Noch iſt's nicht zu ſagen, ob es Freunde oder Feinde ſind, aber die Eile, mit der die Dänen zum Sturm ſchreiten, kann uns vielleicht ein gutes Zeichen ſein."

„Nun, wie's auch ſei, geht mit Gott in den Kampf, Schultheiß, er wird die Feinde nicht obſiegen laſſen!"

Bockelmann reichte ihm noch einmal die Hand, küßte dann mit einem herzlichen „Sorge nicht um mich, mein Kind!" ſeine Tochter und ging eilends hinaus — im Hofe ſchallten bereits laute Kommandoworte, und Waffengeklirr tönte herauf.

Dann ward es eine Viertelſtunde tiefe Stille, bis plötzlich ein lautes Toſen und Schreien von unten her erklang.

Trotz seiner Wunde richtete sich der Ritter hoch im Bett auf, seine Wangen glühten.

„Sie greifen an, Hadwig," rief er, „helft mir zum Fenster, ich muß sehen, wie sie sich schlagen!"

„Ich beschwöre Euch, liebster Herr, bleibt liegen, Ihr tödtet Euch!"

„Ich kann nicht liegen bleiben, ich muß den Kampf verfolgen!" rief der Komthur.

Fast mit Gewalt mußte ihn Hadwig in seine Kissen zurückdrücken.

„Ist's Euch recht, so gehe ich an's Fenster und berichte Euch, was ich sehe," sagte sie dann, und da er nickte, trat sie an die Fensterwölbung und schaute hinaus.

„Nun, was seht Ihr, Hadwig? Ich bitte Euch, redet, ich leide Folterqualen!" rief der Komthur.

„Es scheint nur ein schwacher Vorstoß gewesen zu sein, der schon zurückgeschlagen ist, der Vater steht mit den Rittern und einer größeren Zahl Knechte am Hafenthor, am Strand ordnen sich die Dänen."

„Wie viele sind ihrer?"

„Wartet, ich will versuchen, sie zu schätzen. Drei Haufen sind's, ein jeder etwa zu hundert Mann, täusche ich mich nicht."

„Mehr denn drei auf einen! Gott stärke die Unseren! Was seht Ihr sonst noch, Ihr habt ja Augen wie ein Falke, Hadwig, sagte mir der Vater. Seht Ihr die Schiffe nicht?"

„Meint Ihr der Dänen Schiffe, lieber Herr? Sie liegen ruhig vor Anker."

„Nicht doch, die, von denen der Schultheiß ſprach. Blickt nach Südoſten zu, von dort müſſen ſie kommen.“

„Ich will mich mehr herausbiegen, damit ich um die Söllerecke herumblicken kann. Ah — ja, Herr, jetzt ſehe ich ſie, kaum eine Viertelmeile vom Strand! Herr, das ſind keine däniſchen Schiffe, ich ſeh's an der Bauart, wie's der Vater mich lehrte, das ſind Hanſen!“

Es klang gleich hellem Jubelton ihr Freudenruf, und auch der Komthur faltete die Hände zum Dankgebet.

„Jetzt gehen auf den Dänenſchiffen die Anker hoch,“ meldete Hadwig vom Fenſter her, „ſie ſetzen alle Segel auf und wenden ſich gegen die Hanſen. Ah, lieber Herr, das größere Schiff zeigt die Flagge von Elbing.“

„Und wie ſteht's am Strand?“

„Die Dänen rücken vor, die Erſten tragen Leitern und Körbe, unſere Armbruſtſchützen ſchießen gut, es fallen viele Feinde. Zwei Haufen halten, der andere iſt faſt am Thor — der Vater, ich ſehe ihn nicht — doch ja, da taucht ſein Helmbuſch wieder hervor! Herr, die Dänen kommen nicht vorwärts, ſie liegen im Graben und ſcheinen die Unterſtützung der Uebrigen abzuwarten.“

„Hadwig, ich bitt' Euch, ſeht nach den Schiffen!“

„Sie ſind dicht beieinander. Ah — mein Gott, was iſt das! — die Elbinger Freddekogge wendet zur Flucht — nein, ſie kehrt wieder um, ſie hat den einen Feind nur gelockt! Jetzt rennt ſie mit vollen Segeln auf ihn los — er kann nicht ſchnell genug wenden, der Elbinger rammt ihm mittſchiffs in die Seite — es iſt ein großes klaffendes Loch, ich ſehe es deutlich! Mein

Gott, der Däne ſinkt — das iſt ja fürchterlich, die vielen Menſchen!“

Das junge Mädchen wandte ſich vom Fenſter ab.

„Es iſt zu grauſig, Herr!“

„Ich beſchwöre Euch, Hadwig, laßt mich nicht ohne Kunde. Wo bleiben die Schiffe?“

„Der andere Däne flieht — das kleinere hanſiſche Schiff ſetzt ihm nach — das größere ſcheint landen zu wollen.“

„Das iſt brav! Wie ſteht's vor der Burg?“

Hadwig beugte ſich wieder hinaus.

„Ich ſehe noch keine Veränderung. Ja doch — jetzt! Die zurückgebliebenen Haufen ſetzen ſich in Bewegung, ſie vereinigen ſich und ſtürmen gegen das Thor, ein rieſiger Mann iſt an ihrer Spitze, er ſchaut ſcheußlich aus — hört Ihr, wie ſeine Axtſchläge gegen die Balken dröhnen?“

Der Komthur hatte ſich wie im Fieber erhoben, eine tiefe Röthe deckte ſeine Wangen.

„Das iſt der Unhold, der Svend Sure, Rache ihm!“

„Mein Gott, das Thor bricht — nein, noch hält es, ſie haben einen zweiten Riegel vorgelegt, aber er ſcheint nur ſchwach zu ſein. Jetzt landet das Schiff — ich ſehe Gewaffnete an's Ufer ſteigen! Jungfrau Maria, ſteh' uns bei, ſie ſind im Hofe, Herr, das Thor iſt geborſten!“

Aber wie ſich Hadwig jetzt, gleichſam bei dem Verwundeten Hilfe ſuchend, umſchaut, iſt das Gemach leer. Eine feine Blutſpur nur bezeichnet den Weg, auf dem der Ritter erſt zur Wand, um ſein Schwert zu ergreifen, geeilt war und dann ſchwankend und von Fieberfroſt durchglüht die Stiege hinab.

Schon iſt er im Hofe. Bei ſeinem Anblick ſtutzen die ſchon Weichenden und ſchließen ſich auf's Neue zuſammen. Gewaltig dringen die Dänen vor, ihr Führer mit dem wirren grauen Bart Allen voran, ihm ſtellt ſich jetzt der Komthur in den Weg. Ein breiter Blutſtrom entquillt immer mächtiger ſeiner Bruſt, deren Verband ſich verſchoben hat, aber die ſtarke Hand hält das Schwert krampfhaft umklammert und kraftvoll ſauſt Hieb um Hieb auf des Gegners Schild.

Angſtvoll blickt Hadwig auf das Toſen und Toben des Kampfgewühls herab. Noch ſteht der Vater, aber rings von Feinden umgeben, und immer mehr dringen durch das geöffnete Thor nach — der Komthur wankt — nein, er richtet ſich wieder auf. Wie mit neuer Kraft dringt er auf den Piratenhäuptling ein, er ſtößt ihm das Schwert durch das Panzerhemd, daß derſelbe lautlos zuſammenbricht, dann aber, als hätte er das letzte Leben in dem einen Stoß zuſammengefaßt, greifen ſeine Arme wie taſtend und ſuchend durch die Luft, noch einmal reckt ſich die hohe Geſtalt empor, ein lauter Aufſchrei, der das Geklirr der Waffen übertönt: „Gertrud!“ und der Held ſinkt zu Boden.

Da plötzlich tönt vom Ufer her heller Hörnerklang. Im Eilſchritt brauſt ein geſchloſſener Haufe von mehr denn hundert Bewaffneten über den Strand, eine kraftvolle Mannesgeſtalt Allen voran. Er iſt am Thor, es funkelt und flimmert vor Hadwig's Augen, ſie erkennt Hermann Kerſten. „Hie Germanien!“ tönt ſein Schlachtruf herüber. Die Dänen ſtutzen, ſchon ſind ihnen die deutſchen Schwerter im Nacken, mit neuem Muth dringt

die Beſatzung vor, die Feinde werfen die Waffen weg und bitten um Gnade. Der Sieg iſt gewonnen.

Nur wenige Augenblicke hielt ſich Kerſten im Burghofe auf, um Bockelmann in die Arme zu ſchließen. Dann ſtürmte er die Stiege hinauf zur Geliebten ſeines Herzens. Glückliche Maid! Glücklicher Mann!

Das unverhoffte erfolgreiche Eingreifen des jungen Seemannes in den ungleichen Kampf klärte ſich einfach genug auf; längs der däniſchen Küſte mit ſeinem Schiffe, dem ſich ein Lübeck'ſcher Kaper angeſchloſſen hatte, kreuzend und überall Nachrichten über Svend Sure einſammelnd, hatte er vor acht Tagen den Anfall auf Bornholm erfahren und auch, allerdings nur vermuthungsweiſe, gehört, daß der Pirat ſelbſt die däniſche Expedition nach der Inſel befehlige. So von doppelter Sorge um das Schickſal der Beſatzung und vor Allem um Hadwig nahm Kerſten ſofort Kurs auf Bornholm, und wäre ſchon früher eingetroffen, wenn ihn nicht ein Sturm nach Oſten verſchlagen hätte. Die Dänen aber waren, ſei es durch ihre auslugenden Boote, ſei es durch Fiſcher, von der Annäherung der beiden hanſiſchen Schiffe ſchon ſeit Tagen unterrichtet, und da in Svend Sure's Sinn die Elbing'ſche Flagge und Kerſten's Wahrzeichen, „der umgekehrte Beſen am Maſt", wohl noch in beſonderem Angedenken ſtand, er aber andererſeits die gehoffte Beute nicht fahren laſſen wollte, ſo hatte er den Angriff möglichſt beſchleunigt, freilich ohne zu ahnen, welchen mannhaften Widerſtand er in der Burg finden würde, und daß ihn ſelbſt hier der Tod, der ihn ſo lange verſchmäht, ereilen ſollte. —

Es war einen Monat ſpäter, da hatte die Stadt Elbing ein gar heiteres Gewand angelegt und prangte im feſtlichen Schmuck. Von den ſpitzen Giebeln der ſchmucken Häuſer wehten buntfarbige Fahnen und grüne Kränze und Guirlanden ſpannten ſich über die blumenbeſtreute Hauptſtraße. Hier ſtanden ſchon ſeit Stunden Hunderte von feſtlich gekleideten Menſchen und ſchauten erwartungsvoll auf das Thor von Bockelmann's Haus.

Endlich öffneten ſich die Pforten, und ein ſtattliches Brautpaar ſchritt über die Schwelle, von der verſammelten Menge mit lautem Jubelruf empfangen. Ihm folgte, des Bürgermeiſters Gattin am Arm, der alte Schultheiß, und eine ſchier unabſehbare Gaſtreihe, wie ſie Elbing noch nicht geſchaut, ſchloß ſich an. So ging der Zug bis zur ehrwürdigen Marienkirche, wo der Prieſter die Hand Hadwig's, des „ſehr ehrenwerthen weiland Elbings Schultheißen und Rathsherrn Bockelmann's Jungfrau Tochter," mit der des Jungherrn Hermann Kerſten, „Bürgers unſerer guten Stadt und allezeit Mehrer ihres Ruhmes," zum Bunde für das Leben zuſammenfügte und unter dem Klang der Glocken den Segen des Himmels für das Paar erflehte.

Und dieſer Segen iſt ihnen in reichem Maße geworden, ja der alte Bockelmann hat es noch erlebt, ſeine Enkel auf den Knieen ſchaukeln zu können und ihnen wieder und immer wieder die Geſchichte von Svend Sure und der Burg auf Bornholm, von den tapferen Rittern mit dem ſchwarzen Kreuz auf weißem Mantel und vor Allem von ihrem muthigen Vater und der ſchönen Mutter zu erzählen. Und dann nahm er wohl gern vom Kamin

einen mächtigen ſilbernen Pokal von kunſtvoller Arbeit, darauf das Bild des hochberühmten Stifters des Ordens zu St. Marien, den ſie den deutſchen geheißen, das Bild des Hochmeiſters v. Salza, eingravirt war, und ſchloß ſeinen Bericht damit, daß der Orden dieſen koſtbaren Pokal dem Hermann Kerſten geſchenkt, weil er die Niederlaſſung auf jener Inſel Bornholm vor den Dänen errettet habe.

Fern aber über dem Meere, wo die rauſchende Kwina-Elf ſich über Klippen und Gründe hinab in den Flekkefjord ſtürzt, ſteht auf einſamer Höhe, rings von den Ruinen des einſtigen Schloſſes Svend Sure's, des Piraten, umgeben, ein hochragendes Denkmal, von düſteren Trauerbirken beſchattet. Hieher führte Hermann Kerſten die letzten Reſte des tapferen Komthurs und bettete ſie neben Gertrud's Grab. Ein ſchwarzer Marmorblock trug ihre Namen und die einfach ſchöne Inſchrift: „Die im Leben Getrennten ruhen hier vereint und verſöhnt im Tode.“

Eine gelehrte Schildwache.

Aus der Sturm- und Drangperiode eines berühmten Gelehrten.

Von

A. Trenkhorst.

(Nachdruck verboten.)

Im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts machte ein drolliger Vorfall in der hessischen Stadt Rinteln, deren Universität erst im Jahre 1809 von dem Könige Jerome von Westphalen aufgehoben worden ist, nicht geringes Aufsehen und führte schließlich zu einem langwierigen Prozeß zwischen der Universität und den Exekutivbeamten des Magistrats von Rinteln. In vielen Städten herrschte nämlich um diese Zeit der Brauch, daß die städtische Obrigkeit sich unnützer und raufluſtiger junger Leute ohne Anhang in der Bürgerschaft dadurch bequem und dauernd entledigte, daß sie dieselben an englische oder holländische Werbe-Offiziere verkaufte, in der Nacht aufgreifen und möglichst unbemerkt über die Grenze bringen ließ. So war es auch in Rinteln, und die landgräflich hessische Regierung in Kassel, welche durch Subsidienverträge mit England und Holland verbunden war und aus den Soldatenlieferungen nicht geringe Vortheile zog, hatte dies Verfahren stillschweigend gebilligt.

In der Stadt Rinteln also war im Jahre 1719 ein holländischer Werbe-Offizier, Jan van Breughen, mit der Aufgabe stationirt, kräftige junge Leute für die englische Landarmee anzuwerben und über den Kanal nach England zu bringen; und dazu war keine Stadt geeigneter, als gerade eine Universitätsstadt, denn der Student, der über wüsten Trinkgelagen und tollen Raufhändeln, wie sie die rohe Zeit mit sich brachte, das Studiren vergessen und weder Kredit noch Geld mehr zum Leben hatte, zog es im Allgemeinen vor, dem bürgerlichen Leben Valet zu sagen und Soldat zu werden. Durch die studentischen Duelle an das Waffenhandwerk etwas gewöhnt und infolge bestandener Gefahren keine Furcht kennend, wurden diese „verbummelten" Studenten gewöhnlich die tapfersten und intelligentesten Soldaten.

Zu derselben Zeit lebte in Rinteln ein alter vielgereister Student der Philosophie, der bisher von allen Universitäten als ein unverbesserlicher Raufbold relegirt worden und infolge dessen von dem akademischen Senat der Universität zu Rinteln nicht in den Verband der Studenten aufgenommen war; dies bemooste Haupt war trotzdem in der Stadt geblieben und unter der jüngeren Studentenschaft wegen seiner hervorragenden Leistungen in der Fechtkunst, wie durch seine riesige Körperkraft zu einem solchen Ansehen gelangt, daß seine öffentliche Entfernung aus der Stadt, ohne großes Aergerniß bei den Studenten zu erregen, nicht möglich war. Es gab keine Prügelei, keine Katzenmusik, keine Studentenpaukerei in der Bannmeile von Rinteln, an denen nicht der berüchtigte „Bierzapf", so hieß der wilde Studio unter seinen Kommilitonen allgemein,

wirkſamen Antheil nahm. Da kam der Rintelner Magiſtrat endlich auf den Gedanken, dieſes für den Frieden der Stadt und das Wohl der Studentenſchaft höchſt gefährliche Individuum durch die fremden Werber heimlich wegfangen und über den Kanal ſchaffen zu laſſen. Kapitän Breughen, der bei einer ſolchen Gelegenheit das Werbegeld ſparte, war ſogleich mit ſeiner Hilfe bei der Hand, er ließ ſich ſeinen Mann, der wegen ſeiner außergewöhnlichen Länge leicht kenntlich war, zeigen, und orientirte ſich zunächſt über den „Ort der Handlung", nämlich über die Wohnung Bierzapf's.

Dieſelbe lag in einem kleinen einſtöckigen Gartenhauſe, das einer alten, in einer benachbarten Straße wohnenden Schuſterswittwe gehörte und nur aus zwei Zimmern beſtand; das eine davon bewohnte Bierzapf, während das andere ſeit langer Zeit leer ſtand, da es kein Student wagte, der Zimmernachbar des Raufbolds zu werden. Der Kapitän ließ das einſam gelegene Häuschen genau beobachten, und als ihm der Poſten in einer Nacht meldete, daß Bierzapf heimgekehrt ſei, eilte er mit einigen handfeſten Leuten und einem Wagen vor die Wohnung deſſelben. Unglücklicherweiſe war aber gerade an dieſem Tage ein fremder Student, der faſt noch länger als Bierzapf war, in das leerſtehende Zimmer der Schuſterswittwe eingezogen. Der neue Ankömmling lag ſchon längſt in den Federn, als die Werbekolonne leiſen Schrittes dahergezogen kam, dem ſchlauen Bierzapf dagegen war die fragwürdige Geſtalt des Poſtens im Schatten des Gartenzaunes verdächtig vorgekommen, er witterte Unheil, ſtellte ſich an's Fenſter und

ſah die Feinde heranziehen. Seine ſchwarze Seele faßte ſogleich einen teufliſchen Plan; er eilte an die gegenüber liegende Thüre des neuen Studenten, klopfte mit beiden Fäuſten und bat Jenen kläglich, ihm beizuſtehen, da er ſchwer erkrankt ſei. Jckſtadt, ſo hieß der Zimmernachbar, zog ſich eilends nothdürftig an, um ſeinem erkrankten Kommilitonen Hilfe zu leiſten, und unterdeſſen ſchlich ſich Bierzapf hohnlachend eiligſt durch die Hinterthüre davon. Während Jckſtadt vergeblich in der anderen Stube nach Bierzapf ſuchte und das Benehmen deſſelben nicht begreifen konnte, waren die Werber, die von dem zweiten Bewohner des Häuschens nichts ahnten, mittelſt des Wächterſchlüſſels leiſe eingetreten, im Augenblick war dem Studenten ein großer Sack übergeworfen, Füße und Hände gebunden, und fort rollte der bereitgehaltene Wagen mit dem irrthümlich Ergriffenen der Grenze zu.

Die Väter der Stadt erwachten am anderen Morgen mit jenem frohen Gefühl, welches die glückliche Ausführung einer großen That eingibt, aber es ſollte nicht lange vorhalten, denn bald vernahmen ſie die ſchreckensvolle Nachricht, daß Bierzapf wohlgemuth im Rathskeller ſitze und ſeinen gewohnten Frühſchoppen trinke. Der Bürgermeiſter ließ den Kapitän ſogleich durch einen Stadtknecht holen, gerieth aber in eine noch größere Beſtürzung, als dieſer rapportirte, daß ſein Mann noch dieſelbe Nacht in ſeiner Wohnung abgefaßt und bereits über die Grenze gebracht ſei. Erſt als der Offizier mit eigenen Augen den langen Raufbold beim Schoppen ſitzen ſah, überzeugte er ſich, daß er einen Irrthum begangen und einen falſchen Mann

aufgegriffen habe, ſchwur aber hoch und theuer, daß der Aufgegriffene Jenem außerordentlich ähnlich ſei und dieſelbe Länge von 6 Fuß und 7 Zoll wie Bierzapf gehabt habe. Schon am Nachmittag kam von Seiten des Rektors der Univerſität die Anzeige, daß ein Student, Namens Johann Adam Jckſtadt, der früher in Mainz und Paris ſtudirt hätte und erſt ſeit einem Tage in Rinteln geweſen, um ſeine Studien fortzuſetzen, in der Nacht von einigen Männern überfallen und mit Gewalt fortgeführt worden ſei. Man kann ſich vorſtellen, wie lang die Geſichter der hochweiſen Magiſtratsperſonen bei dieſer für ſie höchſt bedenklichen Eröffnung wurden, und ſie geriethen in nicht geringe Angſt, als ein Stadtknecht eiligſt in das Sitzungszimmer ſtürmte und mit ſchreckensbleicher Miene meldete, daß die Studentenſchaft mit dem verpönten Revolteruf: „Burſche heraus!“ durch die Straßen zöge, um für ihren geraubten Kommilitonen an den Schuldigen Rache zu nehmen. Es währte auch nicht lange, ſo hörte man unten auf dem Markte das Pfeifen und Pereatrufen der aufgeregten Muſenſöhne, und erſt als der Bürgermeiſter den Anführern derſelben unter tauſend Betheuerungen ſeiner Unſchuld das feierliche Verſprechen, die Unthat ſtreng an den Urhebern ahnden zu wollen, gegeben, zog der wilde Haufe wieder ab. Der Magiſtrat beſchloß nun, um einen Sündenbock zu haben, den Werbe-Offizier verhaften zu laſſen; dieſer aber hatte bei den erſten Anzeichen des Sturmes, den ſeine Verwechſelung hervorgerufen hatte, als vorſichtiger Mann es vorgezogen, den Schauplatz ſeiner Thätigkeit bei Zeiten zu verlaſſen.

Der Rektor der Universität machte darauf bei der landgräflich hessischen Regierung in Kassel eine Klage gegen den Magistrat von Rinteln anhängig, die mit der Verurtheilung desselben zu einer bedeutenden Geldstrafe und der Aufhebung jenes mittelalterlichen Brauches der zwangsmäßigen Werbung in ganz Hessen endete. Aber wie human auch der damals regierende Landgraf Karl war und wie sehr er auch als einer der trefflichsten Regenten seiner Zeit gepriesen wird, so erachtete er es doch nicht der Mühe werth, wegen eines Studenten, der keiner angesehenen Familie angehörte, und dessen Eltern nicht mehr am Leben waren, diplomatische Unterhandlungen anzuknüpfen.

Der junge Ickstadt, der aus Bockenhausen bei Epstein im Mainzischen gebürtig war, wo sein Vater Schmied gewesen, hatte sich auch, als er jenseit der Grenze sah, in wessen Hände er gefallen war, über eine günstige Wendung seines unerwarteten Mißgeschickes keinerlei Illusionen gemacht. Er wußte, daß er durch Widerstand seine Lage nur noch schlimmer machen würde, fügte sich in das Unabänderliche und erwartete mit philosophischer Ruhe als Soldat der englischen Krone an der Grenze des unruhigen, aufständischen Schottlands eine günstige Gelegenheit ab, die ihn von dem unfreiwillig ergriffenen Berufe wieder befreien würde. Inzwischen fand der junge Mann Muße genug, um seinen philosophischen Studien und Betrachtungen auch im Soldatenstande nachzuhängen; den größten Theil seiner ziemlich reichen Löhnung verwendete er auf den Ankauf von Büchern, und in der Wachtstube, wenn seine Kameraden würfelten und Karten spielten, tröstete er sich mit seiner

Lektüre. Ickſtadt's, für einen Soldaten der damaligen Zeit ſehr ſonderbares Treiben fiel natürlich ſeinen Kameraden und Offizieren auf, aber jene ſpotteten über ihn und dieſe ſtanden ſelbſt auf einer zu niedrigen Stufe wiſſenſchaftlicher Bildung, um größeres Intereſſe an dem jungen Gelehrten zu nehmen. Die Aufſtandsverſuche der Jakobiten in Schottland und Irland wurden endlich unterdrückt, und Ickſtadt kam mit dem größeren Theile des engliſchen Heeres nach London, ohne daß ſich bis dahin die geringſte Ausſicht auf Aenderung ſeiner Lage geboten hätte.

Trotz alledem ließ der junge Gelehrte den Muth nicht ſinken. Es gelang ihm in London, ſich einige Werke des berühmten Carteſius und Iſaak Newton's, der damals die geſammte gebildete Welt mit ſeinen mathematiſchen Unterſuchungen in Erſtaunen ſetzte, zu verſchaffen, die er mit raſtloſem Eifer zu ſtudiren begann. Als er aber eines Tages auf Poſten ſtand und gemächlich die Pike an einen Baum gelehnt hatte, um in einem Buche Newton's zu leſen, überraſchte ihn der Graf Pembroke, einer ſeiner Vorgeſetzten, ließ ihn wegen grober Vernachläſſigung des Dienſtes in Arreſt bringen und konfiszirte das Buch. Während Ickſtadt verzweiflungsvoll in dem dunklen Kaſernenloch ſaß und ſein hartes Schickſal beklagte, zog der Graf, der gleich vielen Mitgliedern der hohen engliſchen Ariſtokratie ſich eifrig mit den Wiſſenſchaften beſchäftigte und zu den begeiſtertſten Bewunderern Newton's gehörte, daheim das konfiszirte Buch aus der Taſche und war nicht wenig erſtaunt, in demſelben eine der Schriften Newton's, mit zahlreichen an den Rändern der Seiten hinzugefügten Blei-

ſtiftbemerkungen von Ickſtadt's Hand zu entdecken. Gleich am anderen Morgen eilte Pembroke zu dem berühmten Gelehrten, der trotz ſeiner achtzig Jahre noch ſeine volle Körperkraft und Geiſtesfriſche beſaß, und erzählte ihm den merkwürdigen Vorfall, indem er ihm das Buch Ickſtadt's zur Einſicht vorlegte.

Newton ſchlug überraſcht das Buch auf; Seite auf Seite wandte der Greis um und vertiefte ſich ſo ſehr in die Lektüre der kurzen Randbemerkungen, daß er die Anweſenheit des Grafen ganz vergaß und erſt durch ein Räuſpern deſſelben wieder daran erinnert wurde. Newton fuhr auf und entſchuldigte ſich.

„Und wer, ſagen Sie, mein beſter Graf," fragte er eifrig, „hat dieſe Bemerkungen geſchrieben?"

„Ein ganz gewöhnlicher Soldat, Sir," rief Pembroke, „der ſich damit beſchäftigte, während er Schildwache ſtand!"

„Nicht möglich, Herr Graf," rief Newton, indem er aufſtand, „Ihr Wort in Ehren, aber ein gemeiner Soldat kann dieſe Randgloſſen nicht gemacht haben!"

„So überzeugen Sie ſich ſelbſt, Sir," erwiederte der Offizier; „er kann uns übrigens nicht entgehen," fügte er lächelnd hinzu, „denn er ſitzt für ſein Dienſtvergehen in ſtrengem Arreſt!"

Ickſtadt war nicht wenig erſtaunt, als er ſeinen ſtrengen Kapitän in Begleitung eines alten diſtinguirten Herrn in den dunkeln Arreſtraum eintreten ſah, noch mehr aber wurde er überraſcht, als die Beiden ihn einluden, ihnen nach dem Offizierzimmer zu einer kurzen Unterredung zu folgen.

Er rieb ſich vergnügt die ſteifgewordenen Hände und

ſtand von der harten Holzpritſche, welche ihm eine ganze lange Nacht als Lagerſtätte gedient hatte, auf. Drüben in dem hellen wohnlichen Offizierſtübchen nahm ihn der alte freundliche Herr mit dem geiſtreichen Geſicht und den klugen grauen Augen ſogleich ganz mit Fragen in Beſchlag. Zunächſt, ob jenes Buch, welches ihm Graf Pembroke auf Poſten abgenommen habe, ihm gehöre, ob er ſelbſt jene Bleiſtiftbemerkungen geſchrieben habe, woher er ſtamme und wer er ſei.

Ickſtadt erzählte offen und ehrlich, wie es ihm ergangen ſei und verhehlte dabei nicht, daß er das Soldatenleben, zu dem ihn ohne ſeine Schuld ein widriges Geſchick verurtheilt hätte, auf die Dauer nicht zu ertragen vermöge, und daß er lieber den Tod ſuchen würde, als noch länger die Pike führen.

Voll inniger Theilnahme hörte der würdige Greis den Klagen Ickſtadt's zu; endlich ſagte er:

„Junger Freund, Sie kennen ja den Troſt, den uns der alte Horaz für's Leben mitgibt: ‚Dem Weiſen wird kein Unheil unerwartet kommen!' Sie haben ſich wacker gehalten und nun ſoll auch das Ende Ihres Elendes gekommen ſein. Ich bin Iſaak Newton, und ich werde Alles thun, um Sie noch heute unſerem kriegeriſchen Freund hier zu entziehen und der gelehrten Welt wiederzugeben!"

Ickſtadt ſchwindelte der Kopf, als er hörte, daß der Greis, der ſo theilnehmend und ſo offen über ſeine Lektüre und ſeine kritiſchen Anmerkungen zu dem Buche geſprochen hatte, der gefeierte Newton ſelbſt ſei. Ohne Rückſicht auf den anweſenden militäriſchen Vorgeſetzten zu nehmen, ſtürzte

der junge Mann dem edlen Greis zu Füßen und bedeckte seine Hände mit Küssen.

Jckstadt kehrte nicht mehr in das enge Loch des Arrestlokales zurück, sondern blieb in dem Offizierzimmer, denn der Kapitän wollte es durchaus nicht leiden, daß ein Mann von so gelehrter Bildung auch nur eine Stunde länger in einer seiner Stellung unwürdigen Lage bliebe. Jckstadt blieb mit seinen Gedanken und seinem nie geträumten Glück allein.

Newton, der sich in der That lebhaft für Jckstadt interessirte, eilte sofort zu seiner Gönnerin, der Prinzessin von Wales, theilte ihr die merkwürdigen Schicksale des jungen Gelehrten mit und noch an demselben Abend konnte er Jckstadt von dem ihm bewilligten ehrenvollen Abschied aus der Armee nebst der Zusicherung einer Pension zur Fortsetzung seiner Studien, die ihm die Prinzessin beim Könige erwirkt hatte, Mittheilung machen.

Jckstadt blieb indeß nach dieser günstigen Wendung seines Geschickes nur kurze Zeit in London; eine unwiderstehliche Sehnsucht trieb ihn zurück nach Deutschland, wenn er auch dort keine lebenden Verwandten mehr besaß, die auf seine Rückkehr warteten. Er kam 1725 nach Marburg, um hier Christian v. Wolf, der eben auf der Höhe seines Ruhmes stand, über Philosophie zu hören und zugleich unter dem berühmten Waldschmidt staatswissenschaftliche Studien zu beginnen.

Bei dem zweihundertjährigen Jubelfest der Universität im Jahre 1727 wurde er zum Ehrendoktor kreirt und habilitirte sich in Marburg als akademischer Lehrer. Mit

Newton blieb er bis zu dessen Tode in regem Wechselverkehr, und auch zwischen dem Grafen Pembroke, seinem ehemaligen Kapitän, und ihm hatte sich ein engeres Verhältniß gebildet, nachdem dieser dem kriegerischen Stande Valet gesagt und sich ganz den Wissenschaften gewidmet hatte. Pembroke war es, der am 28. März 1727 mit dem Lordkanzler, den Herzögen von Montrose und Roxburgh, sowie den Grafen Sussex und Macklesfield das Leichentuch des großen Newton trug, als sich vor den sterblichen Resten desselben die Thüren der Westminster-Abtei aufthaten.

Ickstadt's fernere Laufbahn war eine außerordentlich glänzende, seine philosophische Behandlung der Jurisprudenz, die außerordentliche Schärfe seiner logischen Deduktionen, welche er der langjährigen Beschäftigung mit der Mathematik verdankte, erwirkten ihm schon 1731 den Ruf als ordentlicher Professor nach Würzburg, und es währte nur wenige Jahre, so galt er als Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Infolge dessen berief ihn Kaiser Karl VII. im Jahre 1741 zum Professor und Geheimrath nach Ingolstadt und vertraute Ickstadt den Unterricht seines Sohnes in der Philosophie und den Staatswissenschaften an. Von dieser Zeit an trat der berühmte Gelehrte aus dem engen Kreise seiner rein wissenschaftlichen Stellung heraus, indem er praktische Politik zu treiben begann und sein bedeutendes staatsmännisches Talent für die Sache seines Kaisers gegen die Ansprüche Maria Theresia's verwendete. Karl VII. machte zum Dank für seine Thätigkeit im Interesse seiner Krone Ickstadt zum Reichsfreiherrn und zum Kanzler der ersten

bayriſchen Univerſität Ingolſtadt mit dem Range eines Staatsminiſters, und der berühmte Gelehrte wirkte noch über zwanzig Jahre, in ganz Deutſchland und im Auslande anerkannt als der erſte und bedeutendſte Profeſſor und Lehrer der Rechte. Er ſtarb am 22. April 1768 zu Ingolſtadt, und ſein Landesherr und ehemaliger Schüler, der Kurfürſt von Bayern, ehrte den Entſchlafenen durch ein würdiges Grabmonument und dadurch, daß er perſönlich den Leichenzug zum Friedhof begleitete.

Die intereſſante Epiſode aus dem Jugendleben dieſes ſeiner Zeit gefeiertſten deutſchen Staatsmannes und Gelehrten, wie wir ſie geſchildert haben, zeigt, von wie manchen ungeahnten Zufällen der Menſchen Laufbahn oft gelenkt wird, ſie beweist aber auch, wie ſich das wahre Genie ſelbſt durch die ſchwierigſten und hinderndſten Lebensumſtände durch- und emporringt. Ickſtadt's Wahlſpruch: „Per aspera ad astra“ — „Durch Noth der Welt zum Sternenzelt“ paßt in der That auf Keines Leben beſſer, wie auf dasjenige des armen Grobſchmiedſohnes, Soldaten und Miniſters.

Der australische Ueberland-Telegraph.

Skizze

von

H. Berka.

(Nachdruck verboten.)

Neben den „Weltwundern" unserer Zeit, den unter dem Beifallsjubel von Hunderttausenden durchgeführten Riesenarbeiten der modernen Technik, neben dem Suezkanal und den Alpentunneln, den nordamerikanischen Pacificbahnen und den zu schwindelnder Höhe aufsteigenden peruanischen Schienensträngen, sind die ebenbürtigen Leistungen des Telegraphenbaues, trotz ihrer wichtigen Bedeutung für Kultur und Verkehr, ein wenig in den Hintergrund getreten. Abgesehen von jener Zeit, in der zuerst der gewaltige Gedanke der transatlantischen Kabelverbindung auftauchte und sich verhältnißmäßig schnell zur Verwirklichung durchrang, hat sich die öffentliche Meinung gewöhnt, die Drahtverbindungen für etwas so Selbstverständliches anzusehen, daß ihr unabläßiger Ausbau kaum besonderer Erwähnung werth gehalten wird, und selbst so großartige Schöpfungen, wie z. B. der australische Ueberland-Telegraph, nur in den speziell interessirten Kreisen eingehendere Beachtung gefunden haben.

Gerade dieses letztere Unternehmen verdient aber wohl eine genauere Schilderung, welche wir in nachstehender Skizze versuchen wollen.

Die ersten Anregungen zur Ausführung des australischen Ueberland-Telegraphen lassen sich bis auf das Jahr 1862 zurückführen. Kurz vorher war von dem berühmten Forschungsreisenden John Macdonall Stuart der australische Kontinent erfolgreich von Norden nach Süden durchwandert worden, nachdem unser unglücklicher, um die Erforschung Australiens hochverdienter Landsmann Leichhardt einem ähnlichen Versuch sein hoffnungsreiches Leben geopfert hatte. Es lag bei der Mangelhaftigkeit der bisherigen Verbindungen mit Europa der Gedanke nahe, ungefähr anschließend an Stuart's Reiseroute, die aufblühende Kolonie Südaustralien mit der Nordküste und weiterhin diese über Java und Singapore mit den vorhandenen nach Europa führenden Telegraphenlinien in Drahtverbindung zu setzen. Der jetzige Generalpostmeister der Kolonie Südaustralien, Todd, faßte diese Idee auf, und seiner unermüdlichen Energie gelang es nach nahezu zehnjährigen Bemühungen, und nachdem sich anfangs die in den sechziger Jahren noch sehr schwache Bevölkerung Südaustraliens als pekuniär nicht hinreichend leistungsfähig für das große Unternehmen erwiesen hatte, den kühnen Plan zu verwirklichen. 1870 bildete sich die brittisch-australische Telegraphen-Compagnie behufs der Legung des Kabels von Singapore über Java nach Port Darwin an der australischen Nordküste, und gleichzeitig beschloß die südaustralische Regierung den Bau der Ueber-

landlinie und vertraute ihre Ausführung dem Urheber des schöpferischen Gedankens, Charles Todd, selbst an.

In keine besseren Hände konnte das große Werk gelegt werden. Die Endpunkte der Linie lagen nicht weniger als 3157 Kilometer von einander entfernt, eine Distanz, welche annähernd derjenigen zwischen Madrid und Petersburg entspricht. Und zwischen dem Spencergolf im Süden, wo die Strecke bei der Station Port Augusta beginnt, und dem Port Darwin im Norden, an dem das Kabel in die Tiefe des indischen Oceans hinabtaucht, befand sich ein fast gänzlich unbekanntes Gebiet, das nach den Schilderungen aller Reisenden, welche es zu betreten versucht halten, die größten Schwierigkeiten bieten mußte und größtentheils von feindlich gesinnten Wilden bewohnt war.

Es ist hoch interessant, die Maßregeln eingehender zu studiren, durch welche Todd das Gelingen des Unternehmens zu sichern wußte. Die ganze Linie wurde in drei annähernd gleich große Strecken getheilt. Die Strecken an jedem Ende der Linie überließ man öffentlichen, unter der Aufsicht der Regierung arbeitenden Unternehmern; den Bau des mittelsten Theiles, der für den weitaus schwierigsten gehalten wurde, und den man eigentlich nur durch die Berichte einer einzigen Expedition, der des oben erwähnten John M. Stuart, kannte, behielt sich Charles Todd selbst vor.

Ihm kam es nicht nur darauf an, die Linie überhaupt fertig zu stellen, sondern er wollte auch schnell und möglichst billig arbeiten. Er theilte daher die über 1000 Kilometer lange Mittelstrecke wiederum in fünf Theile,

rüstete für jeden eine selbstständige Expedition aus, und zwar mußten diese Expeditionen, deren eine z. B. erst 1200 Kilometer vom Spencergolf ihre Arbeit beginnen sollte, nicht allein das ganze Baumaterial für den Telegraphen selbst, für die Stationen u. s. w. mit sich führen, sondern es erschien von vornherein erforderlich, sie auch mit allen Existenzbedürfnissen für ihre vielmonatliche Arbeit in der Wildniß auszustatten. Centralaustralien, dies wußte man bestimmt, war so arm an Nahrungsmitteln, sowohl des Thier- wie des Pflanzenreiches, daß die ausrückenden Arbeiterheere jedes Gramm Nahrungsstoff, dessen sie bedürfen konnten, mitführen mußten; ja es war nothwendig, die Expeditionen mit Material zu Brunnenbauten zu versehen, da einzelne Strecken der Linie, trotzdem man gerade in Bezug auf diesen Punkt mit größter Sorgfalt die Route ausgewählt hatte, gänzlich wasserarm waren.

So sorgfältig und scharf berechnet waren die Maßnahmen des mit einem seltenen Organisationstalent begabten Mannes, daß die Expeditionen nicht nur — woran in Südaustralien selbst nach den Mißerfolgen früherer Reisenden vielfach gezweifelt wurde — glücklich ankamen und ihre Arbeit unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen in der vorausberechneten Zeit von zwanzig Monaten vollendeten, sondern daß während des ganzen Baues auch nicht ein bedeutenderes Unglück vorkam, nicht ein Menschenleben zu beklagen war, ein bei der Entstehungsgeschichte unserer modernen Riesenunternehmungen leider nur allzu seltener Fall! Welcher Art aber die Hindernisse waren,

welche mit dem fortschreitenden Bau Schritt für Schritt bekämpft werden mußten, davon werden wir später noch Näheres zu berichten haben.

Während so der mittlere Theil der Strecke über Erwarten glücklich vollendet wurde, gestaltete sich die Sachlage auf den Privatunternehmern überlassenen Dritteln weit ungünstiger, und im Süden wie im Norden stockte bald das Fortschreiten der Arbeit. Im Süden zwar, wo die Hilfsquellen der Kolonien nahe lagen, konnte durch Nachschub personeller und materieller Kräfte schnell und verhältnißmäßig leicht geholfen werden, im Norden dagegen, in dessen Territorium überhaupt erst seit 1864 Ansiedelungsversuche gemacht worden waren, schien die Ausführung der Arbeit anfangs auf wirklich unübersteigliche Hemmnisse zu stoßen, und die erste Expedition löste sich, nachdem kaum 400 Kilometer gebaut worden, gänzlich auf. Kaum ein besseres Resultat erzielte die zweite, welche ihr auf die Nachricht von den bisherigen Mißerfolgen sofort nachgesandt wurde, und erst als der energische Todd persönlich mit zahlreichen Verstärkungen an der Nordküste erschien, konnte das Gelingen des Unternehmens als gesichert angesehen werden. Acht Monate nach dem ursprünglich berechneten Termin war die ganze Linie quer über den Kontinent vollendet, und am 22. Oktober 1872 zuckte zum ersten Male der elektrische Funke von Adelaide und Melbourne nach dem Mutterlande, nach London, hinüber. In drei bis höchstens sechs Stunden gelangte von diesem Tage ab eine Nachricht von Europa nach Australien, die früher mindestens vierzig Tage unterwegs war, denn dies

war die kürzeste Frist, in welcher die Postdampfer die Strecke zurückzulegen vermochten.

Der Ueberland-Telegraph bezeichnet bis heute fast die einzige Linie auf unseren Karten, längs deren der australische Kontinent im Inneren erforscht ist. Sie erscheint im Süden und einem Theil des Nordens im Wesentlichen als eine Kette ziemlich weit auseinander liegender Seen, die mittlere Strecke begleitet auf der westlichen Seite ein von nur zeitweilig mit Wasser gefüllten Flüssen zerrissener Felsenzug. Diese Periodicität der Wasserläufe ist charakteristisch für den Kontinent überhaupt und für sein Binnengebiet insbesondere, sie bildete auch eine Hauptschwierigkeit bei dem Bau der Strecke und der dauernden Unterhaltung der Stationen. Während überall die Flüsse Vermittler der Besiedelung und des Verkehrs sind, ist in Australien fast das Umgekehrte der Fall; kein Fluß hat feste und perennirende Quellen, kein Fluß ein geregeltes Bett, wo heute Wasserfülle herrscht, ist morgen die erschreckendste Dürre, wo heute die üppigste Vegetation grünt und blüht, droht in wenig Wochen vernichtende Hungersnoth. Es ist eine sonderbare, aber durchaus sachgemäße Bemerkung, die sich in allen australischen Reiseberichten findet, die nämlich, ob in dem entdeckten Flußbett auch „Wasser" war, denn die edle Flüssigkeit ist dort keineswegs nothwendiges Erforderniß der Wasserläufe. Neuerdings und vielfach gerade in der Nähe des Ueberland-Telegraphen haben übrigens die Bohrungen artesischer Brunnen wenigstens den Nachweis geliefert, daß die Feuchtigkeit, welche die Oberfläche nicht gewährt, mit Erfolg unter derselben aufzusuchen ist; wenn

die Kostspieligkeit derartiger Anlagen nun ihre ausgedehnte Verwendung zur Hebung der Bodenkultur allerdings nicht möglich erscheinen läßt, für die Zwecke der Viehzucht, der bisherigen Hauptquelle des Reichthums ganz Australiens, werden sie unter allen Umständen stets von eminenter Wichtigkeit sein. Immerhin ist es gelungen, für die Stationen der Telegraphenlinie Punkte aufzufinden, in deren Nähe gutes Wasser zu allen Jahreszeiten vorhanden ist. Die kleinen, solid gebauten Steinhäuser mit ihren schmucken Eisenblechdächern haben sich daher selbst tief im Innern meist schnell mit ertragsfähigen Feldern und Gärten umgeben, in denen die europäischen Getreidearten neben den Früchten fast aller Zonen trefflich gedeihen.

Die zweite Hauptschwierigkeit des Telegraphenbaues lag in der Eigenthümlichkeit der australischen Vegetation begründet. Abgesehen davon, daß Australiens einheimische Flora einen fast gänzlichen Mangel an solchen Erzeugnissen aufweist, die eine zahlreichere Bevölkerung ernähren könnten, ist gerade die für den ganzen Erdtheil charakteristische Form des strauchartigen Baumwuchses dem Fortschreiten der Arbeit auf das Empfindlichste entgegengetreten. Der australische Scrub, ein unendlich dicht verschlungenes Dickicht mit spitzen und dornigen Zweigen, ist fast undurchdringlich, die Axt und selbst das Feuer mühen sich oft vergeblich um seine dauernde Vernichtung, und um die Telegraphenstrecke von dem wuchernden Strauchwerk wenigstens auf Jahresfrist freizuhalten, wurden auf nicht weniger als 800 Kilometer Länge Wege von 16 Meter Breite gebahnt. Natürlich vermochten die Scrubs auch nicht das

nöthige Holz für die Telegraphenpfoſten zu liefern, es wurde vielmehr oft nöthig, die Stangen, deren man 36,000 Stück bedurfte, aus Entfernungen von 80 deutſchen Meilen her an die Bauplätze zu transportiren.

Wir möchten unſeren Leſern übrigens kein falſches, einſeitiges Bild von dem Vegetationscharakter Auſtraliens geben, und müſſen daher erwähnen, daß, ſo mächtig die Ausdehnung des gefürchteten Scrub iſt, doch auf dem Kontinent auch der Wald im beſſeren Sinne nicht fehlt. Unter der tropiſchen Sonne des Nordens gedeiht die Mangrove, der Affenbrodbaum und der Flaſchenbaum; im übrigen Auſtralien bilden, wo die Feuchtigkeit nicht ganz fehlt, Eukalypten und Akazien jene eigenthümlichen, faſt parkartigen Gehölze, in denen die Bäume nicht in einem geſchloſſenen Forſt, ſondern in kleineren Gruppen und einzelnen Exemplaren zerſtreut auftreten. Unter den Eukalypten Auſtraliens, von denen der blaue Gummibaum, Eucalyptus globulus, auch in Europa bekannt iſt und als „Fieberbaum" zur Bekämpfung des Sumpfgiftes vielfach mit Erfolg angepflanzt wird, ſind ſogar die Giganten des Baumwuchſes überhaupt gefunden worden. Einzelne Exemplare überragen bei einer Höhe von über 150 Metern ſogar noch die Rieſentannen Kaliforniens. So trefflich aber ihr unſerer Eiche an Härte gleichkommendes Holz iſt, der Zerſtörungswuth der beſonders im Norden häufigen Termiten iſt es doch nicht gewachſen; auf große Strecken hin mußten die hölzernen Pfoſten ſehr bald durch eiſerne erſetzt werden, die ſich vortrefflich bewährt haben.

Die letzte und nicht die geringſte Schwierigkeit wurde

dem Bau endlich durch das Verhalten der Eingeborenen bereitet. Auf dem südlichen Drittel erwiesen sich die Australneger zwar als friedliebend, und fanden höchstens bisweilen die Isolatoren und den Draht zur Bewehrung ihrer Speere geeignet oder passend zur Verfertigung von Angelhaken, im Innern und besonders im Norden dagegen traten sie den Arbeitern feindlich entgegen, und konnten anfangs weder durch Güte noch durch Drohungen gebändigt werden, sondern nur durch Anwendung von Gewalt. Kriegerischer und bei aller Uebereinstimmung der Grundzüge auch kräftiger entwickelt als die Bewohner des Südens, sind diese Wilden bisweilen auch heute noch den Stationsbeamten gefährlich, und die meisten der nördlichen Stationen haben hier den Charakter kleiner Forts annehmen müssen. Freilich ist die Zahl der Urbewohner überhaupt nicht groß und sie ist es wahrscheinlich nie gewesen, weil der Kontinent vor der Einführung europäischer Nahrungspflanzen und Nutzthiere keine bedeutende Bevölkerung ernähren konnte; man schätzt die gesammte eingeborene Bevölkerung heute auf etwa 60,000 Seelen, und die Annahme, daß sie vor den Einflüssen der europäischen Kultur, deren Vorzüge sie nicht begreift und nicht zu benützen versteht, ganz verschwinden wird, ist vielleicht gerechtfertigt. Auch die Anstrengungen der verschiedenen Missionsgesellschaften unter den Australnegern sind nur von sehr bescheidenen Erfolgen gekrönt gewesen und werden das Aussterben der ganzen dem Untergang geweihten Rasse ebensowenig aufhalten können, als die freigebigen Bemühungen der heutigen Kolonialregierungen. Und so schmerzlich die Thatsache

an sich den Menschenfreund berühren muß, sie erscheint weniger betrübend, wenn man bedenkt, daß derselbe Kontinent, der einst vielleicht höchstens eine Million Menschen zu ernähren vermochte, und selbst dieser Zahl nur einen in Wirklichkeit erbärmlichen, bedauernswürdigen Lebensunterhalt bot, heute bereits nahezu 2½ Millionen Einwanderern ein gesichertes, oft glänzendes Loos gewährt, und überdies jährlich fast 700 Millionen Mark an Ausfuhrwerthen producirt.

An dieser geradezu rapiden Entwickelung, die noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat, gebührt aber auch dem Ueberland-Telegraphen sein Antheil, er wurde in der That zu einem wichtigen Faktor der Kultur, und die nahezu 9 Millionen Mark, auf welche sich der Herstellungspreis der ganzen Linie nach Ersatz der hölzernen Pfosten durch Eisenstangen stellte, haben reiche Zinsen getragen. Allein im ersten Jahre konnte Südaustralien durch die schnelle Information über den Stand des englischen Getreidemarktes eine ziffermäßige Mehreinnahme von 3 Millionen Mark erzielen, und die Einnahme für die 21,000 Telegramme, welche z. B. im Jahre 1879 zwischen Europa und Australien gewechselt wurden, betrug nicht weniger als 3,154,802 Mark. Aber mit der Drahtlinie zugleich ist auch ein gesicherter, zuverlässiger Weg quer durch den ganzen Kontinent geschaffen worden, der einerseits zur Basis, resp. zum Endziel der meisten neueren, zur Erforschung der Hilfsquellen des Inneren ausgesandten Expeditionen wurde, längs dessen andererseits sofort die Squatters (Viehzüchter) ihre nach Tausenden zählenden

Heerden behufs Aufſuchung neuer Waideplätze trieben, während die Diggers und Miners (Erzgräber) des gleichen Weges zogen, um den Schätzen des Erdinneren, dem Kupfer, Zinn, Blei und vor Allem dem Golde nachzuſpüren. Nordauſtralien allein hat, und zwar erſt ſeit dem Bau der Telegraphenlinie, jährlich Gold im Werthe von über eine Million Mark exportirt.

Die glückliche Vollendung des Ueberland-Telegraphen ermunterte in Auſtralien ſchnell zu weiteren derartigen Unternehmungen, und der Bau der mit einem Aufwand von über 1½ Millionen Mark hergeſtellten Linie, welche Port Auguſta am Spencergolf über Eukla mit Albany und Geraldton an der Weſtküſte verbindet, iſt ein dem Ueberland-Telegraphen nicht unebenbürtiger Rivale. Von dem aufblühenden Albany iſt eine Kabelverbindung nach dem Kap der guten Hoffnung geplant, ſo daß nach deſſen Legung Auſtralien auch mit Afrika in direkter Drahtverbindung ſtehen wird.

Es iſt gewiß für den Erdtheil, der zuletzt von allen Kontinenten der Kultur erſchloſſen wurde, ein erfreulicher Beweis geſunden Gedeihens, daß bereits 1881 nahezu 40,000 Kilometer Telegraphenlinien vorhanden waren, wodurch gewiß die Leiſtungsfähigkeit der auſtraliſchen Kolonien und die Energie ihrer Regierungen und Bewohner in das hellſte Licht geſtellt wird.

Die letzten Tage eines Kaiserreichs.

Historische Skizze

von

Hermann Haardt.

(Nachdruck verboten.)

Im Dezember 1882 fiel mir zufällig ein Zeitungsblatt in die Hände, das die Todesanzeige des Obersten Paul Fondeur, eines der Getreuen des unglücklichen Kaisers Maximilian enthielt, der bis zum letzten Augenblicke bei dem verrathenen Herrscher ausgehalten hatte und Zeuge vom Ende desselben gewesen war. Fondeur war mir persönlich bekannt, und die Meldung seines Dahinscheidens brachte mir alle Umstände wieder in Erinnerung, unter denen ich den viel vom Schicksal umhergeworfenen Mann kennen gelernt, der jetzt in der kleinen Stadt Görz in Oesterreich nach langer Irrfahrt die ewige Ruhe gefunden hatte.

Fondeur war unter den französischen Truppen gewesen, die von Napoleon III. unter General Forey nach Mexiko gesandt wurden, um das Land zu erobern, oder, wie der Vorwand lautete, in dem von Bürgerkriegen zerrissenen Lande Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Bei der Belagerung von Puebla hatte er sich derartig ausgezeichnet, daß ihm der General das Kreuz der Ehrenlegion verlieh.

Als dann der Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich als Kaiser Maximilian I. den Thron Mexiko's bestieg und General Forey mit einem Theil der französischen Streitkräfte nach Frankreich zurückkehrte, war Fondeur in die Dienste des Kaisers getreten, zeichnete sich dort fortlaufend aus, avancirte zum Major und erhielt von Maximilian das Ritterkreuz des neugestifteten Guadelupe-Ordens. Als endlich der Kaiser, von Napoleon III. schmählich im Stich gelassen, sich nur noch mit erlöschenden Kräften gegen die auf ihn eindringenden Feinde wehrte, war Fondeur unter den Wenigen, die zu dem unglücklichen Monarchen hielten. Er theilte die Gefangenschaft seines Herrn und sollte mit diesem in Queretaro erschossen werden, wurde jedoch begnadigt und begab sich nach dem Tode Maximilian's nach Arizona und von da später nach dem Norden, trat in die Dienste der St. Louis-Pelzkompagnie und führte fortan das Leben eines Trappers. In dieser Stellung lernte ich ihn kennen. Ich war zu jener Zeit gerade Agent der St. Louis-Pelzkompagnie und hatte etwa fünfzig Trapper unter mir, welche fast regelmäßig jeden Monat zu meiner Station Julesburg im Staate Nebraska kamen, um die erbeuteten Pelze abzuliefern. Unter diesen Trappern war Fondeur. Er fiel mir sofort wegen seines gebildeten, ruhigen Benehmens auf, und ich gewann mehr und mehr Interesse an dem schweigsamen Mann, der anfangs jeder Annäherung auswich. Nach und nach jedoch wurden wir vertrauter, und eines Tages im Spätherbst, als Fondeur, nachdem er eine Parthie Pelze abgeliefert, durch einen plötzlich ausbrechenden Schneesturm in meinem

Hause zurückgehalten wurde, gelang es mir, ihn beim flackernden Kaminfeuer zu Mittheilungen über sein früheres Leben zu bewegen. Er gab mir eine Schilderung der Ereignisse, welche unmittelbar dem Zusammensturz des mexikanischen Kaiserreiches und dem Tode Maximilian's vorhergingen. Da dieselben als Berichte eines Augenzeugen jener Katastrophe auch weiteren Kreisen von Interesse sein dürften, so will ich hier versuchen, sie mit Fondeur's eigenen Worten wiederzugeben.

„Anfangs Mai 1867 erhielt Kaiser Maximilian die Nachricht, daß die republikanischen Streitkräfte unter Präsident Don Benito Juarez und General Don Porfirio Diaz die Festung Puebla erstürmt hätten und auf dem Wege nach Mexiko wären. Die Republikaner, denen das ganze Land zujauchzte und zulief, zählten an 40,000 Mann, und zwar keine undisziplinirten Guerilleros, sondern geübte, abgehärtete Soldaten, denen Max, der doch endlich einsehen mochte, daß er verrathen war, kaum 6000 bereits halbdemoralisirte Soldaten entgegenstellen konnte. Ich kommandirte am Tage des Eintreffens jener Nachricht die Hauptwache des Schlosses Chapultepec, und schon an den verstörten Gesichtern der rasch hintereinander ankommenden und fortsprengenden Ordonnanzen konnte ich sehen, daß etwas Außergewöhnliches im Werke war. Gegen Mittag langten die Generale Miramon und Mejia, sowie der österreichische General Zach, der belgische Oberst van Rompay und ein Offizier in französischer Oberstenuniform an, den ich nicht kannte. Ich erfuhr später, daß es der zu so trauriger Berühmtheit gelangte Oberst Lopez war, der, vor Kurzem mit dem Kreuz

der Ehrenlegion dekorirt und durch Marschall Bazaine dem Kaiser warm empfohlen, von Letzterem zum Kommandanten des Regiments Kaiserin-Husaren ernannt worden war. Es war dies eines der wenigen Regimenter, welche Max bis zuletzt treu blieben, und bestand fast ausschließlich aus Ungarn.

Nach der in Chapultepec herrschenden Sitte, wo seit der Abreise der Kaiserin nach Europa alle Etikette verbannt war, wurde der die Hauptwache kommandirende Offizier stets zur kaiserlichen Tafel geladen, und demgemäß erschien ich gegen fünf Uhr im Speisesaal, der eine wunderschöne Aussicht auf die Hauptstadt gewährte.

Während ich noch in einer Fensternische stand, rauschten die Portièren des anstoßenden Saales auseinander, und die ganze hohe Gesellschaft, noch durch einige militärische Würdenträger vermehrt, trat in den Speisesaal. Der Kaiser nahm schweigend seinen Sitz ein, und wir Anderen folgten seinem Beispiele. Jedes Gesicht trug den Ausdruck tiefen Ernstes, und man hörte nichts als das Klappern der Teller, Messer und Gabeln. Kein Wort wurde bei Tische gesprochen.

Als die Tafel endlich aufgehoben wurde, richtete sich der Kaiser in seiner ganzen Höhe auf und sprach:

„Also es bleibt dabei; die Garnison von Mexiko bricht heute Abend auf; Sie, General Mejia, marschiren direkt nach Norden und warten auf das Eintreffen der Kolonne des Generals Miramon, der erst noch versuchen wird, die Truppen, welche in Tlascala, Iztacuitl und den übrigen Ortschaften liegen, an sich zu ziehen. Sie, Oberst Lopez,

bleiben mit meinen getreuen ungarischen Husaren zu meiner persönlichen Eskorte zurück. Von heute in drei Tagen sehen wir uns, so Gott will, bei den sieben Norias im Cerro Gordo wieder. Leben Sie wohl, meine Herren!"

Dies war der letzte Kriegsrath, den Maximilian mit seinen wenigen Getreuen gehalten hat, denn von jetzt ab überstürzten sich die Ereignisse.

Auf speziellen Befehl des Kaisers mußte ich mich ebenfalls den ungarischen Husaren anschließen, und so gelangten wir am 6. Mai, gerade an meinem Geburtstage, zu den Norias. Es sind dies tiefe, vom Präsidenten Bustamente in einer Entfernung von etwa 120 englischen Meilen von der Hauptstadt am Fuße einer Bergkette angelegte Cisternen, ohne welche auf dem wüstenartigen, wasserarmen Hochplateau jede militärische Operation unmöglich wäre. Gegen Abend desselben Tages langte Mejia an und am folgenden Morgen Miramon. Der Letztere brachte übrigens keine Verstärkungen, denn überall im Lande regte sich der republikanische Geist, und die detachirten Truppen versagten den kaiserlichen Generalen den Gehorsam. Die Dauer der Monarchie zählte nur noch nach Tagen, so viel konnte jeder Unbefangene sehen. Maximilian war ausschließlich auf den Rest seiner österreichischen und belgischen Regimenter angewiesen.

Mejia übernahm das Kommando über den linken Flügel, der 2000 Mann zählte; unter ihm kommandirte Oberst van Rompay; Miramon, mit einer gleich starken Macht, übernahm den rechten Flügel, während General Zach, unter welchem Oberst Lopez kommandirte, das Centrum

befehligte, bei dem ſich auch Maximilian befand. Im Ganzen waren es 6000 Mann und 12 Geſchütze, welche den braunen Reiterſchaaren des Porfirio Diaz und den Scharfſchützen Don Eſteban Escobedo's das Feld ſtreitig machen ſollten.

Doch wenn wir auch wußten, daß wir für eine bereits verlorene Sache kämpften, ſo waren wir doch, durch die Gegenwart des allbeliebten Kaiſers begeiſtert, entſchloſſen, lieber unſer Aller Leben zu opfern, als ihn zu verlaſſen.

Am 7. Mai kam auf ſchaumbedecktem Roſſe ein Kurier, den ein der kaiſerlichen Sache ergebener Gutsbeſitzer abgeſandt hatte, in's Hauptquartier und wurde ſofort zum Kaiſer geführt. Seine Botſchaft war kurz, mußte aber ſehr wichtig ſein, denn wir ſahen den Kaiſer nachdenkend und mit bleichem Geſichte durch die Reihen der Huſaren gehen, ohne daß er, wie dies gewöhnlich der Fall war, für den Einen oder Anderen ein freundliches Wort gehabt hätte.

Wie es kam, wußte Niemand, aber plötzlich war die Nachricht verbreitet: Die republikaniſche Armee iſt im Anzuge gegen uns.

Und ſo war es in der That. Einer Sturmwolke gleich nahten die republikaniſchen Reitergeſchwader. Kaum hatten wir Zeit, uns in Schlachtordnung zu ſtellen. Dann brachen die braunen Reiter Porfirio Diaz', faſt ausſchließlich aus Vaqueros*) beſtehend, mit einer derartigen Vehemenz

*) Vaqueros ſind die Pferdehirten, welche ſich mit den Gauchos der argentiniſchen Republik und den Commanches-Indianern der Steppen von Sonora in den Ruhm theilen, die beſten Reiter der Welt zu ſein.

über uns herein, daß von Anfang an eine regelrechte Vertheidigung gar nicht möglich war. Was nützte alle belgische, alle österreichische Tapferkeit gegen eine Kriegsführung, welche diese gewiß abgehärteten, erprobten und todesmuthigen Truppen auch während einer mehr als dreijährigen Campagne nicht hatten lernen können? Wie der Sturmwind kamen die Schaaren heran, ohne sich weder durch das Kartätschen-, noch durch ein gut unterhaltenes Kleingewehrfeuer aufhalten zu lassen. Ich selbst sah Offiziere in ihren weiten weißen Gewändern, mit dem riesigen, wohl drei Fuß im Durchmesser habenden Sombrero auf dem Kopfe, bis fast zu den Mündungen der Kanonen hinreiten, der Lasso sauste durch die Luft, schlang sich um die Glieder der Kanoniere und lieferte diese wehrlos dem Feinde in die Hände. Und trotzdem hätte sich das kleine Häuflein gegen die Uebermacht gehalten, wenn nicht im entscheidenden Moment Oberst Lopez mit zwei Schwadronen seiner Husaren eine verhängnißvolle Schwenkung gemacht und dadurch den Kaiser mit seinem Stabe bloßgestellt hätte. Das Fußvolk Escobedo's, diesen unseligen Fehler, den man dem Obersten Lopez — und wohl mit Recht — als Verrath auslegte, bemerkend, benützte die entstandene Lücke und brach in unser Centrum ein.

Alle Ordnung begann sich jetzt aufzulösen — das Gefecht war verloren. Kaum gelang es dem Kaiser, mit dem stark gelichteten Häufchen seiner Tapferen einen fluchtartigen Rückzug nach der Festung Queretaro zu bewerkstelligen, wo er sich sofort von den siegreichen Feinden eng eingeschlossen sah. Das mexikanische Trauerspiel nahte sich seinem Ende,

das sah Jeder ein, auch wohl Maximilian selbst, denn auf Entsatz war ebensowenig Hoffnung, wie darauf, die Festung zu halten. Es fehlte bereits in den ersten Tagen an Lebensmitteln. Trotzdem dachte Niemand an Uebergabe. Angefeuert durch das Beispiel des kaiserlichen Herrn, der auf den Wällen sich furchtlos dem feindlichen Feuer aussetzte und — so schien es uns Allen — geflissentlich einen ehrenvollen Soldatentod suchte, focht selbst der Geringste mit dem Muthe eines Löwen. Doch selbst die größte Tapferkeit vermag nichts gegen heimtückischen Verrath, und es war dem edlen Kaiser bestimmt, durch Verrath in die Hände seiner Feinde zu fallen.

Wir waren nach wenig Tagen unter unaufhörlichen Kämpfen von den Republikanern bis in die feste Citadelle zurückgedrängt worden. Da öffnete in der Nacht vom 14. zum 15. Mai der Oberst Lopez, derselbe, der durch sein falsches Manöver den Verlust des Gefechtes verursachte, dem Feinde die Thore der Citadelle. Escobedo drang mit seinen Truppen herein — und Maximilian mit dem Reste seiner Getreuen war gefangen. Der Kaiser wurde nebst neunzehn Personen seiner nächsten Umgebung im Kloster de las Capuchinas untergebracht. Unter diesen neunzehn Gefangenen, denen auch ich angehörte, befanden sich nur zwei eingeborene Mexikaner, die Generale Miramon und Mejia, deren Schicksal durchaus nicht zweifelhaft sein konnte, nachdem die republikanische Regierung das von Maximilian erlassene berüchtigte Blutedikt vom 3. Oktober 1865 adoptirt hatte, jenes Dekret, welches in seiner schrecklichen Kürze folgendermaßen lautete:

„Einziger Artikel. Jeder Mexikaner, der mit den Waffen in der Hand, gegen die bestehende Regierung kämpfend, ergriffen wird, wird erschossen."

Sobald Juarez, welcher den Sitz seiner Regierung nach San Luis Potosi verlegt, die Nachricht von der Einnahme Queretaro's und der Gefangennahme Maximilian's erhielt, befahl er sofort, den Prozeß gegen Letzteren und seine Schicksalsgenossen einzuleiten. Der Kaiser sprach den Wunsch nach einer Unterredung mit dem Präsidenten aus, jedoch vergeblich. Am 13. Juni trat das republikanische Kriegsgericht, bestehend aus einem Oberstlieutenant als Präsidenten, vier Majors und vier Kapitäns als Beisitzern, zu Queretaro im Saal des Theaters Iturbide zusammen. Die Anklage lautete auf Verbrechen wider die Nation, das Völkerrecht und den öffentlichen Frieden. Maximilian war leidend und konnte nicht persönlich erscheinen, reichte aber einen Protest gegen die Kompetenz dieses Gerichtshofes ein, da er, der von der Nation erwählte Herrscher, nur von ihr, nicht von einem beliebigen Kriegsgericht abgeurtheilt werden könne. Miramon und Mejia waren persönlich anwesend, die Vertheidiger, besonders Advokat Ortega, der Vertreter des Kaisers, thaten ihr Möglichstes, aber Alles war vergebens, da der ganze Prozeß eben eine reine Form war und sein Ausgang von vornherein feststand. Am 14. Juni Abends acht Uhr wurden Maximilian, Miramon und Mejia einstimmig zum Tode durch Erschießen verurtheilt.

Noch an demselben Tage ging eine Ordonnanz mit einer Abschrift der Verhandlungen an Don Benito Juarez

ab. Bei Letzterem nahm sich besonders der preußische Ministerresident v. Magnus des unglücklichen Kaisers mit wärmstem Eifer an, ohne jedoch etwas erreichen zu können. Der französische Gesandte dagegen that keinerlei Schritte in dieser Richtung.

Nachdem Veracruz in die Hände der Republikaner gefallen war, hatten die dort liegende österreichische Fregatte „Novara" und die Korvette „Elisabeth", mit Admiral Tegetthof an Bord, die Rhede verlassen und waren nach Norden gegangen, wo sie dicht vor Tampico kreuzten. Die Gefangennahme und Verurtheilung Maximilian's wurde bald in Tampico und auch an Bord der Kriegsschiffe bekannt, wo Tegetthof sofort einen Offiziersrath zusammenberief, um zu überlegen, was zur Rettung des geliebten Fürsten geschehen könnte. Es fanden sich zwei Offiziere, von denen der eine ein geborener Engländer und der andere ein Ungar war, welche sich bereit erklärten, das Wagestück zu unternehmen, den Kaiser aufzusuchen und ihn zur Flucht zu bewegen. Sir George M. und Graf S. erreichten, von Tegetthof reichlich mit Geldmitteln versehen, Queretaro an dem Tage, an welchem die Bestätigung des kriegsrechtlichen Urtheiles eintraf. Diese Bestätigung verfügte, daß das Urtheil vollstreckt werden sollte an dem „Usurpator", den Generalen Miramon und Mejia, und daß wir anderen Europäer gegen unser Ehrenwort, nicht wieder gegen die mexikanische Republik zu kämpfen, in Freiheit gesetzt werden, jedoch vorher der Erschießung der Verurtheilten beiwohnen sollten.

In der Nacht vom 18. zum 19. Juni (1867) schien

die Wachsamkeit bei dem Kloster, in welchem wir gefangen gehalten wurden, bedeutend verringert worden zu sein, was sich Keiner von uns erklären konnte, da die Exekution am 19. Juni in aller Frühe stattfinden sollte. Man hatte uns andere Gefangene auf freien Fuß gesetzt und den Wachen sogar Befehl gegeben, uns freien Zutritt zu den Verurtheilten zu gestatten, um den letzten Abschied zu nehmen. Doch wenn auch die Wachen um das Gefängniß herum verringert waren, so wäre ein Entrinnen der Verurtheilten doch sehr schwierig gewesen, indem die Thore der Festung desto schärfer bewacht wurden.

Es war bereits spät in der Nacht, als ich, um vom Kaiser persönlich Abschied zu nehmen, den Raum betrat, in welchem die drei Verurtheilten untergebracht waren. Es war dies eine Art von Reitschule, die von einem Korridor umgeben war. Außerhalb des Korridors hielten sich die Gefängnißbeamten und Offiziere auf, während drei Thüren in's Innere der Reitschule führten. Man hatte die Aufmerksamkeit gehabt, dem Kaiser ein eigenes Zimmer zu geben, dessen Thüre durch eine Portière verhängt war. Der mich geleitende Offizier zeigte mir diese Portière und zog sich dann zurück.

In dem Augenblick, als ich die Portière zurückschlagen wollte, glaubte ich hinter derselben ein unterdrücktes Schluchzen zu hören. Ich blieb stehen und wurde Ohrenzeuge folgenden erschütternden Abschiedes.

Eine sonore Mannesstimme sagte in deutscher Sprache:

„Ich beschwöre Eure Majestät, meinen Vorschlag anzunehmen und zu fliehen. Alles ist vorbereitet. Die

Wachen sind erkauft; der wachthabende Offizier an der Puerta del Sol wird Sie auf das gegebene Losungswort ‚Padilla' hinauslassen. Einmal außerhalb der Festung, finden Sie in der Hacienda des Sennor Tiburcio Aurellanos die ersten Pferde. Sennor Tiburcio wird Ihnen einen zuverlässigen Vaquero mitgeben, und da die Relais bis Tampico reichen, so können Sie morgen Abend an Bord der ‚Novara' sein."

„Mein lieber George," erwiederte Maximilian tief bewegt, „ich erkenne die Größe Deines Opfers an, wenn ich dasselbe auch nicht annehmen kann. Ich kann und darf nicht fliehen."

„Aber, Majestät," entgegnete Sir George M., „Sie werden morgen erschossen. Sobald Sie bei Admiral Tegetthof auf der ‚Novara' sind, könnte die gesammte nordamerikanische und mexikanische Flotte kommen, der Admiral würde Sie nie herausgeben. Fliehen Sie, Majestät, retten Sie Ihr kostbares Leben und lassen Sie mich an Ihrer Stelle zurück."

„Nein, Du treue, redliche Seele, ich nehme Deinen Vorschlag nicht an," entgegnete der Kaiser nach einer längeren Pause. „Geht Ihr nur ruhig wieder an Bord der ‚Novara' und sagt meinem Admiral, er solle nach dem schönen Oesterreich zurückkehren und mir mein liebes Miramar an der blauen Adria grüßen. Ein Sohn des Hauses Habsburg flieht nicht wie ein Dieb in der Nacht. Und jetzt, meine einzigen Getreuen, erhebt Euch, faßt Euch, damit ich den letzten Rest der mir so nothwendigen Fassung nicht selbst verliere. Nicht so, Graf S.! Kommt an mein

Herz und empfanget den Segen eines Sterbenden! Lebt wohl, lebt wohl!“

Einige Sekunden später wurde die Portière zurückgeschlagen und zwei schöne Männer mit gerötheten Augen, welche die Thränen kaum zurückhalten konnten, erschienen auf der Schwelle. Der Eine dieser Männer — es war eben Sir George M., wie ich später erfuhr — besaß eine derartige Aehnlichkeit mit dem Kaiser, daß ich, wenn ich nicht den vorstehenden Dialog gehört hätte, darauf hätte schwören mögen, daß es Kaiser Maximilian selbst gewesen wäre.

Als ich in das Zimmer trat, fand ich Seine Majestät in einem Lehnstuhle sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, und ich mußte meine Anwesenheit erst durch mehrfaches Räuspern kund thun, bevor er den Kopf erhob. Jetzt sah ich, daß auch er geweint hatte, aber er überwand sich und sagte zu mir mit ruhiger Stimme:

„Ich habe mit großer Freude vernommen, daß Benito Juarez Dich mit den übrigen europäischen Gefangenen begnadigt hat. Laß Dir rathen, lieber Fondeur, wende diesem ungastlichen Lande den Rücken, sobald Du kannst.“

„Das ist meine Absicht, und ich kam hieher, um von Eurer kaiserlichen Majestät Abschied zu nehmen.“

„Ach, Du glaubst gar nicht, wie wehe es thut, wenn man sich von erprobten Freunden trennen muß, wenn man weit vom Vaterlande, von seinen Lieben entfernt, sterben soll!“

Nachdem der Kaiser diese Worte in traurigem Tone gesprochen hatte, kniete ich an der Seite des Lehnsessels

nieder und ergriff seine herabhängende Hand, die ich ehrfurchtsvoll an die Lippen drückte. Er sah mich noch einmal an und sagte dann:

„Nun, so lebe denn auch Du wohl, Du treuer Gefährte!"

Die Bewegung drohte mich zu ersticken, und ich weiß noch jetzt nicht, wie ich aus dem Kloster herausgekommen bin. Nach wenigen Stunden, als der Tag zu grauen begann, fand ich mich in einem Garten außerhalb des Klosters wieder. Dumpfer Trommelwirbel rief mich zu mir selbst zurück. Ich eilte in das Gebäude, wo ich meine übrigen Genossen antraf.

Was im ersten Morgengrauen des 19. Juni 1867 in Queretaro geschah, hat Klio mit ehernem Griffel in die Blätter der Weltgeschichte eingeschrieben.

Früh um sechs Uhr traten Maximilian, Miramon und Mejia aus dem Kloster de las Capuchinas, bestiegen Jeder einen besonderen Wagen mit einem Geistlichen zur Seite, und wurden nach dem Platze de las Campanas gebracht, wo das Exekutionskommando bereits aufgestellt war. Maximilian war körperlich leidend, bewahrte aber dessenungeachtet eine heldenmüthige Ruhe. Er hatte sich die Gunst ausgebeten, daß man nicht nach seinem Gesichte schieße, damit sein Leichnam möglichst wenig entstellt seiner Familie ausgeliefert werde, sowie auch, daß er jedem zu seiner Hinrichtung kommandirten Soldaten ein Geschenk (20 Piaster) machen dürfe.

Maximilian sprach vor der Exekution einige Worte, um die Beschuldigung des Ehrgeizes zurückzuweisen, ebenso Miramon, der sich dagegen verwahrte, das Vaterland ver-

rathen zu haben. Mejia, der sonst so unerschrocken war, fühlte sich durch den vorherigen Anblick seiner Gemahlin mit seinem jüngsten Kinde auf dem Arme zu tief erschüttert, um reden zu können.

In der Stadt herrschte tiefe Stille, die Straßen waren wie ausgestorben und die Fenster verhangen.

Da dröhnte die verhängnißvolle Salve durch die friedliche Ruhe des Morgens. Die beiden Generale blieben auf der Stelle todt, der Kaiser richtete sich noch einen Moment lang auf und wurde erst durch einen auf ihn aus nächster Nähe abgegebenen Schuß vollends getödtet.

Bald nach dieser tragischen Katastrophe ging auch die Hauptstadt Mexiko am 21. Juni an die Republikaner über, nachdem sie sich längere Zeit heldenmüthig vertheidigt hatte. Die Nachricht von dem Tode Maximilian's war zuerst hier nicht geglaubt worden, hatte dann aber, als sie sich bestätigte, einen tiefen und schmerzlichen Eindruck gemacht. Die dort befindlichen fremden Truppen erhielten freien Abzug.

Am 15. Juli hielt Juarez mit den Ministern seinen Einzug in die Hauptstadt."

* * *

Die sterblichen Ueberreste des unglücklichen Kaisers wurden nach der Heimath übergeführt und harren ihrer Auferstehung in der Kapuzinergruft zu Wien, in der sie am 18. Januar 1868 feierlich beigesetzt worden, diejenigen seines treuen Gefährten deckt ein schlichter Grabhügel auf dem Friedhofe von Görz, dem „österreichischen Nizza".

Schlitten und Schlittschuhe.

Von

Gottfried Pfeuffer.

(Nachdruck verboten.)

Der kryſtallene atmoſphäriſche Niederſchlag, welcher eine weiße Decke über die Erde ausbreitet und Bäume und Sträucher wie mit einem Zuckerguß überzieht, wird ſtets von der Jugend mit lautem Jubel begrüßt. Es gibt aber auch nicht wenig Erwachſene, welche ſich der Annehmlichkeiten des Winters freuen. An den Schneefall, wenn auch nicht an den erſten raſch vorübergehenden, knüpfen ſich vor Allem die Freuden der Schlittenfahrt.

Schlitten gelten bei uns durchaus nicht für abſolut unentbehrlich, dagegen gibt es Länder, wo ſie faſt das einzige Mittel der Fortbewegung ſind; in den nördlichen Regionen Norwegens, Schwedens und Rußlands z. B. iſt der Schlitten während des größten Theiles des Jahres das einzige Fahrzeug, deſſen man ſich bedienen kann. Ja es gibt ſogar im Norden Gegenden, wo man gar nicht anders reiſen kann, als im Winter. Im Sommer findet man dort nichts als zerklüftete Felſen, von Bergſtrömen durchwühlte Thäler ohne Weg und Steg; im Winter jedoch iſt alles Felſengeklüft unter einer dichten Schneelage verſchwunden, die Flüſſe ſind zugefroren, und iſt die Schlittenfahrt erſt ein-

mal ordentlich in Gang gebracht, dann geht es ohne Aufenthalt über die Unebenheiten des Bodens dahin, über die Seen und durch die Felsenpässe, die noch vor wenigen Monaten dem Wanderer unüberwindliche Hemmnisse entgegengesetzt haben würden.

Der Schlitten ist eigentlich nichts, als ein auf eine Schleife gesetzter Wagen. In manchen Städten Hollands, Schwedens und Norwegens lassen die wohlhabenden Einwohner beim Herannahen des Winters den Kasten ihres Coupé's oder ihrer Kalesche ganz einfach auf ein Schlittengestell setzen, das aus zwei polirten Eisenstangen besteht, die vorn zusammenlaufen und nach Art eines chinesischen Schuhes umgebogen sind. In Sibirien und Lappland wird das eiserne Schlittengestell jeden Abend umgekehrt und sorgfältig mit Wasser begossen, letzteres gefriert alsbald und bildet auf den Eisen eine Eiskruste, welche durch ihre Glätte beim Fahren die Reibung vermindert, besonders wenn der Schnee dicht ist. Diese Schlitten, in Sibirien „Nartas" genannt, werden in der Regel von Hunden gezogen, die eigens zu diesem Zwecke dressirt worden sind. Die Grönländer bespannen gleichfalls ihre Schlitten mit Hunden (in der Regel vier bis zehn), machen sich in diesen Equipagen Besuche und bieten sich gegenseitig die Beute ihrer Jagdparthie oder ihres Fischzuges an. Die Samojeden und Lappen verwenden statt der Hunde zum Ziehen Renthiere, die Norweger, Schweden und Russen Pferde. Der Schlitten der Lappen, „Pulk" oder „Bulke" genannt, ist der armseligste von allen. Er ist eine Art geschlossener Wiege von Leder, in welche der Reisende buchstäblich wie ein Wickelkind ein-

geſchnürt wird; iſt dies geſchehen, ſo gibt man ihm einen elenden Zügel in die Hand, und die Fahrt kann beginnen. Die Lappen haben noch eine andere Gattung von Schlitten, die ſie „Raid-achian“ nennen, eine Art großen offenen Bootes, deſſen ſie ſich zum Transporte von Waaren und Lebensmitteln bedienen. Die ruſſiſche „Troika“ dagegen iſt der eleganteſte Schlitten, den man ſich denken kann. Sie beſteht bei den Vornehmen und Reichen aus einem Kaſten von Acajouholz, der im Inneren mit dem feinſten Maroquin ausgeſchlagen iſt und auf einem überaus zierlichen Geſtelle ruht. Die Troika iſt mit drei Pferden beſpannt, die von dem „Iſtwoſchtſchik“ (Kutſcher) durch vier Zügel gelenkt werden; von den drei Pferden geht das mittlere in der Scheere, die beiden anderen ſind mit ihm nur durch einen lockeren Riemen verbunden und durch Nebenſtränge an den Schlitten geſpannt.

Das Schlittenfahren iſt eine uralte winterliche Lieblingsbeluſtigung der germaniſchen Völker. Vornehmlich vom Ausgange des 15. bis Ende des 16. Jahrhunderts bildeten die Schlittenparthien eine geſellige Freude der Wohlhabenden in den Städten. So erzählt Aloyſius v. Orelli in einem Briefe über das Leben in Zürich um das Jahr 1555:

„Im Winter iſt es eine faſt allgemeine Beluſtigung erwachſener Junggeſellen und junger Ehemänner und Frauen, zu Nacht an gähen (abſchüſſigen) Gaſſen auf kleinen Schlitten zu fahren, welche, mit Schellen und vielen eiſernen Ringen behängt, ein lautes Getöſe machen, das durch Lachen und Jauchzen oft bis zum tobenden

Lärm steigt, sonst bis Mitternacht dauerte, nun aber der Ruhe der Alten wegen bis um 9 Uhr eingeschränkt ist."

Bis in die neueste Zeit hat die deutsche Geselligkeit einen großen Reiz in den Schlittenparthien gefunden. Mancher liebende Jüngling hat, wenn er bei solchen winterlichen Fahrten mit seiner Schönen im Schlitten dahinfuhr, kühn von dem althergebrachten „Schlittenrechte" Gebrauch gemacht, auf Grund dessen der Herr der mit ihm im Schlitten fahrenden Dame, deren Cavalier er ist, nach Beendigung der Fahrt einen Kuß geben darf. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Schlittenparthien an traulich geselligem Reize nicht ihresgleichen haben. Jeder, der jemals eine solche Fahrt unternommen, wird dieser Winterlust freudig gedenken, von der Gustav Schwab singt:

„Unter munt'rer Glöcklein Schallen
Raschelt's wie ein Elfenzug;
Freudig drein die Peitschen knallen;
Alles schwindet hin im Flug:
Rosse, Reiter, in der Mitten
Muthig die besonnten Schlitten,
Die, in Sammt und Pelz gehüllt,
Niedlich Feenvolk erfüllt."

Der in der Umgangssprache der Studenten gebräuchliche Ausdruck „Besen" für junge Damen, der auch in außerakademischen Kreisen nicht unbekannt ist, verdankt den Schlittfahrten seine Entstehung. Früher waren in Erlangen gemeinschaftliche Schlittenparthien der Studenten gebräuchlich. Jeder Student lud seine „Flamme" zur Theilnahme ein, welche dann auch, geschmückt mit den Farben der

Verbindung ihres Galans, an deſſen Seite Platz nahm. Eine Verbindung hatte es einmal durch irgend ein Ballvorkommniß mit den Schönen der Univerſitätsſtadt verdorben, welche aus jungfräulicher Bosheit deßhalb auch der Einladung zur Schlittenfahrt keine Folge gaben. Um Revanche an den momentan Erzürnten zu nehmen, legte ſich jeder der Fahrenden einen ſtattlichen Beſen von Birkenreiſig zur Seite, und dahin flog der heitere Zug, von der Einwohnerſchaft mit ſchallendem Gelächter empfangen. Seit jener Zeit heißt im Studentenmunde ein junges Frauenzimmer ein „Beſen“.

Das Schlittſchuhlaufen, das bei uns nur zum Vergnügen und nebenbei als vorzügliche Turnübung und geſundheitsfördernde Bewegung getrieben wird, hat in nordiſchen Ländern eine wirthſchaftliche Bedeutung von nicht geringem Belange, denn es bildet dort ein mehr oder minder wichtiges Verkehrsmittel. Schon in den Niederlanden, die bekanntlich von Hunderten von Kanälen und Flußläufen durchſchnitten ſind, iſt dies der Fall. Man unternimmt dort auf dem Eiſe förmliche Reiſen, und es iſt das Schlittſchuhlaufen viel volksthümlicher und beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte verbreiteter, als in Deutſchland. Weit wichtiger aber iſt es im höheren Norden, in Schweden, Norwegen, Finnland u. ſ. w., welche Länder ebenfalls ungemein reich an Gewäſſern, beſonders an Seeflächen ſind. Dort iſt nicht nur der Winter überhaupt von längerer Dauer, ſondern es gibt auch verhältnißmäßig wenig Verkehrsmittel, und zwar in abnehmendem Maße, je weiter man nach Norden gelangt. Da kommen den Leuten die Schlittſchuhe

im Winter oft kaum von den Füßen. Eine Schöpfung ganz eigener Art ist der norwegische Schlittschuhsoldat (Skirlöber), dessen Bewaffnung aus einer leichten Büchse und einem sieben Fuß langen eisenbeschlagenen Stocke besteht.

Natürlich spielt außerdem auch der vom Renthier und von Hunden gezogene Schlitten eine große Rolle, wie schon früher geschildert. Sehr charakteristisch für den hohen Werth, den man dem Schlittschuhlaufen dort schon in uralter Zeit zuschrieb, ist der Umstand, daß es in der nordischen Mythologie einen Gott des Schlittschuhlaufens gab: dies war Ullr. Zugleich ist er auch als Gott des Winters der Erfinder der Schlittschuhe, die er aus den härtesten Röhrenknochen der Renthiere herstellte. Er ist in Thierfelle gehüllt und trägt Pfeil und Bogen; mit der Gewandtheit des Fisches in der krystallenen Fluth bewegt er sich über Eisfelder und Gletscher dahin.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Schlittschuhe, ebenso wie die Schlittenbeschläge (Schlittenläufe) ursprünglich in der That aus Knochen hergestellt wurden. In ländlichen Bezirken der Provinz Brandenburg, so speziell im Jüterbogker Kreise, sowie auch im Salzkammergut, sind noch bis in die jüngste Zeit sowohl knöcherne Schlittenläufe, als auch eben solche Schlittschuhe in Gebrauch gewesen. Ausgrabungen haben vielfach dergleichen Knochen zu Tage gefördert: in Skandinavien, auf der Insel Island, in Friesland, auf den seeländischen Inseln, in Pommern, in der Mark, in Mähren, ja selbst in den Schweizer Seen (Pfahlbauten). Auf Island waren knöcherne Schlittschuhe noch vor 60 bis 70 Jahren in Gebrauch, in Holland sind sie jedoch

ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert verſchwunden. In den Muſeen von Kopenhagen und Leyden findet man Kollektionen von ſolchen Knochen. Auch die ältere Literatur enthält Anklänge an dieſes Geräthe.

So rühmt ſich in Snorri Sturluſon's Sage von den Königen Sigurd, Eyſtein und Olaf der König Eyſtein gegen Sigurd, daß, wenn er auch in den Waffen weniger geübt ſei, als dieſer, er ihn dafür in dem geſchickteren Gebrauche der Isleggiar (Eisknochen, Knochenſchlittſchuhe) übertreffe. Ebenſo finden ſich in mittelhochdeutſchen Dichtungen Notizen über knöcherne Schlittſchuhe.

Der Gebrauch der Knochenſchlittſchuhe läßt ſich in England noch im 16. Jahrhundert nachweiſen. In einem 1598 von John Stow herausgegebenen Werke, welches „Survey of London" betitelt iſt, wird beſchrieben, wie die guten Londoner ſich auf der zugefrorenen Wieſe von Moorfield tummelten, und da heißt es denn, daß ſolche, die mit dem Eiſe recht vertraut ſind, ſich an den Schuhen Knochen von Thieren befeſtigen und mit Eiſen beſchlagene Stöcke zur Stütze in der Hand halten. Stow fährt dann fort, folgende Art des Eisſports zu ſchildern, die heute in unſerer civiliſirten Zeit wohl kaum auf Nachahmung rechnen dürfte:

„Dieſe Leute bewegen ſich mit der Geſchwindigkeit des Vogels, der in der Luft fliegt, oder eines Pfeiles, der von einer Kriegsmaſchine abgeſchoſſen wird. Zuweilen ſtellen ſich zwei Leute auf eine beſtimmte Entfernung einander gegenüber und rennen mit eingelegten Stöcken Einer gegen den Anderen los, als gälte es Lanzen zu brechen; dadurch

fällt denn Einer oder gar Beide zu Boden, wobei freilich ihr Körper nicht von Stößen verschont bleibt; durch die heftige Bewegung gleiten sie auch nach ihrem Falle auf dem Eise noch ein Stück weiter. Fällt dabei Einer auf seinen Arm oder Fuß, so ist dieser zwar in der Regel gebrochen, aber junge Leute, die nach Ehre dürsten und Ruhm verlangen, üben sich so in nachgeahmtem Gefechte, damit sie um so tapferer den Anprall aushalten können, wenn es zum Ernste kommen sollte."

In Deutschland kam das Schlittschuhlaufen allgemein erst im vorigen Jahrhundert, und zwar wesentlich durch Klopstock's Anregung auf; der Sänger des „Messias" widmete diesem Wintervergnügen sogar eine Ode, welche also beginnt:

„Begraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Namen zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte Dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Und sollte Der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, muthig im Lauf, niemals gab,
Welche der Reih'n selber nicht hat?"

In England wurden seit 1842 künstliche Eisbahnen (Glaciarien) für die Sommerszeit hergestellt. Dieselben hatten jedoch keinen Bestand, theils wegen ihrer Kostspielig-

keit, theils wegen ihrer Ueberflügelung durch die Skating-Rinks. Neuerdings nach Verbesserung und Vergrößerung der Eismaschinen ist man jedoch wieder darauf zurückgekommen; so war auf der Frankfurter Patent- und Musterschutz-Ausstellung im Sommer 1881 eine künstliche Eisbahn zu finden, die sich gut bewährte.

Noch sei erwähnt das sogenannte Schlittschuhsegeln, das man mittelst schildartiger Vorrichtungen besonders in Nordamerika kultivirt.

In neuerer Zeit sind die sogenannten Rollschlittschuhe in den „Skating-Rinks" vielfach zur Anwendung gekommen. Wer ihr Erfinder war, das geht aus der Schrift „Karl v. Raumer's Leben, von ihm selbst erzählt," klar hervor; auf Seite 4 heißt es hier:

„Ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer bedauerte ich (im Jahre 1793) sehr, daß die Freude mit eintretendem Frühling ein Ende haben sollte. Ich sann auf Landschlittschuhe, ließ mir heimlich Schlittschuhhölzer machen, unter deren jedem ich drei hölzerne Räder anbrachte. Nur ein alter Schmied wußte um mein Geheimniß; er befestigte jedes Rad mit einer großen, durch die Mitte des Rades gehenden Krampe an das Holz. Als die trefflichen Kunstwerke fertig waren, lief ich nach Hause. Auf einer unbewohnten Dachstube schnallte ich sie an, um auf den Dielen den ersten Versuch zu machen. Allein die Räder waren so unsinnig angebracht, daß keines sich regen und rühren konnte. Ich war in Verzweiflung über die verunglückte Erfindung, als, um mein Unglück voll zu machen, der älteste Bruder (Friedrich v. Raumer) plötzlich in die

Stube kam, wo ich in meinen festangeschnürten Landschlittschuhen ganz unbeholfen dastand; an ein rasches Abschnallen war nicht zu denken, desto rascher war der Bruder, der mich ohnehin gern neckte, das ganze Haus zusammen zu rufen, um mit ihm mein ausgezeichnetes mechanisches Talent zu bewundern. Es war zum Erbarmen, wie ich ausgelacht wurde. Der Vater hob die Dinger zum Andenken auf, meine jüngere Schwester packte sie im Jahre 1811 unter die Effekten, welche mir bei meiner Anstellung in Breslau nachgesendet wurden. Die Mauthbeamten wunderten sich nicht wenig über Instrumente, die in keinem Tarif aufgeführt waren, und ich mußte mich noch einmal in meinem achtundzwanzigsten Jahre auslachen lassen."

Es hat dann freilich noch längere Zeit gedauert, bis diese Rollschuhe entsprechend verbessert wurden, um fortan in den Skating-Rings, welche gegenwärtig in fast allen größeren Städten eingeführt sind, eifrige Benutzung zu finden.

Für das hier zum Schluß ebenfalls zu erwähnende Wintervergnügen der Kinder, welches man in Süddeutschland „Schleifen" oder „Rutschen" nennt, gibt es in den verschiedenen Gegenden Deutschlands eine sehr große Anzahl von Bezeichnungen. In der Gegend von Erfurt und Sömmerda „glännert" die liebe Jugend, während sie in Halle und Umgegend „glandert". Gleiches bezeichnet man in der Nähe von Bremen und im Holsteinischen mit „glitschen", in Neuhaldensleben mit „glissen", bei Schwerin in Mecklenburg mit „glätschen". Diese Bezeichnungen sind augenscheinlich der Natur des Dahingleitens über die glatte

glänzende Eisfläche nachgeahmt, und man kann sie also in gewissem Sinne Naturlaute nennen. Die nachfolgenden sind es nicht minder, nur ahmen sie mehr das beim Dahingleiten entstehende Geräusch nach. In der Gegend von Hannover, Kassel, Nordhausen, Mühlhausen i. Th., Osterode a. H. gehört zu den Winterfreuden der Jugend das „Schurren", in dem Landstriche, der durch die Städte Saugerhausen, Merseburg, Hettstedt, Aschersleben, Quedlinburg, Halberstadt, Althaldensleben und Klötze bezeichnet wird, das „Schlickern", und in Magdeburg, Schönebeck, Calbe a. d. S., Löbejün, Berlin, Potsdam das „Schlittern". In Zeitz und Weißenfels und östlich davon der Elbe zu, bei Domitz, Torgau und Liebenwerda muß Seitens der Polizeiverwaltungen eventuell das sogenannte „Schusseln" auf den Bürgersteigen untersagt werden, während man in der Dresdener Gegend und südlich davon Gefahr läuft, infolge der Nichtachtung solcher Verbote von Seiten der in diesem Falle besonders gewissenlosen Jugend durch Ausgleiten auf den „Tschinnern" oder „Tschindern" den Boden unter sich zu verlieren. In der Köthener Gegend gehen die Kinder „schlissern", in Querfurt „schullern", bei Eckartsberge „schorlen", bei Heiligenstadt „zischen", bei Jüterbogk und Wittenberg „schluttern", und in und bei Freiburg a. d. U. „schollern" und „schorren". Trotzdem bei diesen Belustigungen bekanntlich die Nase und noch mehr ein anderer gewisser Körpertheil zeitweilig in recht unliebsame Berührung mit der harten Eisdecke kommt, so zeigen die Kinder doch dabei eine Unverdrossenheit und Ausdauer, die man bei einer besseren Sache nicht selten von ihnen

vermißt. Es wird ungeachtet ſolcher Zwiſchenfälle in Gotha munter weiter „geſchubert“, in der Saganer Gegend (Schleſien) wird fort „geſchunſchert“, bei Mülhauſen i. E. wird weiter „geſchlifft“ und bei Mühlhauſen i. Oſtpr. wird fort „geſchurgelt“. In Schmiedefeld nennt man es „zuſchen“, in Heinrichs (Thüringer Wald) „ſchoſchen“, in der Oberpfalz „rantſcheln“. Das Suhler Kind hat von allen Benennungen gewiß die klangvollſte und dabei nicht minder treffende, wenn es freudeſtrahlend ruft: Ich gehe „ſchumeien“.

Daß dies köſtliche Wintervergnügen ebenfalls ſchon ſeit den allerälteſten Zeiten im Schwange iſt, dürfte wohl nicht zu bezweifeln ſein. Es wird auch fernerhin allezeit den beliebteſten „Sport“ der Kinderwelt zur Winterszeit bilden, der überall ohne weitere Umſtände ausgeübt werden kann, während Schlittenfahrt und Schlittſchuhlaufen eben doch ſchon beſondere Requiſiten erfordern.

Der Kreislauf des Lebens am Himmel.

Aſtronomiſche Skizze.

Von

P. Richter.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt ein allgemeines Grundgeſetz, welches der Schöpfer in die Harmonie des Weltganzen gelegt, nach dem ſich die Natur in ewigem Schaffen ſtets wiedergebiert. Wenn der Fels in's Meer ſinkt, weil ihn die Fluth zernagte und in Staub zerſpülte, ſo dient er nur als Bauſtein zu neuen Kontinenten, die ſich aus dem Fluthengrab erheben; wenn der Winter ein üppiges Leben vernichtet, ſo zaubert der Frühling aus ſeinem todten Reiche ein neues in fröhlichen Farben hervor, und auch das Menſchenherz bricht ja ſterbend mit der Hoffnung der Auferſtehung. So fließt aus dem Tode eine ewige Quelle des Lebens.

Dieſes große Geſetz, welches die Forſchung den Kreislauf des Lebens nennt und nach welchem es im Tode keine vollkommene Vernichtung, ſondern nur eine Vorſtufe der ewigen Wiedergeburt im unendlichen Leben der Schöpfung gibt, gilt, wie im Kleinen auf der Erde, auch im Großen am Himmel, unter den Milliarden der Geſtirne, die den unendlichen Weltraum erfüllen.

„Aber woher wissen das denn die Forscher?“ wird der freundliche Leser fragen, „sahen sie denn schon Gestirne vergehen und andere neu entstehen?“

Wir antworten: Der Schöpfer hat uns mit zweierlei Augen versehen, mit den leiblichen, die kaum so weit reichen, als es irdische Raumverhältnisse gestatten, und den geistigen, die „auf Flügeln des Gedankens“ in unendliche Räume wandern und in unendlich weit entlegene Zeiten zurück- und vorausblicken, ja, ahnend die Räthsel der Ewigkeit durchdringen.

Mit den Ersteren vermögen wir freilich nicht ein Werden und Vergehen der Sterne zu erschauen, macht doch ein Menschenalter kaum so viel wie eine Sekunde in dem Leben jener aus, aber mit den Letzteren ist es der Wissenschaft gelungen, einen Blick in die mächtigen Prozesse des Entstehens und Vergehens im Leben der Gestirne zu richten.

Und was hat sie dabei gesehen? Ein chaotisch wunderbares Gemälde, in dem mächtige Riesenwolken miteinander kämpften, in dem Flammen zuckten und Feuermeere wogten, bis allmählig das Licht erlosch und in der Nacht des Todes neue Riesenwerke sich vorbereiteten.

Doch denken wir uns weit rückwärts versetzt, in Zeiten, in welchen noch kein sterbliches Wesen gelebt hat, und lassen wir die Jahrtausende im Fluge an uns vorüberziehen, so wandeln gewaltige Bilder an unserem geistigen Auge vorüber.

Noch erhellt kein Lichtstrahl die Nacht des unendlichen Raumes, in dem wir noch keine Spur von einem Werden gewahren. Aber der Baustoff ist schon da. Freilich könn-

ten wir denſelben auch bei der größten Helligkeit mit unſerem leiblichen Auge nicht ſehen, denn derſelbe iſt ein farbloſes, äußerſt feines, luftiges Gas. Und doch laſſen ſich die bei uns vorkommenden Gaſe kaum mit ihm vergleichen, denn das feinſte, leichteſte Gas, das wir kennen, der Waſſerſtoff, der doch ſchon fünfzehnmal feiner als die atmoſphäriſche Luft iſt, erſcheint äußerſt grob gegen dieſe feine Materie; iſt doch bei ihm ein Loth Maſſe auf fünf Kubikfuß vertheilt, während dieſe „Weltmaterie", — ſo wollen wir dieſen räthſelhaften Stoff nennen — ſo fein und leicht iſt, daß eine Million Kubikmeilen davon noch nicht ein Loth wiegen. Dieſer Stoff alſo ſpottet vollſtändig unſerer ſinnlichen Vorſtellung, doch das geiſtige Auge des Forſchers hat ihn wahrgenommen und hat zugleich entdeckt, daß er gleichſam eine einzige, den ganzen Weltraum erfüllende Wolke bildet, die für's Erſte noch in träger Ruhe verharrt.

Da ſchwingt der Geiſt der Schöpfung ſeinen Zauberſtab, und wie mit unſichtbarer Gewalt theilt ſich der Impuls des Lebens der todten Materie mit — ſie bewegt ſich. Jedes Theilchen dieſer Materie beginnt ſich im Wirbel um ſich ſelbſt zu drehen. Dabei bewegt es ſich auch von der Stelle und tanzt zugleich um andere ſolche Theilchen, deren mehrere wieder zuſammen um noch andere tanzen u. ſ. f. Kurz, die ganze todte Maſſe beginnt ſich durcheinander zu bewegen, wobei kleinere Wirbel immer um größere herumkreiſen u. ſ. w., ja, auch die ganze „Weltallswolke", ſo wollen wir dieſes räthſelhafte Gebilde nennen, fängt an, um ſich ſelbſt zu wirbeln, als ob ſie von unſichtbarer Gewalt bewegt würde.

Während wir nun verwirrt in das endlose Chaos kreisender Wirbel hineinblicken, nehmen wir zugleich etwas Neues wahr — Wärme, die jetzt im steigenden Maße entsteht, und es läßt sich auch recht gut erklären, wie das zugeht. Die Wirbel nehmen nämlich eine immer heftigere Bewegung an, und durch Bewegung entsteht Wärme. Hier aber wirkt noch etwas Anderes mit. In den Wirbeln rücken sich die einzelnen Theilchen immer näher, die wirbelnden Massen verdichten sich, und daraus entsteht ebenso Wärme, wie im Eisen, wenn der Schmied es hämmert, d. h. zusammendrückt, verdichtet.

Während sich nun so die einzelnen Wirbel fortschreitend verdichten, gewahren wir wieder etwas Neues, es entstehen Zwischenräume zwischen den wirbelnden Massen, die Weltallswolke beginnt zu zerreißen und sich in lauter einzelne große und kleine wirbelnde Wolken aufzulösen — wir erblicken den ersten Grundplan zu dem späteren Weltall, denn aus all' den wirbelnden Wolkenmassen sollen später einmal Welten werden. Jedoch es ist noch nichts Abgeschlossenes, es entsteht ein chaotisches Ringen unter den umhertanzenden Wirbelwolken, ein „Kampf um's Dasein" im vollsten Sinne des Wortes. Hier und da sehen wir rundliche Wolken sich verzerren, sie werden nach und nach zu langgestreckten keilförmigen Massen und werden schließlich von den nächsten Wolken völlig angezogen. Andere senden strahlenförmige Schweife nach allen Richtungen, die bald losreißen und mit den Nachbarwolken zusammenfließen. So entsteht ein eigenthümlicher Formenkampf, der den Anblick des Ganzen stetig verwandelt. Doch

während die Zwischenräume zwischen den einzelnen Wolken immer größer werden, beginnen sich bleibende Formen zu gestalten. Dabei gewahren wir, wie in dem Kampfe all' die kleinen wirbelnden Wölkchen von den größeren verschlungen worden sind und diese eine ungeheure Ausdehnung angenommen haben. So läßt sich annehmen, daß die Wolke, aus welcher dereinst unser Sonnensystem entstanden, Billionen Meilen Durchmesser hatte.

Diese Riesenwolken werden jetzt zusehends kleiner, ihre Massen rücken immer dichter zusammen, dabei wird ihre Wirbelbewegung immer rascher und die Wärme in ihnen ist in fortwährendem Steigen begriffen.

Da fällt der erste matte Lichtstrahl durch die Nacht des unendlichen Raumes. Er geht von dem Kerne einer mächtigen Wolke aus, wo sich die Massen der Weltmaterie bereits so sehr verdichtet haben, daß sie infolge der entstandenen Hitze zu glühen beginnen und ein schwaches Licht aussenden, das aber fortwährend an Helligkeit zunimmt und sich über die anderen Massen nach außen verbreitet.

Da, wiederum ein Aufflammen, es geht von dem Mittelpunkt einer zweiten Wolke aus; hier und dort wieder — kurz rings umher, an allen Ecken und Enden beginnen geheimnißvolle Lichter aufzuflammen, beginnt es von tausend Punkten zu leuchten. Ueberall geht das Licht von den dichteren Kernen der Gaswolken aus und verbreitet seinen glühenden Schein durch deren luftige Massen nach außen, wo es, immer matter werdend, in der Nacht des Weltraumes erlischt.

Jetzt aber zeigen sich auch die Formen dieser „Welt-

embryonen" deutlicher. Obgleich die großen wie die kleinen im Allgemeinen eine Grundform zeigen, und als mächtige, von einem matten Lichtſchein durchfloſſene, ſtark abgeplattete Nebelkugeln erſcheinen, ſo variiren ſie dennoch bedeutend in ihrer Geſtalt. Da ſehen wir Gaskugeln, die einen gleichmäßig zunehmenden Lichtſchein bis zum prächtig ſtrahlenden Kerne aufweiſen, andere, durch deren matt leuchtende Nebelmaſſen ſich räthſelhafte Lichtſtreifen ſpiralförmig bis zum hellglänzenden Mittelpunkte aufrollen, und noch andere, die um ihren Strahlenkern eigenthümlich leuchtende Streifen ringförmig vertheilt haben.

Dann gewahren wir, wie ſich ihre ungeheuren Maſſen immer mehr zuſammenziehen, wie ihre Wirbelbewegungen immer ſchneller und ihr prächtiges Licht immer intenſiver wird. Immer mehr verdichten ſich die Gaswolken zu abgeplatteten Kugeln, deren Kerne nun in einen feurigflüſſigen Zuſtand übergehen, und glühende Dämpfe ſtrömen nach allen Seiten von denſelben aus.

Da zeigt ſich eine neue feſſelnde Erſcheinung. Leuchtende Streifen, welche ſammt der glühend-gaſigen Hülle um den Flammenkern rotirten, beginnen ſich hie und da von den Gasbällen loszulöſen und drehen ſich nunmehr freiſchwebend als leuchtende Ringnebel um den ungeheuren Leib der Gaskugeln. Die verkleinerten Maſſen der Kugeln ziehen ſich nun raſcher zuſammen, wodurch ihre Drehung immer rapider wird, was zur Folge hat, daß ſich die Kugelmaſſen wiederum mehr abplatten, bis ſich um den Aequator herum abermals leuchtende Ringe losreißen, die gleich den vorigen als geſonderte Ringnebel den nun aber-

mals verkleinerten Kugelkörper umkreisen. Immer mehr solcher Nebelringe sehen wir sich von den Gasbällen los-lösen, die immer kleiner, aber auch immer dichter werden und ein immer blendenderes Licht in die ungeheuren Räume hinaussenden, welche jetzt die einzelnen Wolkengebiete trennen.

Bei den kleineren Gaskugeln schreitet dieser Vorgang am schnellsten fort, und hier gewahren wir nun schon eine recht hübsche Anzahl solcher an Breite und Dicke wechselnder Ringe. Doch siehe, da reißt gar ein solcher Ring entzwei, nach ihm ein zweiter und dritter, und ihm folgen immer mehr, deren Massen ihren Zusammenhang lösen und nur noch als Ringfragmente ihren alten Weg verfolgen. Einzelne Stücke ballen sich dichter zusammen und ziehen, im Kreise herumlaufend, immer mehr der übrigen Ringmassen an sich, bis sich vollständige Kugeln von dichten Gasmassen daraus gebildet haben, welche um die ursprüngliche Mutterkugel herumlaufen und sich zugleich mit rapider Geschwindigkeit um sich selber drehen.

Während diese Prozesse an den größten äußeren Ringen vor sich gingen, haben sich von der ehemaligen Gaskugel, die aber jetzt schon viel kleiner geworden ist, immer mehr solcher leuchtender Ringe abgesondert, die das Schicksal ihrer Vorgänger theilen, d. h. zerreißen und zu gesonderten Kugeln werden, welche in verschiedenen Abständen um die nunmehr in einen feurig-flüssigen Zustand übergegangene Mutterkugel herumlaufen. Bei manchen dieser gesonderten Kugeln wiederholen sich nun die beschriebenen Vorgänge, indem auch von ihnen infolge ihrer Rotation sich Ringe

ablöſen, welche ſchließlich bei zunehmender Erweiterung zerreißen und ſich abermals in leuchtende Gaskugeln verwandeln, die als Trabanten ihre beſonderen Mutterkugeln umkreiſen.

So ſehen wir nach und nach aus dem Chaos kämpfender Nebelmaſſen ein unendliches Heer größerer und kleinerer Flammenkugeln hervorgehen, die ſich in mächtigen Bahnen durch den Weltraum bewegen — die unendliche Welt der Geſtirne! Jene gewaltigen Mutterkugeln, die als Kern der urſprünglichen großen Gaswolken übrig geblieben, ſind die unzähligen Sonnen oder Fixſterne, welche noch jetzt in unvermindertem jugendlichen Glanze durch die Nacht des Weltraumes ſtrahlen; jene kleineren Flammenkugeln, die ſich aus gewaltigen von den erſten abgeſonderten Ringen gebildet haben und jetzt als geſonderte Körper in raſtloſem Wirbel um die Sonnen kreiſen, ſind die Planeten, und jene noch kleineren Feuerkugeln, welche hier und da wieder dieſe umkreiſen und auf ihrem Weltlauf um die Sonne begleiten, es ſind die Monde oder Trabanten.

Doch die Pracht der Millionen und Abermillionen ſtrahlender Geſtirne, die von den gewaltigen Strahlenkugeln bis zu den feinſten leuchtenden Funken hinab den Weltraum erfüllen und in buntem Reigen ſich durcheinander bewegen, ſoll nicht ewig dauern. Hier und dort beginnen die kleineren Lichter dunkler zu werden, in's Röthliche zu ſchimmern und zu verlöſchen. Es ſind dies zunächſt die kleinſten Geſtirne, die Monde, deren feurig-flüſſige Oberfläche ſich infolge der eiſigen Kälte des Weltraumes mit einer dunklen ſtarren Kruſte überzieht, die, nach innen

allmählig zunehmend, die Wogen des Feuermeeres unter sich begräbt, das nunmehr nur noch ungesehen im tiefen Kerne des Weltkörpers wüthet. Zwar bricht es immer wieder an einzelnen Stellen durch und zerklüftet die dunkle Kruste, wodurch Unebenheiten (Gebirge) auf derselben entstehen, aber endlich ist es besiegt und seine Wirkung bleibt auf Erdbeben und feuerspeiende Berge beschränkt, während die Oberfläche nur noch von anderen Gestirnen ihr Licht erhält, eine Entwickelungsstufe, in welcher sich gegenwärtig unser Erdenmond befindet.

Bei den Planeten dauert dieser Kampf wegen ihrer größeren Dimensionen länger. Lange leisten die Feuermeere an ihrer Oberfläche der furchtbaren Kälte des Weltraumes Widerstand; mächtig schlagen die Gluthwogen empor, doch schon tanzen dunkle Schlackenstücke auf den Wellenbergen, gleichwie die Eisbildungen in den Wogen des Polarmeeres umher. Und immer zahlreicher und größer werden sie, bis sie als eine ununterbrochene nichtleuchtende Kruste die Oberfläche bedecken. So erlischt nach und nach das leuchtende Feuer auf der Oberfläche der Planeten, welche nur noch von den Centralgestirnen (Sonnen) erleuchtet und erwärmt werden, nun aber in jenem Zustande sich befinden, welcher der Entstehung des organischen Lebens günstig ist das sodann in mannigfaltigen Epochen und in den verschiedenartigsten Formen wechselt — ein Entwickelungsstadium, in welchem jetzt unsere Erde steht.

Doch kehren wir zu den Monden der Planeten zurück, so steht denselben noch eine weitere Veränderung bevor, obwohl sie sich uns als ausgestorbene Welten dar-

ſtellen, deren Oberflächen nur noch wildzerriſſene luft- und waſſerloſe Geſteinswüſten zeigen, und deren Axendrehung eigentlich aufgehört hat, da ſie mit ihrer Rotation um den Planeten zuſammenfällt. Da die verſchiedenen Theile ihrer Oberfläche infolge ihres Kreiſens um den Planeten, zu welchem ſie gehören, abwechſelnd bald einer wochenlangen Sonnenhitze, bald einer ebenſo langen eiſigen Kälte ausgeſetzt ſind, bekommen dieſelben meilenweite Riſſe und Sprünge, die immer zahlreicher und größer werden. Dies iſt in fortſchreitendem Maße der Fall, bis ſich endlich der Zuſammenhang ihrer Maſſe löst. Da jeder der Theile wiederum denſelben zerſtörenden Einflüſſen ausgeſetzt iſt, geht die Zerſetzung immer weiter vor ſich, bis ſich die ehemalige Weltenkugel zu einer Wolke kleiner Körperchen aufgelöst hat. Dieſer „Weltenſtaub" wird nun durch die im Univerſum wirkenden anziehenden und abſtoßenden Kräfte auf immer größere Räume zerſtreut, in denen er ſich als dunkle formloſe Wolke ausbreitet.

Was wird nun aber aus den Planeten?

Die kleineren theilen zuerſt das Schickſal der Monde, dann aber gehen auch die größeren einer endlichen Auflöſung ihrer Rieſenleiber entgegen, auch ſie fallen den zerſtörenden Kräften des Weltraumes anheim und zerfallen ebenfalls im Laufe der Jahrmillionen in „Weltenſtaub".

So ſehen wir nach und nach die Lichter am Himmel erlöſchen und ihre aufgelösten Körper ſich in immer größeren Maſſen als dunkle, feinſt zertheilte Wolkengebilde auf immer weitere Räume ausdehnen. Wiederum erfüllt die Weltmaterie in formloſen ungeheuren Weltallswolken

den unendlichen nächtigen Raum wie einſtmals, als es noch keine Geſtirne gab.

Ueberblicken wir noch einmal das gewaltige Bild, das wir im Fluge der Jahrmillionen an unſerem Auge vorüberziehen ſahen, ſo erinnern wir uns ſtaunend an jenes große Naturgeſetz, nach dem alles Vorhandene entſteht und vergeht, an den Kreislauf des Lebens, auf den wir ſchon Eingangs dieſer Skizze hindeuteten. Aus dem „Urnebel" ſahen wir ganze Weltſyſteme hervorkeimen, ſich entwickeln, bis ſie in jugendlichem Glanze die Nacht des Weltraumes erhellten, dann alterten und hinſtarben, bis ihr Flammenblick erloſch und die Maſſen ihrer abgeſtorbenen Körper den auflöſenden Kräften des Weltraumes anheimfielen, bis ſie in den Staub zerfielen, aus dem ſie geboren waren. Alſo auch hier, wie bei allem Irdiſchen: Geburt, Entwickelung, Tod und endliche Auflöſung. Da ſich jedoch eine abſolute Vernichtung nicht einmal denken läßt, ſo müſſen wir auch hier, wie überall in der Natur, an eine Wiedergeburt glauben.

Darauf deutet auch der Umſtand hin, daß im Weltall „Geburt" und „Auflöſung" gar nicht verſchiedenen Perioden angehören, ſondern daß beides fortwährend eng in einander greift und innig verwoben iſt, ſo daß man all' jene Vorgänge, die wir in einem großen Gemälde hintereinander vorgeführt, noch jetzt in den verſchiedenſten Stadien am Himmel wahrnehmen kann. Da zeigt uns das Teleſkop ferne Nebelmaſſen, die über ungeheure Räume vertheilt in ihrer formloſen Geſtalt noch keine Spur von werdenden Sternſyſtemen zeigen; andere ähnliche Gebilde, die

ſchon in beſtimmteren Formen den Anfang zur ſchöpferiſchen Geſtaltung zeigen, und noch andere, deren glühende Kerne bereits Welten im Keime darſtellen, während wieder andere von Nebelringen umgeben ſind, die ſich zu Weltenkörpern aufzurollen beſtimmt ſind. Erloſchene Planeten zeigen uns ſchon die Phaſen einer abwärts gehenden Entwickelung, welche mit dem endlichen Weltzerfall abſchließt. Treffend vergleicht daher der berühmte Aſtronom William Herſchel das Weltall einem Blumengarten, in welchem hier Gewächſe keimen, dort ſich blühend entfalten und wieder an anderer Stelle welken, um aus den Elementen ihrer aufgelösten Leiber ein neues Leben hervorſprießen zu laſſen.

So zeigt uns das Univerſum ſelbſt ein Bild der mächtigen Prozeſſe des Werdens und Vergehens, ein Bild, das uns nur darum ewig erſcheint, weil die Zeit eines Menſchenlebens zu kurz iſt, um einen merklichen Fortſchritt im Lebenslauf der Geſtirne zu gewahren. Doch, was dem leiblichen Auge entgeht, das bleibt dem geiſtigen nicht verborgen, das in jenem ſcheinbaren Stillſtand Leben und Bewegung erblickt — den Kreislauf des Lebens am Himmel.

Mannigfaltiges.

Ein gelöstes Räthsel. — An der Heerstraße von Neapel nach Nola liegt die Abtei Sankt Vito. Zweihundert Schritt davon entfernt, landeinwärts, erblickte man im Jahre 1798 unvermuthet eine steinerne Säule von vier Ellen Höhe, die früher nicht dagestanden hatte. An der einen Seite der Säule nach Abend standen in französischer Sprache die Worte: „Am 1. Mai jeden Jahres, Morgens 6 Uhr, habe ich einen goldenen Kopf!“

Der 1. Mai des folgenden Jahres erschien und mit ihm eine Menge Menschen von nah und fern an der Säule, welche nebst ihrem Kopf blieb wie sie war und so unverändert auch die nächsten Jahre, obgleich sich an dem bezeichneten Tage immer wieder Neugierige einfanden, um das in Aussicht gestellte Wunder zu sehen. Man begriff also, daß der Reim dieser Worte ein anderer sein müsse und erschöpfte sich in Muthmaßungen und Forschungen, aber ohne allen Erfolg. Da kamen im Jahre 1816 andere Mönche mit einem neuen Abt in das Kloster, welches durch Vertrag an einen anderen Orden übergegangen war. Ehe der abgehende Prior die Abtei verließ, gab er noch Befehl, die Säule auszugraben, in der Hoffnung, einen Schatz darunter zu finden, aber auch diese Erwartung erwies sich als trügerisch, und der räthselhafte Obelisk wurde wieder aufgestellt. Nicht besser erging es dem Nachfolger des Abtes und seinen Mönchen; vergebens forschten sie nach der Deutung der dunklen Worte und endlich nahmen sie an, daß hier nur eine Mystifikation, eine Täuschung vorliegen müsse.

Endlich wanderte im Jahre 1841 ein neapolitanischer Lazzaroni die Straße und fand die seltsame Säule. Sinnend stand er vor der Inschrift und plötzlich war es ihm, als müsse er errathen haben, was sie besagte. Er schaute hinauf zur Sonne, die vom wolkenlosen Himmel herniederstrahlte, und blickte dann wiederum auf die Säule, die einen kurzen Schatten warf. „So könnte es sein — versuchen wir es!" murmelte er für sich, indem er weiter zog. Die frühe Morgenstunde des nächsten 1. Mai fand den Bettler wieder vor der Säule, um welche sich an diesem Tage längst kein Mensch mehr kümmerte. Er trug Hacke und Spaten bei sich und erwartete die sechste Stunde. Als die Uhr der Abtei dieselbe verkündete, schritt er westlich von der Säule bis zu dem Ort, wo die Spitze derselben ihren Schatten hinwarf. Dort schlug er mit der Hacke ein und bald fand er in geringer Tiefe einen französischen Tornister mit 80,000 Zechinen. Die Inschrift hatte Recht: an dem bezeichneten Tage besaß die Säule Morgens 6 Uhr einen goldenen Kopf, wenn auch nur der Schatten derselben; Niemand aber hatte an diese eigenthümliche Erklärung gedacht. Der glückliche Finder, Avaroli Cavota war sein Name, kaufte sich einen Landsitz bei Mantua, Sankt Marco della Gratio, wo er erst vor wenigen Jahren das Zeitliche segnete. M L.

Warum und wie husten wir? — Was ist ein Husten? Es ist ein plötzliches und kräftiges Austreiben der Luft von den Lungen, wobei sich vorhergehend momentan die Luftröhre schließt, um dem Luftstrome noch größere Kraft zu verleihen. Die Wirkung dieses krampfhaften Ausathmens ist Entfernung dessen, was sich in den Luftgängen angesammelt haben mag, sei es ein von außen eingedrungener Körper, etwa ein in die Luftröhre gelangter Speisebrocken, oder eine Ansammlung von den Luftwegen selbst abgeschiedenen Schleimes.

Husten ist theilweise ein willkürlicher Akt, wobei wir von

dem Verlegenheitshuſten u. dergl. ganz abſehen wollen. Wir können huſten, wenn wir wollen, aber häufig ſind wir gezwungen zu huſten, wenn wir auch nicht wollen. Zur Erklärung ſei daran erinnert, daß die Nerven in zwei Klaſſen: Empfindungs- und Bewegungsnerven, zerfallen. Die erſteren bringen die Nachrichten zum Gehirn und melden alle Störungen nach dieſem Hauptquartiere. Die motoriſchen oder Bewegungsnerven bringen dann den Befehl zur Aktion zurück. Kitzelt man eines Anderen Ohr mit einem Strohhalm, ſo bewegt ſich ſeine Hand automatiſch, um das gekitzelte Glied zu kratzen. Irgend etwas bewirkt ein Kitzeln im Halſe; das Gehirn gibt den betreffenden Muskeln Befehl, den Kitzel verurſachenden Eindringling hinauszuwerfen, mit anderen Worten: zu huſten. Und das iſt's, warum wir huſten.

Die Veranlaſſung zum Huſten kann ſehr verſchieden ſein. Häufig ſtammt ſie von einem Reiz der Athmungsorgane durch fremde Körper: Staub und kratzende Dämpfe, die mit der Luft in den Hals eines Geſunden gerathen, oder durch feuchte, kalte Luft, oder in krankem Zuſtande durch Schleim, Eiter und Blut.

Wie allgemein bekannt iſt, gibt es verſchiedene Arten des Huſtens. Wir haben den trockenen Huſten, ohne Auswurf, den naſſen Huſten mit Auswurf, den kurzen, ſtoßweiſen Huſten, von geringem Reize herrührend, den heftigen, krampfhaften konvulſiviſchen Huſten, veranlaßt durch einen ſtärkeren Reiz, und andere beſondere Huſtenarten. Ferner bösartigen anhaltenden und Krampfhuſten; rauhen, keuchenden, bellenden, ſchrillen Huſten, herrührend von Erweiterung oder Verengerung der Luftröhre, oder eines anderen Theiles der Athmungsorgane. Der hohle Huſten hat ſeinen beſonderen Ton von der Reſonanz des Bruſtkaſtens und des geſpannten Zwerchfells. Bisweilen ſtammt der Huſtenreiz nicht von den Lungen und den Athmungsorganen, ſondern aus Magen, Leber

und Darm. In anderen Fällen ist der Husten rein nervös oder hysterisch.

Hustenmittel müssen der Ursache des Leidens angepaßt sein und versuchen, wenn möglich, die Ursache zu beseitigen. Es liegt auf der Hand, daß ein Husten gemildert werden kann, entweder durch Entfernung der Ursache des Reizes oder durch Verminderung der Reizbarkeit des Nervenapparates, durch welchen er weiter wirkt. Beide Methoden werden gewöhnlich in Anwendung gebracht, und die meisten populären Hustenmittel enthalten ein Auswurf beförderndes Hustenmittel (Expectorans) und ein beruhigendes (Sedativum), in eine schleimige oder Zuckersubstanz vertheilt. Die sedativen Mittel vermindern die Reizbarkeit der Nervencentren, durch welche der Akt des Hustens hervorgerufen wird. Opium in genügender Menge hemmt jeden Husten, aber wenn die Ausscheidungen in den Luftwegen sich anhäufen, muß der Patient husten dürfen, oder er muß ersticken.

Schleimige und Zuckersubstanzen mildern den Reiz. Da es nun häufig der Fall ist, daß der den Husten verursachende Reiz in der Zungenwurzel oder in denjenigen Theilen des Halses vorhanden ist, welche sich durch Bonbons und Plätzchen, die sich langsam im Munde lösen, erreichen lassen, so bringen diese oftmals Linderung, namentlich bei trockenem, hackendem Husten und bei dem Kitzelgefühle im Halse. Aber beim Absaugen der Bonbons beobachte man eine Vorsicht: Die letzten Stückchen der mit Vorliebe gekauften frischen Bonbons nehmen so scharfe Kanten an, daß sie beim Verschlucken Speiseröhre, Magenwand und Magen ritzen und verwunden können, und das hat seine Gefahren. Magengeschwüre werden ja am häufigsten bei Mädchen und Frauen gefunden, die vorzugsweise gern Bonbons naschen. Solche scharfe Splitter können den Tod herbeiführen und sollten nie verschluckt werden.

Isländisches Moos, Althee und Gummi arabicum sind weitere

Linderungsmittel, die wahrscheinlich in der Art wirken, daß sie die entzündete und reizbare Stelle direkt mit einer schleimigen Hülle bekleiden und sie gegen weitere Einflüsse der Luft und sonstiger Reize schützen. Jede entzündete Stelle, sei sie außen oder innen, wird durch Reibung schlimmer, folglich wird die entzündete Fläche der Luftwege schon durch den bloßen Akt des Hustens weiter gereizt. Deshalb räth man mit Husten geplagten Personen, diesen zu „verhalten". Alles Husten, soweit es nicht durchaus zur Entleerung der Schleimansammlung nöthig ist, sollte vermieden werden, denn es schädigt die leidenden Theile durch Reibung und erschöpft den Kranken. Die durch einen heftigen Hustenanfall in Anspruch genommene Muskelanstrengung ist ganz bedeutend; ein Tag starken Hustens greift wirklich mehr an, als ein Tag harter Arbeit.

Die Schwierigkeit in der Auswahl der Hustenmittel liegt darin, daß verschiedene Husten verschiedene Mittel verlangen, und was den einen Husten mildert, den anderen schlimmer machen kann; ferner ist der allgemeine Gesundheitszustand des Kranken in Betracht zu ziehen, was Alles nur von Seiten des Arztes richtig erwogen werden kann. R.

Eine königliche Laune. — Als Ferdinand VII. von Spanien zum ersten Mal als Herrscher nach Barcelona kam, konzentrirte man die allgemeine Freude und Befriedigung in einer Corrida (Stiergefecht). Daselbst lebte ein Espada (Stierfechter), der sich durch besondere Gewandtheit und Unerschrockenheit auszeichnete. Eines seiner Hauptkunststückchen bestand darin, daß er dem gegen ihn anrennenden Stier den Fuß zwischen die Hörner setzte und, von diesem abgestoßen, einen Purzelbaum über das Thier schlug. An jenem Tage hatte er auch dieses Akrobatenstück ausgeführt, der König sah es aber nicht, weil er sich gerade zu seiner Begleitung umwandte. Der allgemeine stürmische Applaus sagte ihm, daß etwas Besonderes vorgefallen, und auf sein Befragen

beſchrieb man ihm den kühnen Streich. Das Wagniß ſchien dem ſportkundigen Monarchen ſo groß, daß er Zweifel über das Gehörte ausdrückte. Er ließ daher dem Matador ſagen, daß zehn Goldſtücke ſein eigen ſein würden, wenn er den Sprung noch einmal producire. Der Fechter meinte aber, es ſei unmöglich, den Stier zweimal auf dieſelbe Weiſe zu überliſten und bat um die Erlaubniß, bei einer ſpäteren Corrida ſeine Kunſt vor den allerhöchſten Augen zu wiederholen. Allein es war der letzte Stier, welcher für jenen Tag verfügbar war, und ſpaniſche Könige ſind nicht gewohnt, ſich abſchläglich beſcheiden zu laſſen. Der moderne Nero ward erbost und befahl dem Matador bei ſeinem königlichen Zorne, das Stückchen zu wiederholen. Dieſer meinte zu ſeinen Kameraden, er wiſſe, daß ihn ſicherer Tod erwarte und ſagte ihnen ein haſtiges Lebewohl. Dann ging er dem Stier entgegen, ſetzte zum Sprunge an und — lag im nächſten Momente mit aufgeriſſenem Leibe ſterbend am Boden. Der König aber triumphirte, man hatte ihm den Beweis, daß der Sprung möglich, nicht geliefert und — er hatte ſeine zehn Goldſtücke geſpart. Th. Z.

Alte Volksbräuche in England. — In etlichen Grafſchaften Englands ſtürzen mit dem Schlage der Mitternachtsſtunde in der Neujahrsnacht junge Burſchen und Mädchen zum Brunnen, um den erſten Schaum der Quelle abzuſchöpfen. Wer Allen zuvorgekommen iſt und den Schaum in ſeinem Kruge aufgefangen hat, dem lächelt ſicher das Glück im beginnenden Jahre.

Am heiligen Dreikönigstage (Erſcheinungsfeſt) und dem darauffolgenden Sonntage ſpielt die Lammswolle eine hervorragende Rolle. Es werden nämlich gebratene Aepfel in der Art über einen Strick geworfen, daß ſie in ein Gefäß mit heißem und gewürztem Biere fallen, welches dadurch ſo mild wird, daß man dem Getränke den Namen Lammswolle beilegt, obwohl es in

größeren Mengen genossen, nicht immer gerade eine sänftigende Wirkung hervorbringt. An einem anderen Orte wird am 6. Januar ein großes Früchtenbrod mit einem Loche in der Mitte gebacken. Der gesammte bäuerliche Haushalt begibt sich damit nach dem Stalle und das Früchtenbrod wird dem schönsten Ochsen auf ein Horn gestülpt. Nun wird das Thier zu einigen kühnen Sprüngen gereizt, wirft es das Brod dabei nach vorne ab, so gehört dieses der Hausfrau, schleudert der Ochse es nach hinten, so fällt es dem Großknechte anheim. — In Pembrokeshire tragen Jungen und selbst Männer an diesem Tage einen Zaunkönig in geschmücktem Käfig von Thür zu Thür und singen dabei „das Lied vom Zaunkönige" ab. — Am Mittfastensonntag spielt eine gewisse Gattung Kuchen eine große Rolle, die aber in Lancashire und Staffordshire durch Feigenpasteten verdrängt wird. Weit allgemeiner ist dagegen das Feigenessen am Palmsonntage. In Hentland zu Herefordshire bewirthen an diesem Tage die Kirchenältesten in der Kirche selbst sowohl den Geistlichen wie die Andächtigen mit Kuchen und süßen Fladen, die an Ort und Stelle verzehrt werden müssen — in früherer Zeit hatte man dazu auch noch einen Humpen Bier zu leeren als Zeichen, daß jede Feindschaft und Erbitterung beigelegt nnd verwischt sei für alle Zeiten. Heiße Kreuzfladen sind in England ziemlich allgemeine Charfreitagsspeise; weniger verbreitet ist das „Charfreitagsbrod". Letzteres besteht aus einem kleinen Brodlaibe, der am Morgen des Tages gebacken und bis an denselben Tag im nächsten Jahre aufbewahrt wird. Abschabsel davon, in ein Glas Wasser gemengt, sollen nach dem Volksglauben vor Krankheit und Tod bewahren. — Am Allerseelentage ziehen auf dem Lande Kindergruppen mit Erwachsenen untermischt, von Haus zu Haus, um Allerseelenkuchen zu erbitten. Auch am Thomastage betteln Weiber und Kinder von Thür zu Thür um „a Thomasin" gleichfalls eine Art Backwerk, als Gabe. — Daß sich die Weih-

nachtsfeier nicht allein auf Blumenschmuck in Kirche und Haus beschränkt, sondern daß sie die Küche nicht minder in Anspruch nimmt als den Garten, ist allbekannt. Der heilige Tag wird durch großartige Schmausereien in beinahe mittelalterlicher Fülle gefeiert; in jedem nur halbwegs wohlhabenden Hause muß der Tisch bis nahezu zum Brechen mit Speisen belastet sein, und der nationale Plumpudding ist an diesem Tage ein Erforderniß, das sich kaum irgend Jemand versagt; er gehört wesentlich mit zur Weihe des Tages. Dafür ist es nicht mehr wie ehedem obligat, daß die Weihnachtstafel jedes Wohlhabenden mit einem Wildschweinkopfe geziert sei, der anmuthig eine Citrone in der Schnauze hält. Zum Schlusse noch eine Londoner Lokalsitte. Uraltem Brauche gemäß marschiren am Ostersonntage sämmtliche Zöglinge von Christ's Hospital in London mit dem Vorstande und den Pedellen durch die Citystraßen zum Lordmayor. Von diesem erhält jeder Zögling zwei kleine Kuchen, ein Glas Wein und ein Geldstück zum Geschenke. die Aeltesten eine Guinee, die Jüngeren eine halbe Guinee und die Jüngsten einen Schilling

F. v. Hellwald.

Von oben muß man anfangen. — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen beabsichtigte einst, allen Bedienten seines Hofstaates, hauptsächlich aber den untersten, einen Theil der Besoldung zu kürzen und ihnen namentlich die früheren Accidentien, als freies Holz, Licht u. s. w., zu entziehen. Natürlich verursachte diese Maßregel unter den davon Betroffenen große Bestürzung und Betrübniß. Einige Tage, nachdem das Vorhaben des Königs bekannt geworden, trat der Geheimrath v. Gundling, der Lustigmacher des Monarchen, zu früher Stunde in dessen Schlafzimmer, schritt rücksichtslos auf das Bett, worin sich der Herrscher noch befand, zu, und schob alle Stühle mit großem Gepolter bei Seite. Der dadurch aufgeweckte König öffnete die Bettvorhänge und fragte entrüstet: „Was, zum Henker,

macht Er denn für einen Lärm?“ — „Ach, man hat nichts wie Verdruß und Aerger!“ lautete die unwirsche Antwort. — „Was ist Ihm denn widerfahren? Er sieht ja aus, als wolle Er Alles in Stücke reißen.“ — „Wie kann man denn lachen, wenn Einem nichts wie betrübte Gesichter aufstoßen, wenn man nichts wie Seufzen und Klagen hört?“ — „Wer klagt denn?“ — „Dero gesammte Dienerschaft, Majestät, Sie wollen zu viel von ihrer ohnehin kärglichen Einnahme streichen.“ — „Das ist dem Volk schon recht. Jedermann belügt und betrügt mich und thut seine Schuldigkeit nur halb.“ — „Darin stimme ich Ihro Majestät bei. Mit meiner eigenen Dienerschaft geht es auch nicht anders. Gestern befahl ich beispielsweise meiner Magd, die Treppe zu putzen. Was thut die einfältige Person? Sie nimmt zuerst die unterste Stufe vor, dann die zweite, dritte, vierte und so weiter, und macht auf diese Weise natürlich, je höher sie steigt, das Unterste immer wieder schmutzig. Eine solche Arbeit dient doch zu nichts; von oben muß man stets anfangen; von oben, nicht wahr, Ihro Majestät?“ Der König merkte den versteckten Sinn und sagte lächelnd: „Ja, darin hat Er wohl Recht; ich werde mit dem Hofmarschall reden.“ Das geschah und die Dienerschaft behielt ihren Lohn, sowie ihre Accidentien.

L. M.

Ein insolentes Kunstwerk. — Zu Versailles in den Zimmern, die ehemals der pomphafte König Ludwig XIV. bewohnt hatte, fanden die deutschen Krieger, als sie nach Napoleon's I. Niederwerfung dort einzogen, ein Kunstwerk vor, welches dem französischen, ehemals so hochgespreizten, nun so tief gebeugten Dünkel in sehr beredter Weise Ausdruck gab. Es war eine prachtvolle Standuhr in Gestalt eines Felsens, der sich, wenn die volle Stunde schlug, öffnete, um einen von Gold und Edelsteinen blitzenden Hahn (das Wappenthier des französischen Volkes) herauszulassen. Sowie dieser hervorgetreten war, schlug

er heftig mit den Flügeln und krähte, den Kopf gegen einen auf einem Baum sitzenden Adler (den deutschen Reichsadler) gewendet, mit heller Stimme. Bei diesem Klange erzitterte und erbebte der deutsche Adler und kam erst wieder zur Ruhe, wenn der grimmige Hahn in seine Behausung zurückgekehrt war! Kann es eine lächerlichere Insolenz geben? L. Z.

Schwarz und Gold. — Diese Farben des österreichischen Kaiserhauses stammen aus dem Orient, und zwar von dem Khalifen Abul Abbas, mit dem Beinamen der Blutvergießer, welcher von 750 bis 754 regierte. Schwarz war die Leibfarbe seines Geschlechtes, der Beni Abbas, und der Khalif trug daher anfänglich einen schwarzen Fürstenmantel. Als später steigender Reichthum und Luxus in das Gewebe des schlichten Mantels Goldfäden einmischte, machte der Herrscher Schwarz und Gold zur Farbe seines Hauses, da diese Doppelfarbe sich besser zum Symbole des heiligen Dunkels und des Glanzes der Majestät eignete. Schwarz, die Farbe der Nacht, und Gold, die Farbe der Sonne, welche aus der Nacht geboren wird, versinnbildlichen das allen Regierungen nothwendige Staatsgeheimniß und die Oeffentlichkeit ihrer Handlungen. Schwarz ist die Farbe des Schattens, welcher, wie jede gerechte Herrschaft, kühlt und erfrischt, Gold ist die Farbe der Sonne, deren Herrlichkeit allen Augen einleuchtet. Diese Farben des arabischen Fürstenmantels gingen nachmals als Kaiserfarben in die Insignien und den Haushalt der deutschen Kaiser über und leben noch heute in denen der Kaiser von Oesterreich fort. F. Z.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

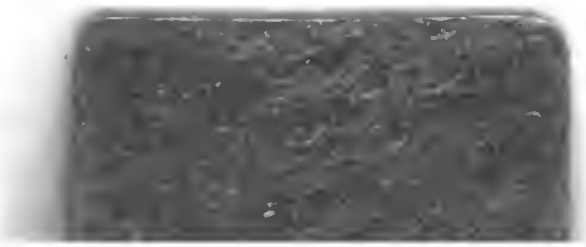
UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 13 1912

UNIVERSITY OF MICHIGAN
5 01907 9204

vation 1992

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9204

Filmed by Preservation 1992